MIX, GUSTAV

Aus dem Schuldbuch des Jesuitenordens

Strauch
1911

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!



Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/ubw/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu

Aus dem Schuldbuch des Jesuitenordens



Von Gustav Mix
Pfarrer in Stargardt (M.-L.)



Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1911

Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50



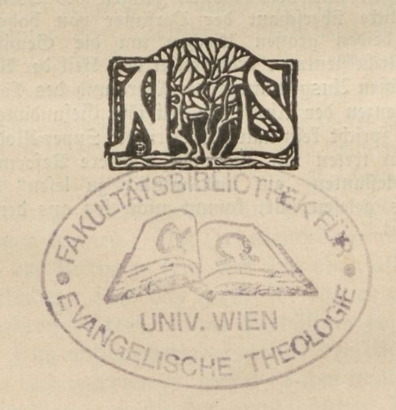
Ignatius von Loyola.

Nach dem Original von P. P. Rubens in Kupfer gestochen von Bolswert.

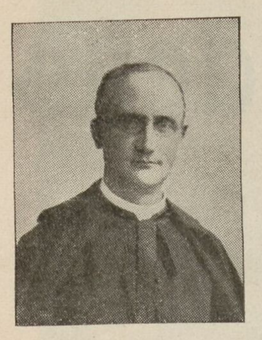
Aus dem Schuldbuch
des
Jesuitenordens

Von

Gustav Mix
Pfarrer in Stargardt, N.-L.



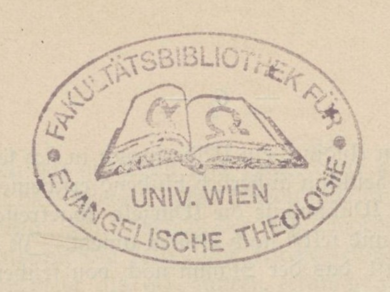
Leipzig
Verlag von Arwed Strauch
1911



Der Untergang Roms.

Geschichtliche und psychologische Studie. Von Prof. Giorgio Bartoli. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Fr. Pfäfflin. Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. Brosch. 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Die Geschichte eines Kampfes um die Gewissensfreiheit. Der frühere Jesuitenpater Giorgio Bartoli, ein italienischer Hoensbroech, schildert, was ihn zu seiner Trennung von Rom zwang. In der ausgezeichneten geschichtlichen und psychologischen Studie, die ein anspruchsloses Romangewand nur leicht umhüllt, zieht der geistreiche Verfasser die politische und moralische Bilanz der drei ersten Jahre des Pontifikats Pius X. Roms politische Macht steht vor ihrem Untergange; Roms ethische Kultur ist eine gewaltsame Zurückdrängung zur Scholastik des 14. Jahrhunderts. Aufsehenerregende, schneidende Kritiken der römischen Dogmen, des Lebens der römischen Klerikalenkreise und der Arbeit Joseph Sartos, wie sie nur aus der Feder eines Mannes fließen können, der über eine ausgezeichnete philosophische und historische Bildung, eine tiefgehende Kenntnis des modernen Geisteslebens, sowie über eine überraschende Vertrautheit mit den intimsten Verhältnissen und brennendsten Fragen des Vatikans verfügt. Mit vorurteilsfreiem Blicke überschaut der Verfasser von hoher Warte aus den Geisteskampf der beiden großen Kirchen um die Gewissensfreiheit. Von der Rückkehr zum Urchristentume erwartet er das Heil der Kirche und der Welt, von der schriftgemäßen Ausgestaltung der Lehre und des Lebens unter Verzicht auf politische Tendenzen der Kirche die religiöse Gesundung der Völker. Aus dem ernsten Buche spricht kein marktschreierischer Super-Modernismus, der nur zerstört, sondern hier treten uns maßvolle, wackere Reformgedanken entgegen auch für uns Protestanten „gut und nützlich zu lesen". Wer nur einige Kapitel des Buches gelesen hat, kommt nicht los aus dem Banne der markanten Persönlichkeit. . . . .



Einleitung.

In seinem Lebensbuch „14 Jahre Jesuit" behauptet Graf Hoensbroech, so scharf er sonst auch in jeder Beziehung über den Jesuitenorden urteilt, für die Kirche selbst sei der Jesuitenorden nicht nur nicht schädlich, sondern sehr nützlich (II, S. 583).

Es ist mir vollkommen unerfindlich, wie Hoensbroech zu diesem Urteil hat kommen können — derselbe Hoensbroech, dessen ganzer Lebensgang eigentlich der stärkste Beweis dafür ist, daß die Autorität der Kirche allerdings wohl dem Jesuitenorden zugute kommt, daß aber die Kirche von jenem zum mindesten gar nichts hat.

Lediglich die Autorität der Kirche ist es ja doch gewesen, die den Grafen Hoensbroech nach seiner eigenen, wiederholten Versicherung noch jahrelang im Jesuitenorden festgehalten hat, obwohl er innerlich längst mit ihm zerfallen war. Der Jesuitenorden dagegen hat Hoensbroechs Loslösung von der Kirche nicht nur nicht aufzuhalten vermocht, er hat sie eher beschleunigt, und jedenfalls ist es einzig und allein auf das Konto des Ordens zu schreiben, daß der endgültige Bruch sich so radikal gestaltet hat. Mit dem Jesuitenorden wirft Hoensbroech alles weg: den Glauben seiner Kindheit, die kirchlichen Ideale des Mannes, kurz, Religion und Kirche zugleich. Erst ganz allmählich hat er sich wieder einen Glauben aufgebaut, in dem aber Kirche und Kirchenwesen keine Stätte mehr haben. In solchem Maße hat der Jesuitenorden religiös aushöhlend auf den Mann gewirkt. Und mit aufrichtigem Bedauern nur kann man feststellen, wie einem geistig so bedeutenden Manne für alle Folgezeit der Sinn für die hohe Bedeutung eines geordneten Kirchenwesens so völlig hat abhanden kommen können. Der Jesuitenorden mit seinem Anspruch, die Kerntruppe der Kirche zu sein, hat ihm eben alles Kirchentum ein für allemal verleidet. Und das gleich so, daß er auch heute noch — nach fast 20 Jahren — kein rechtes Verhältnis zu irgendeiner Kirche gefunden hat. Das widerwärtige Zerrbild der Kirche, wie es im Jesuitenorden ihm nahegetreten ist, macht es ihm unmöglich, zu einer unbefangenen Würdigung selbst der evangelischen Kirche zu kommen.

Was aber hier von dem Einzelnen gilt, das gilt ohne Zweifel auch ganz allgemein. Der Jesuitenorden ist der Totengräber alles wahrhaft religiösen Lebens in der katholischen Kirche, und eben damit zuletzt der Totengräber auch der Kirche selbst. Denn eine Kirche

ohne Religion ist ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst. Sie mag vielleicht noch eine Zeitlang äußerlich blühend erscheinen, wie ja auch ein Baum, dem die Wühlmäuse die Wurzeln abgefressen haben, noch ein Weilchen treibt und selbst noch Blüten ansetzt. Ist aber das letzte Tröpfchen Lebenssaft, das der Stamm noch von früheren Zeiten her in sich hatte, aufgezehrt, so muß er verdorren; eines Tages decken die zarten, blassen Blüten, die der Baum mit seiner letzten Kraft hervorgebracht hatte, den Boden, und die kahlen, dürren Äste recken sich in die laue Frühlingsluft — ein erbarmungswürdiger Anblick!

So hat der Jesuitenorden der katholischen Kirche die Wurzel wahrer Religiosität abgegraben und sie damit dem allmählichen Ruin preisgegeben. Und wenn es der katholischen Kirche nicht mehr gelingen sollte, sich aus der eisigen Umklammerung des Jesuitismus zu lösen, ist ihr Schicksal besiegelt. Döllinger trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in seinen Vorträgen „über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" einmal bemerkt: „Die Jesuiten haben, wie die Erfahrung von drei Jahrhunderten ergibt, keine glückliche Hand; auf ihren Unternehmungen ruht einmal kein Segen. Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoß kommt und zertrümmert das Gebäude, oder eine Sturmflut bricht herein und spült es weg, oder das wurmstichige Gebälke bricht ihnen unter den Händen zusammen. Man wird bei ihnen an das orientalische Sprichwort von den Türken erinnert: ‚Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr' . . ." (S. 119).

Ich fürchte sehr, die katholische Kirche, die sich in unglaublicher Verblendung selbst den Fuß des Jesuitismus auf den Nacken gesetzt hat, wird über kurz oder lang die Wahrheit dieses Wortes am eigenen Leibe erfahren.

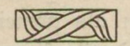
Mag der Jesuitenorden viel auf dem Gewissen haben — seine schwerste Schuld ist doch, daß er die Kirche langsam, aber stetig, mit seinem Geiste, dem Geist der schrankenlosen Herrschsucht und eitler Selbstvergötterung erfüllt hat, dadurch, daß er dem in der Kirche bereits vorhandenen Hang dazu vom ersten Tage seines Bestehens an mit voller Überlegung Vorschub geleistet hat. Die offizielle katholische Kirche ist heutzutage tatsächlich durch und durch verjesuitisiert. Ihre Frömmigkeit, ihr sittliches Ideal, ihre letzten Ziele sind die des Jesuitenordens. Fast kann man sagen: Die Kirche ist heute geradezu identisch mit dem Jesuitenorden, wie ja denn auch sämtliche Katholikentage neuerdings stets auf den einen Ton gestimmt sind: „Wir sind alle Jesuiten!"

Das ist aber für die Kirche ein gefährliches Ding. Der Fall des Jesuitenordens vor 140 Jahren hat ihr nicht nur nichts geschadet, sondern sie im Gegenteil von einem schweren Alp befreit. Heute würde ein solcher Zusammenbruch die Kirche, die sich dem Jesuitis-

mus verschrieben hat mit Haut und Haar, ohne Zweifel in den Fall des Ordens mit hineinziehen. Und darum sage ich im strikten Gegensatz zu Hoensbroech: Für keinen ist der Jesuitenorden gefährlicher und verderblicher, als für die katholische Kirche selbst! Das hat bereits Saint-Priest vor mehr als 60 Jahren erkannt, wenn er in seiner Histoire de la chute des Jésuites au 18. siècle (Paris 1846, S. VIII f.) schreibt: „Die Jesuiten sind stark als Orden, aber schwach als Verteidiger der großen römischen Kirche. Wie die Chinesen nach ihrer Geographie die Hauptstadt ihres Landes in das Zentrum des Erdkreises verlegen, so glauben sich die Jesuiten gleichsam im Herzen und in dem Innersten des Christentums. Ohne der kurzen Zeit ihres Bestehens zu gedenken, halten sie dafür, daß die katholische Religion ohne sie nicht leben könne." Und so sind sie drauf und dran, dem Katholizismus das Lebenslicht auszublasen.

In einer ganzen Anzahl einzelner Aufsätze in der „Wartburg" und anderswo habe ich diese Auffassung in den letzten Jahren mit mehr oder minder scharfer Betonung meines Standpunktes vertreten. Auch dort, wo auf den Jesuitismus nicht ausdrücklich Bezug genommen ist, liegt doch diese meine Anschauung von der Gefährlichkeit des Jesuitismus gerade auch für die katholische Kirche selbst meinen Ausführungen zugrunde. Sie ist das geistige Band, das alle diese Arbeiten über die mannigfaltigsten Gegenstände aus Geschichte und Gegenwart miteinander verknüpft.

Da nun diese Seite der Sache in dem neuen Werk des Grafen Hoensbroech in wirklich auffälliger Weise zu kurz kommt, habe ich mich — vielfach geäußerten Wünschen entsprechend — doch noch entschlossen, diese meine Abhandlungen zur Jesuitenfrage zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Natürlich habe ich die einzelnen Aufsätze einer gründlichen Bearbeitung unterzogen, um sie, wo es not tat, mit dem gegenwärtigen Stand der Forschung in Einklang zu bringen; einige Abschnitte sind neu eingefügt; auch für eingehendere Literaturnachweisungen ist gesorgt. Im übrigen aber habe ich die ursprüngliche Gestaltung der Aufsätze nach Möglichkeit beibehalten, da gerade in der lebhaften Auseinandersetzung mit den Gegnern aus besonderem Anlaß der eigentliche Reiz dieser Arbeiten bestehen soll und auf diese Weise jedenfalls auch manche an sich spröde Materie dem Verständnis weiterer Kreise nahe gebracht werden kann. Das aber ist es, worauf es mir in erster Linie ankommt: Weithin Aufklärung zu verbreiten über die ernste Gefahr, die ebenso Freund wie Feind vom Jesuitismus droht.





I. Der Jesuitismus.

1. Der Begriff des Jesuitismus.

In seiner Schrift „Die Jesuiten und das Deutsche Reich" erzählt Arthur Böhtling folgende kleine Geschichte, die er selbst von einem Vollblut-Pariser gehört haben will: „Zwei höhere Angestellte an der berühmten Porzellanfabrik zu Sèvres an der Seine — natürlich gute Katholiken — waren einander in die Hare geraten. In seiner Wut rief der eine dem andern zu: „Sie sind ein Jesuit!" Die Antwort war eine schallende Ohrfeige. Die Angelegenheit kam vor das Gericht. Als da nun der Richter den Ohrfeiger fragte, wieso er sich beleidigt erachte, wenn man ihn einen Jesuiten heiße, mußten zwei starke Männer ihn halten, damit er den Richter nicht ohrfeigte."

In dieser kleinen Anekdote kommt treffend zum Ausdruck, wie der Begriff des Jesuitismus im Laufe der Zeit einen ganz bestimmten Inhalt erhalten hat, den nun jeder, ob Freund, ob Feind, unwillkürlich mit dem Wort Jesuit verbindet. Seit Martin Chemnitz zuerst im Jahre 1562 in seinen Theologiae Jesuitarum praecipua capita (Bl. 6) die Jesuiten in „Jesuwiter" verkehrt hat, ist das Wort „Jesuit" zum Scheltwort geworden, das im Volksmund ungefähr gleichbedeutend ist mit „Lügner, Heuchler, scheinheiliger Egoist". Man denke nur an Spindlers bekannten Roman „Der Jesuit" oder an die beiden „ollen Jesuwiters" in Reuters „Stromtid".

Dem entspricht es durchaus, wenn Gioberti, der übrigens ein so guter Katholik ist, daß er auch nicht das leiseste Verständnis für Luther und die Reformation hat, in seinem Werk „Der moderne Jesuitismus" (in der Übersetzung von J. Cornet, Leipzig 1848, S. 25) die Jesuiten als „Lügensekte par excellence" bezeichnet und weiter bemerkt: „Der Jesuitismus ist im Jesuiten, aber er ist nicht der Jesuit; er ist in allen Jesuiten als gemeinschaftliche Qualität und in keinem von ihnen als individuelle Eigentümlichkeit. Er ist eine Art

moralischer Krankheit, bei der keine Wahl, kein Ausbeugen stattfindet, eine Art Geistesepidemie, allen denen gemein, welche unter euch (Jesuiten) erzogen, von euch genährt wurden und eine Zeitlang die Pestatmosphäre jesuitischer Klöster eingeatmet haben" (a. a. O. S. 108).

Das ist nun aber nicht mehr bloß volkstümliche Redeweise, das ist das wohlüberlegte, in einem dreibändigen Werke eingehend begründete Urteil eines der bedeutendsten Kenner des Jesuitismus. Daß dessen Urteil mit dem allgemeinen Urteil des Volkes so auffallend übereinstimmt, gibt doch zu denken. Und man darf wohl fragen, ob auch sonst Leute, denen man eine genaue Kenntnis in diesen Dingen nicht absprechen kann, ähnlich urteilen.

Da ist es ja nun eine ebenso merkwürdige, wie allgemein bekannte Tatsache, daß so ziemlich alle wirklichen Kenner des Jesuitismus, sofern sie nur nicht selber Jesuiten waren oder ihnen sonstwie nahestanden, Katholiken ebenso gut wie Protestanten, die Meinung Giobertis über den Jesuitenorden in der Hauptsache geteilt haben. Vom ersten Tage seines Bestehens an hat der Jesuitenorden den heftigsten Widerspruch erfahren, und zwar in erster Linie von seiten der Katholiken selbst, als deren entschiedenste Vorkämpfer und getreuen Eckarts sich die Jesuiten doch von Anfang an aufzuspielen liebten.

Katholische Urteile über die Jesuiten.

Es sei hier nur erinnert an die erbitterten Kämpfe, die gleich in den ersten Jahren nach der Gründung des Ordens der Dominikaner Melchior Cano, Professor an der Universität Salamanca, mit den Jesuiten durchzufechten hatte. Ärger noch setzte ihnen die Sorbonne in Paris zu. Die hervorragendsten Gelehrten der berühmten Hochschule, ein Du Bellay, ein Molinaeus, ein Stephan Pasquier und viele andere traten gegen sie auf den Plan. Überaus bezeichnend ist das Gutachten der Sorbonne vom 1. Dezember 1554. Nach einer eingehenden Besprechung und Beurteilung der Einrichtungen der Gesellschaft Jesu faßt sie ihr Urteil auf Grund reiflicher Überlegung und sorgfältiger Prüfung dahin zusammen: „Diese Gesellschaft erscheint für den Glauben gefährlich, für den Frieden der Kirche störend, für das Mönchswesen verderblich und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen geeignet." (Bei Wolf, Allgemeine Geschichte der Jesuiten, Bd. I, 258). Und zehn Jahre später rief Pasquier als Vertreter der Universität den Jesuitenfreunden das ernste Wort zu: „Die ihr die Jesuiten duldet, ihr werdet einst, und zu spät, eure Leichtgläubigkeit bereuen, wenn ihr die traurigen Folgen eurer Toleranz einsehen und euch durch Tatsachen überzeugen werdet, wie sie durch List, Betrug, Aberglauben,

Heucheleiundboshafte Kunstgriffe nicht nur in diesem Königreiche, sondern überhaupt in der ganzen Welt die öffentliche Ruhe stören werden" (Wolf I, 259). Hier haben wir gleich zu Anfang die ganze Reihe schwerster Anklagen, die in der Folgezeit mit stets verstärkter Wucht den Jesuiten entgegengeschleudert worden sind und hinfort im Volksurteil mit dem Worte „Jesuit" untrennbar verbunden geblieben sind.

Ist denn nun wirklich, wie uns die Jesuiten immer wieder glauben machen wollen, anzunehmen, daß alle diese schweren Anschuldigungen jeder tatsächlichen Grundlage entbehren? Zugegeben, daß vielleicht die eine oder andere der vorgebrachten Beschwerden in dem Neid und der Eifersucht der älteren Orden auf den jüngeren, mächtig aufstrebenden Jesuitenorden ihren Grund gehabt haben mag — aber sollte das wirklich ganz allgemein der Fall gewesen sein? Darf man das z. B, auch von dem eben erst so hochgefeierten Carlo Borromeo sagen? Dieser berühmte Kardinal und „Heilige" der Gegenreformation fand zwar in den Jesuiten eine Zeitlang willkommene und ausgezeichnete Gehilfen bei seinem Werk der Ketzerausrottung in Oberitalien. Bald aber hat auch er die Jesuiten von einer anderen Seite kennen gelernt. In seinen Briefen an seinen Beichtvater beklagt er sich bitter über sie: Sie hetzten die Zöglinge seines Seminars auf, Jesuiten zu werden; während der Pest täten sie nicht ihre Pflicht als Seelsorger; er hoffe nicht mehr, daß sie sich jemals ändern würden. Am 27. März 1578 beschwert er sich über Frechheiten, die sich ein Jesuitenpater Mazzarino in seinen Predigten gegen ihn erlaubt habe, und muß darauf erfahren, daß dieser Jesuit von seinen römischen Konfratres vor dem Papst eifrig in Schutz genommen wird, während sie ihn, den Kardinal selber, zu verdächtigen suchen, als schreibe er die Unwahrheit. Ja, Borromeo ist überzeugt, daß die Jesuiten durch Lügen die benachbarten Städte für Mazzarino gewonnen und diese ihre Lügen mittels ihrer Kollegs durch ganz Italien verbreitet haben; denn für einen angegriffenen Jesuiten treten alle anderen ein, auch diejenigen, die ihn zuvor verurteilt haben. So kommt denn der Heilige zu dem betrüblichen Schluß: Wenn die Jesuiten es so weiter trieben, würde die Gesellschaft plötzlich zu Fall kommen. Auf Besserung aber sei kaum zu hoffen. Denn wenn sie schon in diesem Falle solch Geschrei erhöben, was würden sie erst tun, wenn man sie an gewissen anderen empfindlichen Stellen packen würde (Bei Gioberti a. a. O., III, 409 ff.)!

So stand es bereits wenige Jahrzehnte nach der Gründung des Jesuitenordens. Und immer und immer wieder waren es die frömmsten und besten Katholiken, die in ununterbrochener Folge die gleichen Klagen erhoben, wie z. B. der wackere Bischof Palafox und der edle

Blaise Pascal, Männer, deren Lauterkeit die Jesuiten seither unermüdlich, aber ohne Erfolg zu verdächtigen gesucht haben. Und schließlich hat ein Papst ihnen das vernichtendste Urteil gesprochen: Clemens XIV. in seinem Breve „Dominus ac redemptor noster“ vom 21. Juli 1773, in dem er den Jesuitenorden aufhebt.

Da die Jesuiten es meisterlich verstanden haben, die Aufmerksamkeit der Welt von dem Inhalt dieses päpstlichen Erlasses auf die rein formelle Frage nach seiner politisch-rechtlichen Geltung abzulenken, halte ich es für nützlich, hier wenigstens die bedeutsamsten Stellen daraus wiederzugeben. Nachdem Clemens XIV. ausdrücklich hervorgehoben hat, wie er es „weder an Fleiß noch gründlicher Nachforschung habe fehlen lassen, um alles dasjenige in Erfahrung zu bringen, was den Ursprung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand des Regularordens betrifft, der gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird“, gibt er einen kurzen Überblick über Gründung und Entwicklung des Ordens, um dann aber gleich zu der Fülle von Privilegien, die den Jesuiten von den einzelnen Päpsten verliehen worden sind, zu bemerken: „Dessen ungeachtet ersieht man aus dem Inhalte und den Ausdrücken dieser apostolischen Verordnungen deutlich, daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen der Samen der Zwietracht und Eifersucht in verschiedener Form aufgeschossen ist, nicht allein unter den eigenen Gliedern, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja, sogar gegen die Fürsten, in deren Staaten die Gesellschaft Aufnahme gefunden hatte. . . .

Endlich fehlte es nie an den schwersten Beschuldigungen, die man den Mitgliedern dieser Gesellschaft machte, und welche die Ruhe und den Frieden der Christenheit nicht wenig störten. Hieraus entstanden viele Klagen wider die Gesellschaft, welche selbst durch das Ansehen verschiedener Fürsten bekräftigt, und wovon Berichte an die Päpste Paul IV., Pius V. und Sixtus V., unsere Vorgänger verehrungswürdigen Andenkens, eingegangen sind. . . .

Alle Veranstaltungen (jene Klagen abzustellen), brachten indes die Vorwürfe und Klagen wider die Gesellschaft so wenig zum Schweigen, daß vielmehr die unangenehmsten Streitigkeiten über die Lehre der Gesellschaft, die sehr viele als der Rechtgläubigkeit und den guten Sitten widerstreitend überführten, von Tag zu Tage sich fast über die ganze Erde ausbreiteten. Zudem entstanden auch Uneinigkeiten im Innern und Feindschaften von außen, und häufig liefen Klagen ein über die unersättliche Gier dieser Gesellschaft nach irdischen Gütern.“

So sei es zu dem Dekret der 5. Generalkongregation gekommen, das allen Jesuiten aufs Ernstlichste jegliche Einmischung in Staatsgeschäfte untersage. „Zu unserem größten Schmerz aber haben wir bemerkt, daß die vorgenannten und noch viele andere später angewandte Heilmittel fast gänzlich kraft- und wirkungslos waren, um so viele und bedeutende Unruhen, Beschuldigungen und Anklagen gegen mehrerwähnte Gesellschaft zu beseitigen.“ Da sich infolgedessen täglich die Klagen gegen die Gesellschaft Jesu gemehrt hätten, und es sogar zu außerordentlich gefährlichen Empörungen, Aufständen und Ärgernissen gekommen sei, hätten sich zuletzt selbst diejenigen, deren von den Vorfahren ererbte Frömmigkeit und Großmut gegen die Gesellschaft beinahe sprichwörtlich gewesen sei, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sizilien, genötigt gesehen, die Jesuiten aus ihren Ländern zu vertreiben, weil sie darin das letzte und dringend notwendige Mittel erkannten, um zu verhindern, daß die christlichen Völker im Schoße der heiligen Mutter Kirche selbst einander reizten, herausforderten und zerfleischten.“ Und eben diese geliebten Söhne der Kirche forderten nun die völlige Aufhebung des Jesuitenordens, da sie sich nur so einen vollen Erfolg von ihren Maßnahmen gegen den Orden versprächen. Um aber in einer so wichtigen Angelegenheit das Rechte zu treffen, „so haben wir uns Zeit dazu genommen, nicht allein um der Sache fleißig nachzuforschen, sie reiflich überlegen und mit Bedacht dabei verfahren zu können, sondern auch um mit vielen Seufzern und anhaltendem Gebet von dem Vater des Lichtes Hilfe und Beistand zu erflehen. . . . Nach Anwendung so vieler und notwendiger Mittel, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des heiligen Geistes, vor allen Dingen aber durch unser Amt dazu verpflichtet, die Ruhe und den Frieden der Christenheit zu erhalten, zu pflegen und zu befestigen, und nach unseren Kräften alles aus dem Wege zu räumen, was ihr auch nur im geringsten nachteilig sein könnte; in der Erkenntnis ferner, daß die genannte Gesellschaft Jesu die reichen Früchte und den Nutzen nicht mehr schaffen kann, wozu sie gestiftet ist, . . . ja, daß es, solange sie bestehe, kaum oder vielmehr gar nicht möglich sei, der Kirche den wahren und dauernden Frieden wiederzugeben — aus diesen wichtigen Beweggründen und anderen Ursachen, die uns die Regeln der Klugheit und die beste Regierung der allgemeinen Kirche an die Hand geben, . . . löschen wir nach reiflicher Überlegung, auf Grund genauer Kenntnis und aus der Fülle der apostolischen Gewalt die ge-



Papst Clemens XIV.

Nach einem Gemälde von J. D. Porta in Kupfer gestochen von D. Cunego.

nannte Gesellschaft aus und unterdrücken sie, heben auf und schaffen ab alle ihre Ämter usw." . . .*)

Das ist das Urteil eines Papstes, der nach Lage der Dinge in erster Linie dazu befähigt und berufen war, sich ein zuverlässiges Urteil über den Jesuitenorden zu bilden. Die Jesuiten mögen sich noch so sehr dagegen auflehnen, sie mögen ihm noch so leidenschaftlich jegliche rechtliche Geltung absprechen — an der Tatsache, daß einer der besten aller Päpste nach reiflicher Überlegung und auf Grund sorgsamster Untersuchung dem Jesuitenorden als unverbesserlichem Störenfried das Todesurteil gesprochen hat, ändert das nichts. „Das Ganganellische Breve — sagt Gioberti mit Recht — ist eure Anklageakte und euer Verdammungsurteil, ein, auch nur menschlich genommen, in hohem Maße glaubenswürdiger Akt, weil er nicht nur die Meinung Roms, sondern der gesamten Christenheit und der ganzen Kirche ausdrückt" (S. 29). Und ohne Zweifel bildet dies Urteil Papst Clemens' XIV. in der Tat das Endurteil über den ersten Akt des großen Jesuitendramas, dessen zweiten Akt wir jetzt durchleben.

Übrigens war Clemens XIV. keineswegs der einzige Papst, der so über die Jesuiten geurteilt hat. Sein unmittelbarer Nachfolger, Papst Pius VI., hat ausdrücklich erklärt, er habe nie daran gedacht und werde nie daran denken, dem Aufhebungsbreve seines glorreichen Vorgängers den geringsten Eintrag zu tun; er bedauere tief, daß man einen solchen Verdacht über ihn verbreitet habe (Theiner, Geschichte des Pontifikats Clemens' XIV., Bd. II. 504 f.). Viel bedeutsamer aber ist noch die Tatsache, daß auch der fromme Papst Gregor XVI., ebenso wie sein Staatssekretär, Kardinal Lambruschini, den wiederhergestellten Orden mit wenig liebevollen Blicken betrachtet hat. Ist er es doch gewesen, der den Pater Theiner beauftragte, die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. auf Grund des in den päpstlichen Archiven vorhandenen Aktenmaterials zu rechtfertigen (Hauviller, Franz Xaver Kraus, München 1905, S. 96).

Überhaupt finde ich, daß die katholischen Urteile über die Jesuiten gerade nach der Wiederherstellung des Ordens im 19. Jahrhundert nur immer schärfer und vernichtender geworden sind. Bekannt ist die schlechte Meinung, die der edle Wessenberg von den

*) Der lateinische Text bei Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums, 2. Aufl. S. 315—325. Eine brauchbare Übersetzung bietet C. Fey in den vom evangel. Bund herausgegebenen kirchlichen Aktenstücken Nr. 1: Papst Clemens' XIV. Aufhebungsbreve . . ., Lpzg. 1903. Einige Ungenauigkeiten darin, die Hoensbroech, um sein Mütchen am evangelischen Bunde zu kühlen, mit dem hocherhobenem Bakel des magister jesuiticus anmerkt, sind, falls man überhaupt von solchen reden darf, so geringfügiger Natur, daß sie lediglich zur Vervollständigung des Charakterbildes des Grafen Hoensbroech beitragen.

Jesuiten hatte. Er nannte sie „die schlaueste Kaste der modernen Pharisäer", spricht davon, daß der Orden „wie ein ansteckender Pesthauch" auf die Geistlichkeit aller Länder wirke und wirft ihm vor, daß er „fortwährend bestrebt sei, ein Gemisch von gesetzlichem Judentum und neuem, selbstgeschaffenem Heidentum der schlimmsten Art an die Stelle der Religion des Geistes, der Liebe und der Wahrheit zu setzen." Ähnlich dachten, — um nur noch einige zu nennen — Johann Adam Möhler, Ignaz von Döllinger, Franz Xaver Kraus, Reinhold Baumstark, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe und ungezählte andere.

Am schärfsten hat vielleicht wieder Gioberti in seinem „il Jesuito moderno" zusammengefaßt, was den Jesuiten von Anfang an bis auf die neueste Zeit in stets sich steigernder Wucht von katholischer Seite zum Vorwurf gemacht worden ist, wenn er sie (S. 15) einen Verein von Individuen nennt, „die, wohin sie auch ihre Schritte lenken, Zwietracht, Spaltung, Gemetzel in ihrem Geleit führen, die Kinder den Eltern, die Bürger dem Vaterlande entfremden, die Geister stumpf, die Herzen weibisch machen, den Reformen aller Art, dem Wohltätigkeitssinn, den wissenschaftlichen, industriellen, sozialen Fortschritten ganzer Nationen sich entgegenstellen, oft sich sogar nicht entblöden, Unschuldige um ihren Ruf und ihr Vermögen zu bringen, die Fürsten entehren, die Untertanen in geistiges und körperliches Elend stürzen, mit ihrem Gewissen ein unredliches Spiel treiben, um zu einer Universalherrschaft zu gelangen."

Wahrlich, ein grauenvolles Sündenregister, das, wenn auch nur zum geringsten Teil begründet, die Abneigung auch des katholischen Volksteils gegen die Jesuiten wohl verständlich macht.

In der Tat ist ja das natürliche, ursprüngliche Empfinden auch des katholischen Volkes, das neuerdings künstlich umgemodelt werden soll, den Jesuiten überall und zu allen Zeiten durchaus abhold gewesen. Das kommt am deutlichsten zum Ausdruck in der Tatsache, daß die Jesuiten immer und immer wieder auch oder vielmehr gerade in katholischen Ländern dem Unwillen des Volkes, so oft er sich nur frei äußern durfte, haben weichen müssen. Ich will hier gar nicht reden von den vielen Austreibungen des Jesuitenordens aus den katholischen Ländern während des ersten Jahrhunderts seines Bestehens; es sei nur erinnert an den großen Jesuitensturm in den romanischen Ländern, der der Aufhebung des Ordens voranging. Die Jesuiten werden ja nicht müde, zu versichern, daß Clemens XIV. nur dem wiederholten Drängen der bourbonischen Höfe nachgegeben habe, als er den Orden aufhob. Aber gerade diese Tatsache spricht doch Bände. Mit Recht bemerkt Hoensbroech dazu: „Waren denn nicht die Jesuiten seit zwei Jahrhunderten allmächtig an den bourbonischen Höfen? Waren nicht seit Generationen Glie-

der des Jesuitenordens in fast ununterbrochener Reihenfolge Beichtväter der bourbonischen (und ebenso der portugiesischen) Könige und Königinnen? Und doch erhob sich gerade aus den Reichen und Höfen, in denen der Orden fast alleinbestimmenden Einfluß besaß, immer lauter und stürmischer der Ruf nach seiner Aufhebung" (a. a. O. S. 355). Und von Portugal, dem Lande, das mit der Austreibung der Jesuiten allen anderen voranging, schreibt der Abbé Georgel — selber ein ehemaliger Jesuit — in seinen Mémoires: „Es gab in Europa, ja selbst in den beiden Welten kein Land, in welchem die Gesellschaft Jesu so sehr verehrt, mächtiger und fester gegründet war, als in den der portugiesischen Herrschaft unterworfenen Ländern und Königreichen. . . . Sie waren am Hofe von Lissabon nicht allein die Lenker der Gewissen und des Wandels der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie, sondern auch der König und seine Minister zogen sie bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rate. Keine Stelle wurde in der Verwaltung des Staates oder der Kirche ohne ihre Zustimmung und Einfluß vergeben, so zwar, daß der hohe Klerus, die Großen und das Volk untereinander wetteiferten, sich um ihre Verwendung und Gunst zu bewerben" (Georgel, Mémoires pour servir à l'histoire des évenements de la fin du XVIII. siècle, Paris 1817, I, 16; Huber, Der Jesuitenorden, Berlin 1873, S. 152 f.).

Kann man sich ein schärferes Urteil über die Jesuiten denken, als die Tatsache ihrer Vertreibung gerade aus diesem Lande, das für sie ein wahres Dorado war?

Protestantische Urteile über die Jesuiten.

Bei solcher Beurteilung der Jesuiten von seiten derer, die ihnen am nächsten standen, wird man sich nicht wundern, wenn auch von protestantischer Seite nicht gerade Lobeshymnen auf sie gesungen worden sind. Haben doch die Jesuiten niemals ein Hehl daraus gemacht, daß sie eigentlich nur vom Haß gegen den Protestantismus lebten. „Die Ketzer mögen freilich behaupten — so heißt es in der Imago primi Saeculi, der Jubiläumsschrift des Ordens zu seinem hundertjährigen Bestehen — daß sie nur Gleiches mit Gleichem, Verfolgung mit Verfolgung vergolten haben. Wir leugnen es keineswegs, daß wir für die katholische Religion einen heftigen und dauernden Kampf gegen die Ketzerei unternommen haben. . . . Vergebens erwartet die Ketzerei, durch bloßes Stillschweigen Frieden mit der Gesellschaft Jesu zu erlangen. Solange noch ein Hauch des Lebens in uns ist, werden wir gegen die Wölfe zur Verteidigung der katholischen Herde bellen. Kein Friede ist zu hoffen, der Same des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilkar dem Hannibal war, das war uns Ignatius. Auf sein

Anstiften haben wir ewigen Krieg an den Altären geschworen." (Kap. IV, S. 843 f.) Wo die Jesuiten es aber doch einmal für nützlich hielten, diese ihre wahre Gesinnung hinter süßlichen Mienen zu verbergen, da haben sie den ihnen „eingeborenen" Ketzerhaß doch immer gar bald wieder durch die Tat bewiesen. Unter diesen Umständen ist ihnen dann freilich auch, wie sie es selber nicht anders erwarteten, reichlich mit bitterer Feindschaft vergolten worden. Die ungeheuerlichsten Anklagen und Beschuldigungen sind ihnen von Anfang an von protestantischer Seite entgegengeschleudert worden. Der „liberale" Protestant der „Augsburger Postzeitung", Pilatus (Victor Naumann), hat in seinem Buch „Der Jesuitismus" (Regensburg 1905) eine ansehnliche Blütenlese dieser antijesuitischen Literatur zusammengebracht. Leider ist er dabei aber jesuitischer, als die Jesuiten selber, indem er die Jesuiten als die armen, unschuldigen Lämmlein hinstellt, die kein Wässerlein zu trüben imstande sind und von den boshaften protestantischen (auch etlichen katholischen) Wölfen ganz ohne Grund aufs schnödeste angefallen werden. Wer einmal sehen möchte, wie es in Wirklichkeit hergegangen ist in diesen literarischen Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern, der lese die beiden vortrefflichen Schriften von Richard Krebs, die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg (Halle 1890), und Karl Lorenz, Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des 30jährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik (München 1903). Da wird man des inne werden: Es ging zwar nicht immer fein und glimpflich zu in diesen Fehden, aber im allgemeinen verstanden sich die Jesuiten doch noch besser aufs Schimpfen, als ihre Gegner, und vor allen Dingen atmeten ihre Streitschriften vielfach einen geradezu infernalischen Haß gegen die Ketzer, insbesondere gegen Luther. (Vgl. den Abschnitt über die Jesuiten und den 30jährigen Krieg.) Ich sehe darum hier ganz ab von solchen Ergüssen leidenschaftlichster Kampfesstimmung und führe nur noch ein paar Urteile hervorragender Protestanten aus dem letzten Jahrhundert an, die beweisen, daß der Ruf der Jesuiten zu allen Zeiten derselbe geblieben ist.

Der Reichsfreiherr Heinrich Karl Friedrich vom Stein, „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein", meinte einmal mit Bezug auf das Wort des Jesuitengenerals: Sint, ut sunt, au non sint!*): „Sie hatten recht, aber unser König hat auch recht, der eine so giftige, natterische Gesellschaft, welche unser Deutschland beinahe ein Jahrhundert mit Aufruhr, Krieg und Mord gefüllt und verwüstet

*) Sie sollen bleiben, wie sie sind, oder nicht sein!

hat, in seinem Lande nicht hausen lassen will. Denn das soll jeder glauben, der nur ein wenig in die Geschichte des Ordens hineingeblickt hat: Erunt, ut fuerunt.*) Dies offenbaren sie jetzt wieder durch ihre Hetzereien in Frankreich und werden sie allenthalben zeigen, wohin man sie den Fuß setzen läßt. Unser Deutschland kann von ihnen nachsagen; noch sind an vielen Stellen die Wunden nicht vernarbt, die sie ihm zwischen den Jahren 1570 und 1650 geschlagen haben. Sie verstehen die Natternschlingungen und Umschlingungen und haben Natternzähne" (E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. v. Stein, Bibliogr. Institut, S. 197 f.).

Und Ernst Moritz Arndt selbst, der treue deutsche Mann, hält seinem Volke in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Leipzig 1840) eindringlich vor, welches Elend die Jesuiten über unser Vaterland gebracht haben: „O die süßen, freundlichen, Mordlisten lächelnden Jesuiten, wie sie sich wieder mit leisen Katzenfüßen bei uns einschleichen möchten! Aber wie? sollen wir uns von diesen Mördern der letzten deutschen Majestät zum hundertsten- und tausendstenmal etwas vorlächeln und vorlügen lassen? Was sie sich doch einbilden! Wie sie uns Dummen und Gutmütigen doch das allerkürzeste Gedächtnis zutrauen! Wie? Wir sollten vergessen haben, wie sie uns zuerst mit den Spaniern in die Burgundischen Lande kamen und beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch mit ihren Hinterlisten und Mordbrennereien in dem alten Francien und Lothringen deutsche Freiheit, Wissenschaft, Glück und Macht abfingen und erwürgten? Wie sie zu derselben Zeit im Herzen unseres Reiches die Flammen schürten, die von Wien bis Stralsund und vom Neckar bis zur Eider unser Vaterland in Blut und Schande verzehrten, und unter den Säbeln der Fremden unsere letzte Herrlichkeit unter Schutt und Asche begruben? Wie sie unter Ludwig XIV. von Frankreich — doch wohin? Ich denke, es ist der Erinnerungen schon zu viel für ein deutsches Herz. Doch indem ich mir auch den Spruch vorbete: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen" und menschlichen Rücksichten, spreche ich hier vor katholischen und evangelischen Christen meinen Abscheu kühn aus: die Jesuiten sind der Fluch unserer Geschichte." (S. 355 f.)

Daß auch Bismarck nicht viel anders von den Jesuiten gedacht hat, beweist sein bekanntes Wort vom 28. November 1885: „Die Gefahr, die gerade die Tätigkeit der Jesuiten für Deutschland, seine Einigkeit und seine nationale Entwicklung hatte, liegt ja nicht in dem Katholizismus der Jesuiten, sondern in ihrer ganzen inter-

*) Sie werden sein, wie sie waren.

nationalen Organisation und in ihrer Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen. Die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokraten sein."

Thomas Carlyle endlich, der große Historiker und protestantische Prophet, sieht in dem „Evangelium des Ignatius vielleicht die seltsamste und unzweifelhaft eine der verhängnisvollsten Lehren, die jemals bisher unter der Sonne gepredigt worden ist"; er erkennt darin „die Giftquelle, aus der diese Ströme von Bitterkeit geflossen sind, die jetzt die Welt überfluten" (Latter-day Pamphlets, Nr. VIII, Shill. Ed., S. 249), und ist der Ansicht, daß „das Wort: Jesuitismus heutzutage in allen Ländern einen Begriff bezeichnet, für den es vorher kein Urbild in der Natur gegeben hat" (a. a. O. S. 259). Und welches ist ihm der Inhalt dieses Begriffs? Wir können es aus der schmerzlichen Klage entnehmen, die er anstimmt: „Ach, die Vertreibung des Jesuitenordens nützt uns wenig, wenn der jesuitische Geist sich allenthalben ins Leben der Menschheit eingenistet hat. Was wir zu beklagen haben, ist, daß alle Leute Jesuiten geworden sind! Daß niemand die Wahrheit spricht, weder zu andern noch zu sich selbst, sondern daß jedermann lügt — mit lästerlicher Kühnheit, ohne es zu merken, daß er lügt" (a. a. O. S. 263).

Jesuitismus und Verlogenheit bis ins innerste Mark, das sind also nach Carlyle völlig gleichlautende Begriffe.

Man wird zugeben müssen, daß das im wesentlichen auf dasselbe hinauskommt, was auch in allen anderen angeführten Urteilen ebenso von katholischer wie von protestantischer Seite mit mehr oder weniger Nachdruck den Jesuiten zum Vorwurf gemacht wird. Selbstverständlich wird man in Einzelheiten mancherlei Abzüge machen dürfen. Zornige Leidenschaft, wenn auch noch so berechtigt, schießt manchmal über das Ziel hinaus. Aber es ist doch ein Ding der Unmöglichkeit, daß all das nichts als bösartige Verleumdung sein soll. Vor dieser Annahme sollte allein schon das Aufhebungsbreve Clemens XIV. bewahren. Wir werden also in diesen Äußerungen der hervorragendsten und zum guten Teil urteilsfähigsten Männer aller Zeiten ohne Zweifel einen berechtigten Kern finden dürfen.

Sehen wir sie nun daraufhin an, welcher Begriff vom Jesuitismus ihnen zugrunde liegt, so wird man bei aller Vorsicht und nötigen Zurückhaltung so manchen allzu heftigen Ausfällen gegenüber doch sagen dürfen: Im allgemeinen versteht man unter Jesuitismus eine weitverbreitete Geistesrichtung, die dem friedlichen Zusammenleben der Menschen in Staat und Kirche wenig günstig ist, jede freiheitliche Entwicklung hemmt und in der Überschätzung des eignen Wertes unter Ablehnung aller andern geistigen Strömungen als minderwertig

der Gefahr innerer Unwahrhaftigkeit unterliegt; inhaltlich wird sie als ein Gemisch von gesetzlichem Judentum und neuem selbstgeschaffenem Heidentum charakterisiert, das keine anderen Götter neben sich duldet.

Daß die hier geschilderte Geistesrichtung in der Tat vorhanden und weit verbreitet, auch keineswegs gebunden ist an irgendeine besondere Konfession und Nationalität, liegt auf der Hand. Sie ist längst vor dem Jesuitenorden dagewesen und findet sich auch außerhalb desselben. Im Zeitalter der Aufklärung pflegte man sie nach dem Namen Papst Gregors VII. als „Hildebrandismus" zu bezeichnen. Wenn sie heute nur noch unter der Bezeichnung „Jesuitismus" bekannt ist, so ist das offenbar der Ausdruck für die allgemeine Überzeugung, daß diese Geistesrichtung im Jesuitenorden ihre schärfste Ausprägung erfahren hat und sozusagen in ihm in Reinkultur vorhanden ist. In welchem Maße das der Fall ist, soll die nachfolgende Untersuchung erweisen.

2. Die Wurzeln des Jesuitismus.

In seiner Rede über die Heiligsprechung des Ignatius erklärte der Jesuit Valderama, die Gesellschaft Jesu sei von Jesu selbst gegründet worden, und zwar in dem merkwürdigen Augenblicke seiner Empfängnis, wo er in einer Person seine göttliche Natur mit der menschlichen vereinigte; sie war die erste Gesellschaft, welche Gott unter den Menschen gründete und der Leib einer Jungfrau steht als ihr erstes Kollegium da. Der Jesuit Arturus aber findet unter anderm im 1. Cor. 1, 9 bereits die Gesellschaft Jesu erwähnt, indem er einfach κοινωνία mit „Gesellschaft" übersetzt. Diese lächerliche, im übrigen aber echt jesuitische Schriftbehandlung steht allerdings auf einer Stufe mit den schlechten Scherzfragen nach dem ersten Kutscher und dem ersten Kaufmann. Doch kann man in diesem Streben der Jesuiten, ihrem Orden ein möglichst hohes Alter zu vindizieren, auch einen tieferen Sinn finden, den ersten Ansatz zu der Erkenntnis nämlich, daß der Jesuitismus in der Tat, wie oben angedeutet, als allgemeine Geistesrichtung viel älter ist als der Jesuitenorden, daß er im Grunde so alt ist wie das Christentum, ja, wenn ich parador reden darf, älter noch als das Christentum, so alt wie die Menschheit Der Jesuitismus in diesem Sinne hat ja gewiß sehr verschiedene Wurzeln, die alle hier bloßzulegen viel zu weit führen würde. Eine seiner stärksten Wurzeln aber ist jedenfalls auf psychologischem Gebiet zu suchen; sie ist tief begründet in der Eigenart des menschlichen Wesens selbst.

Jedem Menschen ist angeboren der Wille zur Macht, das Verlangen des einzelnen, sich selbst mit seinen Neigungen und Wünschen unter allen Umständen, im Notfall auch auf Kosten der berechtigten

Interessen anderer, durchzusetzen. Der Herrschtrieb ist einer der stärksten der menschlichen Natur. Er ist es, der zuerst durch rücksichtsloses Geltendmachen seiner eignen Ansprüche den Frieden unter den Menschen stört und die Freiheit und Selbständigkeit anderer bedroht. Dabei ist es gerade dem Herrschtrieb eigentümlich, seine selbstsüchtigen Beweggründe vor andern und oft genug auch vor sich selbst zu verschleiern und wohl gar das wahre Wohl seiner Mitmenschen als die eigentliche Triebfeder seines Handelns hinzustellen. So trägt er — vielleicht zunächst sich selber dessen noch gar nicht bewußt — den Keim innerer Unwahrhaftigkeit in sich selbst. Das ist um so verhängnisvoller, je eifriger sich der Herrschtrieb auf den wichtigsten Gebieten des menschlichen Gemeinschaftslebens, dem politischen und religiösen Gebiet zu betätigen sucht.

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es Männer gegeben, deren tiefere Einsicht in die treibenden Kräfte und bleibenden Normen des gesellschaftlichen und religiösen Lebens ihnen ein bedeutendes Übergewicht über ihre Umgebung verlieh. Ist es ein Wunder, wenn sie im Bewußtsein ihrer — sei es körperlichen, sei es geistigen — Überlegenheit allmählich zu der Überzeugung kamen, „das arme törichte Volk" sei ihrer Leitung dringend bedürftig? Heißt es nicht auch von Jesu: „Es jammerte ihn des Volkes, denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben" (Marc. 6, 34)?

So entstand die Stammeshäuptlingschaft einerseits, das Priestertum andererseits. Und wieder ist es psychologisch durchaus begreiflich, zumal wenn schwächere Persönlichkeiten kraftvollere Vorgänger in der Führerschaft ablösten, wie allmählich in Gewaltherrschaft ausarten mußte, was ursprünglich einfach das Ergebnis persönlicher Tüchtigkeit gewesen war. Denn das ist doch eine allgemeine Erfahrung: Was einem an innerer Kraft abgeht, sucht er durch äußeren Zwang zu ersetzen. Und immer wird der Autoritätsgedanke am meisten überspannt, wo die Voraussetzungen dafür am wenigsten gegeben sind. Wo aber die gestellten Forderungen in keinem Verhältnis stehen zu ihrer inneren Berechtigung, da liegt innere Unwahrhaftigkeit vor: Wer selber geistig unmündig ist, darf sich nicht anmaßen, Unmündige bevormunden zu wollen.

So darf man sagen: Das herrschsüchtige Priestertum, das die religiösen Vorstellungen und Gefühle der großen Masse ausbeutet, um die eigne geringe Autorität damit zu stützen, ist die erste Verkörperung des Jesuitismus gewesen.

Fast möchte es überflüssig erscheinen, wenn ich noch ausdrücklich hinzufüge, daß auch hier noch nicht ohne weiteres von subjektiver Unwahrhaftigkeit die Rede zu sein braucht, obwohl es in den meisten Fällen sicher so ist. Der Priester mag ja in der Tat für seine Person fest davon überzeugt sein, daß mit der Erhaltung seiner eignen äuße-

ren Autorität auch der Gottheit gedient sei. Eben darum legt das Priestertum auch ein immer größeres Gewicht auf die Göttlichkeit der Institution, als dessen Vertreter es sich weiß, je mehr es die eigne persönliche Autorität wanken fühlt. Mit der Überschätzung des priesterlichen Instituts als solchen aber wächst naturgemäß die Geringschätzung, ja Nichtachtung alles Einzellebens und jeder besonderen Individualität.

Hier haben wir das eigentliche Merkmal des Jesuitismus. Als seinen typischen Vertreter könnte man den Pharisäer Kaiphas bezeichnen mit seinem berüchtigten Grundsatz: „Es ist euch besser, ein Mensch sterbe für das Volk (d. h. für unsere das Volk umspannende Hierarchie), denn daß das ganze Volk verderbe.“ Der Pharisäer Kaiphas mit seiner skrupellosen Verkündigung des Grundsatzes krassester Selbstsucht ist, wenn man einmal dem Muster jesuitischer Schriftauslegung folgen will, der erste Jesuit gewesen.

Läßt sich demnach der Herrschtrieb, dessen schärfste Ausprägung augenscheinlich die priesterliche Hierarchie mit ihrer erstrebten Herrschgewalt über Geist, Gemüt und Willen der Menschen darstellt, als eine der Wurzeln des Jesuitismus bezeichnen, so finden wir die andere in der straffen politisch-rechtlichen Organisation des Römertums, der von Anfang an die Tendenz innewohnte, sich auf die ganze Welt auszudehnen.

Man muß Mommsens Geschichte des römischen Staates gelesen haben, um mit ehrfurchtsvollem Staunen stillezustehen, vor der weltumspannenden Größe des römischen Staatsgedankens, dem gegenüber das Recht des einzelnen völlig zurücktritt. Der Staat ist alles, der einzelne nichts, oder doch nicht mehr als ein unpersönliches Rad im Getriebe des ganzen, dem es sich selbstlos und willenlos einzufügen hat. In den ältesten Rechtssatzungen schon tritt das zutage. Der Hausvater ist der absolute Herr über Weib und Kind, der Eigentümer hat unumschränkte Gewalt über alles, was sein ist; über allen aber steht in genau der gleichen Weise der Staat mit seiner Allgewalt. „Der Keim der künftigen Größe“ — sagt Bluntschli, Rom und die Deutschen, S. 11 — „ist schon deutlich in den ältesten Institutionen der Römer wahrzunehmen. . . . Sie alle verraten den Geist einer absoluten Gewaltherrschaft, der den Römern angeboren ist.“ In der politisch-rechtlichen Organisation des Römertums aber ist dieser Geist gleichsam ins System gebracht. Und diese Organisation war von vornherein auf Weltherrschaft angelegt. „Die Römer verstanden die Menschheit nur als Römerreich. Sie wollten sie nur in römischer Art, wenn sie sich romanisieren ließ“ (Bluntschli, a. a. O. S. 12).

Aus der Verbindung dieser beiden Geistesrichtungen nun, des

jüdisch-hierarchischen Geistes einerseits und des altrömischen Geistes absoluter Gewaltherrschaft andererseits, ist der Jesuitismus hervorgewachsen.

3. Die Entstehung des Jesuitismus innerhalb der katholischen Kirche.

Das Christentum in seiner ursprünglichen Gestalt bedeutet den schärfsten Gegensatz gegen alles, was irgendwie mit Priesterherrschaft zusammenhängt. Es kennt nur einen Herrn, Gott den Vater im Himmel, der sein Reich auf Erden schafft durch den heiligen Liebesgeist Jesu Christi: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen" — (Eph. 4, 5 u. 6). Nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen ist Jesus in die Welt gekommen (Matth, 20, 28). Und ausdrücklich stellt er sich und die Seinen in Gegensatz zu den Grundsätzen und Gewohnheiten der Welt in dieser Hinsicht: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht" (Matth. 20, 25—27; vgl. auch 23, 8—12).

Im Kampf gegen eine unumschränkt herrschende Hierarchie, die den Leuten „unerträgliche Lasten" auflegte (Matth. 23, 4) und das Himmelreich vor ihnen verschloß (Matth. 23, 13), ist das Christentum entstanden. Jesus und Kaiphas! — Das ist in der Tat der eigentliche Gegensatz. Und dieser Gegensatz ist gleichbedeutend mit dem Gegensatz zwischen lebendiger Persönlichkeit und toter Institution. Jesu Tat ist die Befreiung der menschlichen Persönlichkeit von der Tyrannei sächlicher Institutionen, wie es Kirche, Staat u. dgl. sind. In der Religion handelt es sich einzig und allein um die Seele und ihren Gott. Mit aller nur wünschenswerten Schärfe und Klarheit hat Jesus das immer wieder und wieder herausgestellt (vgl. Matth. 10, 28), und er ist nicht müde geworden, den unendlichen Wert einer einzigen Menschenseele der ganzen Welt gegenüber zu betonen (Matth. 16, 26, vgl. auch Luk. 15).

Kommt es aber einzig und allein an auf das Verhältnis der Menschenseele zu ihrem Gott, so ist das allein die Lebensfrage für jeden einzelnen Menschen: Wie komme ich in die rechte Stellung zu Gott? „Wie kriegstu einen gnädigen Gott?" (Luther!) Und die Antwort, die Jesus darauf gegeben hat, lautet einfach: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich" (Joh. 14, 6), d. h. es gibt keinen anderen Weg zu Gott als den der persönlichen, vertrauensvollen Hingabe an Jesus.

Daraus ergibt sich ein Doppeltes, das die erste Christenheit sofort erkannt und scharf herausgearbeitet hat: 1. Die Gewißheit: es ist in keinem andern Heil als in Jesu Christo, d. h. nur in lebendiger persönlicher Gemeinschaft mit ihm (Apostelgesch. 4, 12); und 2. der Zugang zu Gott ist eben darum ein absolut freier, durch Christi Erlösungstat allen offen, ohne Kirche, ohne Priester zu erreichen für jeden, der hinzutritt „mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben und los von dem bösen Gewissen" (Hebr. 10, 22).

Also nicht herrschen, sondern dienen, nicht zwingen, sondern gewinnen, nicht knechten, sondern befreien will das ursprüngliche Christentum. So stellt es sich dar als der abgesagte Feind jeder priesterlichen Hierarchie und politisch-rechtlichen Organisation. Und doch ist erst im Christentum der Jesuitismus zu seiner Vollendung gekommen.

Es ist eine ebenso schmerzliche wie seltsame Tatsache, daß gerade die besten und lautersten Erscheinungen und Bewegungen der Weltgeschichte meist ihr unmittelbares Widerspiel in sich selber tragen und meist zugleich mit sich selber hervorbringen. Es ist, als dürfte auch hier dem Lichte der Schatten nicht fehlen.

Dem Christentum ist es nicht anders ergangen. Das sadduzäische Priestertum, gegen das Jesus gekämpft hat bis zum letzten Atemzuge, ist der neuen Religion verhängnisvoll geworden und hat gleich bei ihrer Geburt den Keim künftigen Verderbens hineingelegt. Schon in den Evangelien selber findet sich in der ganz unmöglichen Annahme, Jesus habe deshalb in Gleichnissen zu dem Volke geredet, weil er von ihm nicht verstanden werden wollte (Mark. 4, 11 f.), während seine Gleichnisse doch gerade im Gegenteil zur möglichst deutlichen Veranschaulichung der Gesetze des Himmelreichs dienen sollten, die echt priesterliche Scheidung von Eingeweihten und dem profanum volgus, Mündigen und Unmündigen. Desgleichen verrät — um nur noch dies eine Beispiel heranzuziehen — das Wort von der Übertragung des Primats an Petrus (Matth. 16, 18 f.) gar zu deutlich seine spätere hierarchische Herkunft.*) Woraus zu ersehen ist, wie früh bereits in der jungen Christenheit wieder hierarchische Bestrebungen rege geworden sind.

Die unfertigen Verhältnisse in den neu sich bildenden Gemeinden haben dann diese Bestrebungen auf Herstellung einer neuen christlichen Hierarchie naturgemäß nur begünstigen müssen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Spuren einer priesterlichen Organisation der urchristlichen Gemeinden nachzugehen. Nur das unumgänglich Notwendige sei hier hervorgehoben.

---

*) Das hat nun ja auch ein katholischer Theologe, Dr. Joseph Schnitzer, nachgewiesen in seiner dogmengeschichtlichen Untersuchung über die Frage: „Hat Jesus das Papsttum gestiftet?" Augsburg 1910, und in der bald darauf ebenda erschienenen Schrift „Das Papsttum eine Stiftung Jesu?"

Von einem besonderen priesterlichen Stand ist im Urchristentum keine Rede. Noch im 1. Petrusbrief werden alle Gläubigen nach dem Vorbild des Alten Testaments als ein „königliches Priestertum" bezeichnet (29). Aber so wenig die Forderung: „Ihr sollt mir ein Königtum von Priestern sein" (Exod. 19, 6) das Volk Israel vor einer Hierarchie bewahrt hat, so wenig ist es im Christentum der Fall gewesen.

Ordnung muß freilich sein, wo Menschen sich zu einer Gemeinschaft zusammenschließen. Nach Jesu Meinung aber sollte das eine Ordnung des Nebeneinander und Füreinander sein nach dem Grundsatz: „Dienet einander!" Daraus ist jedoch gar bald, nachdem die erste Begeisterung geschwunden war, wieder das alte Verhältnis der Überordnung geworden. Bereits Ignatius von Antiochien (um 110 n. Chr.) wird nicht müde, die Gläubigen zur unbedingten Unterordnung unter den Bischof zu ermahnen: „Es steht geschrieben: Gott widerstehet den Hoffärtigen. Laßt uns daher dem Bischof nicht widerstreben, damit wir Gott untertan seien" (ad Eph. 5, 3, vgl. auch 6, 1: „Auf den Bischof muß man offenbar sehen, wie auf den Herrn", 20, 2 u. a.). Stellt Ignatius hier den Gehorsam gegen den Bischof geradezu in eine Linie mit dem Gehorsam gegen Gott, so ist ihm an andern Stellen der Gehorsam Christi gegen Gott und der Gehorsam der Apostel Christo gegenüber ein Vorbild für den Gehorsam, den die Gemeinde dem Bischof schuldig ist (ad Magnes. 13, 2). Aber eben hier wird deutlich, daß Ignatius weniger das bischöfliche Amt als solches im Auge hat, wenn er zum Gehorsam auffordert, als vielmehr Hingabe an die Persönlichkeit verlangt. Und wenn er zudem die Forderung dahin erweitert: „Seid dem Bischof und einander untertan", so zeigt sich doch, daß er bei aller Verehrung, die er dem Bischof beweist, diesen den übrigen Gemeindegliedern wieder völlig gleichgestellt achtet. Immerhin aber gilt ihm der Bischof doch als Mittelpunkt und einzig rechtmäßiger Vertreter der Gemeinde, und wer vom Bischof getrennt ist, ist auch der Gemeinde verloren (ad Trall. 3, 1; ad Smyrn. 8, 1 u. 2).

Ich habe die Auffassung des Ignatius vom Bischofsamt ausführlicher behandelt, weil sie uns hineinschauen läßt in den Gang der Entwicklung. Es verhält sich offenbar folgendermaßen: Da die einzelne Gemeinde, je größer sie wurde, zu ihrer Konsolidierung eines festen Mittelpunktes bedurfte, wählte sie aus ihrer Mitte — darauf läßt das: „seid dem Bischof und einander untertan" schließen — einen geeigneten Mann zur Leitung ihrer Versammlungen und zur Vertretung ihrer Interessen, dem, eben weil er der Würdigste, auch wohl meist Ehrwürdigste war, besondere Verehrung entgegengebracht wurde. Natürlich konnte aber eine Ernüchterung nicht ausbleiben. Mancher Bischof wird den Erwartungen, mit denen man

ihm entgegengekommen war, nicht entsprochen haben. Je größer die Gemeinde wurde, um so mehr griffen Parteiungen Platz, von denen bereits das Neue Testament zu berichten weiß, und der Bischof wird schwerlich immer über den Parteien gestanden haben. Auch ist es die natürliche Folge solcher Parteistreitigkeiten, daß nicht gerade immer der Tüchtigste und Würdigste in das hohe Amt gewählt wird. Kein Wunder, daß dem Amte als solchem eine immer höhere Bedeutung beigelegt wurde, je weniger der Amtsträger seiner Stellung gewachsen war. Das war augenscheinlich die geschichtliche Situation des Ignatius. Eben darum kann er nicht eindringlich genug zum Gehorsam gegen den Bischof mahnen. Aber eben damit war dem Eindringen des hierarchischen Geistes in das junge Christentum Tür und Tor geöffnet.

Überraschend schnell ist die christliche Hierarchie nun nach dem Muster der jüdischen ausgebaut und im Kampf gegen die verschiedenen gnostischen Systeme und sonstigen Häresien gefestigt worden. Tertullian (um 200 n. Chr.) kennt schon eine voll entwickelte Hierarchie, und Cyprian stellt diese hierarchisch gegliederte Kirche mit dem Bischof an der Spitze als die unumgängliche Heilsanstalt hin. Der Bischof aber und die Presbyter traten je länger, je mehr den „Laien" als ein in sich geschlossener Stand, als Klerus, gegenüber, dem die Verwaltung der der Kirche anvertrauten Mysterien vorbehalten ist (vgl. Loofs, Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte; § 29). Es ist nur eine Folge dieser Grundanschauung, wenn jetzt das Bestreben immer mehr hervortritt, die Beteiligung der Gemeinde bei der Wahl des Bischofs gänzlich auszuschalten. So bestimmte schon das Konzil von Nicäa (325) in Kanon 6, „daß, wenn jemand ohne Zustimmung des Metropolitan Bischof würde, ein solcher nicht Bischof sein dürfe". Und auf dem Konzil zu Laodizäa war man schon so weit, festzusetzen, „daß dem Volke die Wahl der Bischöfe schlechterdings nicht zu gestatten sei".

Sehr richtig bemerkt dazu der katholische Verfasser der „Pragmatischen Geschichte des Hildebrandismus":*) „Allerdings mögen eingeschlichene Mißbräuche, Uneinigkeiten und Unordnungen bei den bisherigen Volkswahlen zu einer solchen Verordnung offenbar berechtigt haben; vielleicht war es auch der Wohlfahrt der Gemeinde weit zuträglicher, wenn die Geistlichkeit allein diejenigen zu ihren Mitgliedern heraushob, deren Tugend, Einsichten, Klugheit und bischöfliche Eigenschaften sie vermutlich besser kannte als das Volk. Aber auf der andern Seite hatte diese Sache doch auch ihre bedenklichen Folgen. Nicht mehr von der Willkür des Volkes abzuhängen, war doch immer ein Umstand, welcher unter dem Klerus einen ge-

*) Pragmatische Geschichte des Hildebrandismus, von einem katholischen Geistlichen, Leipzig 1787.

wissen Innungsgeist (esprit du corps) einzuführen vermögend war. Dieser Umstand verband auf der einen Seite die Geistlichkeit stärker als jemals untereinander, und auf der andern sonderte er sie zu sehr von dem Volke ab. Beides verschaffte ihr ein desto größeres Gewicht und Ansehen. Nach und nach schlichen sich ganz überspannte Ideen von dem unendlichen Abstande eines Geistlichen vor einem Nichtgeistlichen ein; man glaubte an einem Priester beinahe keinen Menschen mehr zu sehen; man betrachtete ihn mit übertriebener Ehrfurcht beinahe als ein überirdisches Wesen; und war dann diese Meinung von der mystischen Erhabenheit des Klerus über alle Laien wenigstens in Rücksicht auf das Volk einmal geltend gemacht, wie leicht war es, einen Schritt weiter zu tun und sie auch auf Fürsten, Könige und Kaiser auszudehnen?" (S. 27 f.).

Diesen Schritt tun bereits die apostolischen Konstitutionen (um das Jahr 400), in denen die maßlose Steigerung priesterlichen Selbstbewußtseins in einer Weise zum Ausdruck kommt, die kaum mehr zu überbieten ist. Der Bischof ist danach der Mittler zwischen Gott und den Menschen (II, 25), ja, noch mehr, er ist der Gott auf Erden (II, 26) und darum auch zu ehren wie Gott (II, 12, 13, 18). Kein Wunder, daß Priester viel erhabener sind als Könige: „Soviel die Seele mehr ist als der Körper, so viel ist das Priestertum mehr als das Königstum" (II, 34).

Hier ist die Stelle, wo die beiden Wurzeln des Jesuitismus gleichsam zu einem Stamme zusammenwachsen: der jüdisch-hierarchische Geist mit dem altrömischen Geist absoluter Weltherrschaft. Mit vollem Bewußtsein hat der römische Bischof die sinkende Fahne des römischen Weltreichs in die Hand genommen, um mit zäher Ausdauer dem gleichen Ziele zuzustreben: Unterwerfung der ganzen Welt unter die Botmäßigkeit des heiligen Vaters in Rom. „Jakobus, der Bruder des Herrn, hinterließ dem Petrus nicht nur die Regierung über die gesamte Kirche, sondern die Regierung über den ganzen Erdkreis" — so hat Papst Innozenz III. kaltlächelnd dem Patriarchen von Konstantinopel geschrieben (Epist. II, 209), und Bonifaz VIII. hat es ausgesprochen mit dürren, nackten Worten, daß „der apostolische Stuhl von Gott über die Könige und Königreiche gesetzt sei, damit er ausreiße und zerstreue, baue und pflanze" (bei Hoensbroech, Moderner Staat und römische Kirche, 1906, S. 15). „Wer daher dieser von Gott so geordneten Gewalt widersteht, der widerstrebt Gottes Ordnung, er sei, wer er sei. . . Und so erklären, sagen, bestimmen wir: Dem römischen Pontifex untertan sein, ist für jegliches Geschöpf zum Heile durchaus notwendig" (Bulle Unam sanctam, bei Mirbt, a. a. O. S. 148 f.).

Darin also unterscheidet sich der neue Herr der Welt von dem altrömischen Imperator: Er fordert die Weltherrschaft nicht mehr, wie jener, im Namen des römischen Volkes, sondern im Namen Gottes, und damit schlägt er vollends allen Widerstand nieder.

Die ganze Geschichte des Mittelalters ist nicht viel anderes als die Geschichte dieses Ringens der römischen Päpste um die Weltherrschaft. Und schon schien das römisch-hierarchische Ideal seiner Verwirklichung nahe, schon durfte Leo X. nach Zeiten tiefsten Niederganges es wieder wagen, die Bulle Bonifatius' VIII. von der Allgewalt des römischen Papstes feierlich zu bestätigen (In der Bulle „Pastor aeternus" vom 19. Dezember 1516), da brachte der Abfall der Deutschen unter Luthers Führung das ganze stolze Gebäude zum Wanken.

Und das ist nun die Tat des Ignatius von Loyola, daß er die letzten Trümmer der päpstlichen Armee zusammenraffte und mit dieser Handvoll todeskühner Vertreter des altrömisch-hierarchischen Systems den Ansturm der Gegner zum Stehen brachte.

4. Wesen und Ziele des Jesuitismus.

Ignatius von Loyola hat nichts Neues geschaffen, er war überhaupt kein schöpferisches Genie. Sein Verdienst ist es lediglich gewesen, die im mittelalterlichen Katholizismus längst vorhandenen Bestrebungen auf Errichtung einer unumschränkten päpstlichen Weltherrschaft ins System zu bringen und ihnen durch eine wahrhaft raffinierte Organisation zum Siege zu verhelfen. „Hier ist Gottes Geist!" rief Papst Paul III. aus, als er den Entwurf der Statuten des neugegründeten Ordens gelesen hatte. Der kluge Farnese erkannte mit scharfem Blick den heiligen Geist römischer Hierarchie, der darin wehte.

„Niemals in der Weltgeschichte" — bemerkt Bluntschli mit Recht — „ist das Prinzip der Autorität absoluter verstanden, niemals der unbedingte Gehorsam unter den Oberen energischer gehandhabt und durchgeführt worden, als in der Kompagnie Jesu" (a. a. O. S. 41).

In der Tat, Autorität und Gehorsam — das sind die beiden Pole, um die sich im Jesuitenorden alles dreht. Der Jesuitismus ist das System der absolutesten Despotie, die nicht zufrieden ist mit dem Gehorsam der Tat, auch nicht mit dem Gehorsam des Willens — sie fordert auch den Gehorsam der Einsicht. Unermüdlich ist Ignatius von Loyola gewesen, diesen Gehorsam zu heischen und zu preisen. Der Jesuit soll sich von der göttlichen Vorsehung durch seine Oberen leiten lassen, als ob er ein Leichnam wäre, der sich auf jede Seite wenden und auf jede Weise mit sich verfahren läßt, oder wie ein Stab in der Hand eines Greises, der dem, der ihn in der Hand

hält, dient, wie und wo er ihn brauchen will (Constit. Pars VI, Cap. 1, 1). In jedem seiner Oberen soll er Jesus Christus selber sehen und ihm gehorchen, als ob er Gott wäre. Und diese selben Oberen, die für den Jesuiten unfehlbar sind, werden doch durch ihre Untergebenen beaufsichtigt. Beim heiligen Gehorsam sind alle Ordensglieder gehalten, in versiegelten Briefen ihre Oberen und auch einander zu denunzieren. Zu welchem Zweck? Damit dadurch die Untergebenen von den Oberen besser erkannt und so geschickter geleitet werden können. In dem Examen generale heißt es Cap. IV, 35 ausdrücklich: es sei von der größten Wichtigkeit, daß der Obere eine genaue Kenntnis von den Neigungen und Gemütsbewegungen seiner Untergebenen habe, daß er wisse, zu welchen Fehlern und Sünden sie besonders neigten, damit er in Rücksicht darauf sie besser dirigieren könne und ihnen in Gefahren und schwierigen Arbeiten nicht mehr zumute, als sie im Herrn tragen könnten, und damit er so besser anzuordnen und zu besorgen imstande sei, was dem ganzen Körper der Gesellschaft dienlich sei.

Der Organismus also ist alles, der Einzelne nichts, oder, wie Ignatius einmal sagt, nur „ein Wachskügelchen, das sich in jede Form drücken und ziehen läßt".

So ist der Jesuitismus seinem innersten Wesen nach der polarische Gegensatz zum Protestantismus. Für den Wert einer freien sittlichen Persönlichkeit hat er kein Verständnis und kann es niemals haben. Seine Frömmigkeit ist rein äußerliche „Devotion" — das Wort devotio spielt eine große Rolle im Institutum Societatis Jesu —, seine Sittlichkeit wird zur Dressur. Der Protestantismus aber steht und fällt mit dem Evangelium der Freiheit: der Christenmensch ist — durch den Glauben — ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan, und er ist doch zugleich ein Knecht aller Dinge und — um der Liebe willen — jedermann untertan. Der Protestantismus bedeutet die Rettung des Christentums als Religion, die Befreiung des Gewissens von dem unerträglichen Druck priesterlichen Bevormundung und Tyrannei. Und er muß vorwärts mit diesem Befreiungswerk, das noch längst nicht vollendet ist, will er sich nicht selbst aufgeben. Der Jesuitismus aber kennt nur ein Ziel: Zurück! — Zurück zum Mittelalter! Zurück zur Universalmonarchie des einen unfehlbaren Papstes!

Ein Friede zwischen diesen beiden Geistesrichtungen ist darum niemals möglich. Der Sieg der einen ist der Tod der andern. Wer ein Bündnis zwischen beiden zur Bekämpfung des Materialismus für möglich hält, kennt weder den Jesuitismus noch den Protestantismus. Gerade das ist ja das Hauptwerk des Jesuitismus: die Materialisierung der Religion. Er ist die Religion des Materialismus.

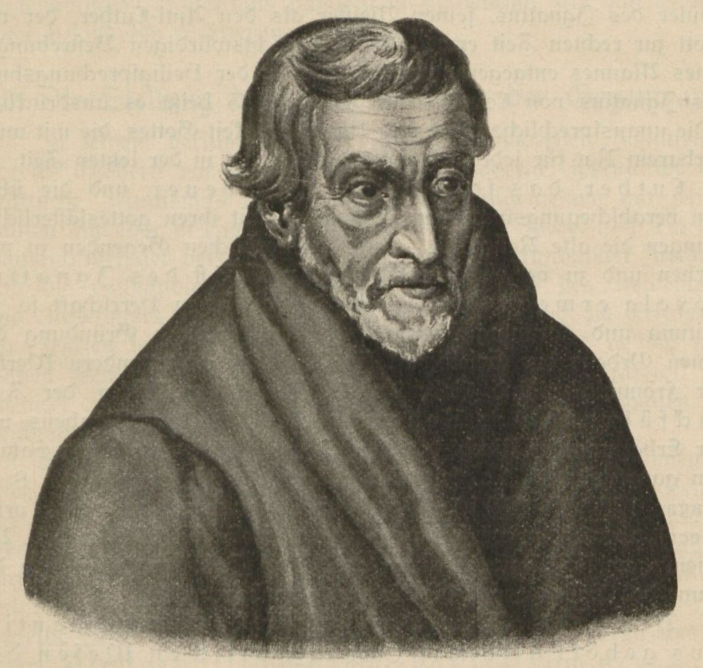
Wenn sich die Jesuiten heute immer wieder als einzigen Hort gegen den Unglauben und Umsturz anpreisen und den Ketzern ihre Hilfe gegen die sozialistische Gefahr anbieten, so ist das eine so durchsichtige Taktik, daß eigentlich kein Verständiger mehr darauf hineinfallen sollte.

Das Ziel, das die Jesuiten unverrückbar im Auge haben, ist und bleibt die geistliche Weltherrschaft und darum Austilgung des Protestantismus.

Der Jesuit Duhr hat in seinen Jesuitenfabeln den Versuch gemacht, die Behauptung zu „widerlegen": der Jesuitenorden sei von Ignatius von Loyola zur Ausrottung des Protestantismus gegründet worden. Das ist ihm aber schlecht bekommen. Professor D. Goetz hat ihm in einer kleinen Schrift (Ignatius von Loyola und der Protestantismus, München, J. F. Lehmann 1901) die Oberflächlichkeit und Unehrlichkeit seiner Geschichtsmache in einer Weise zu Gemüte geführt, daß der Jesuit vermutlich für die weiteren Ausgaben seines Werkes auf die Kenntnisnahme dieser Schrift ein für allemal — verzichten wird.

Nach Professor Goetz' Ausführungen steht es fest, was nach den eben gemachten Bemerkungen über den eigentlichen Gegensatz zwischen Jesuitismus und Protestantismus im Grunde selbstverständlich ist, daß die Ausrottung des Protestantismus dem Ignatius und seiner Gesellschaft je länger, je mehr zur Lebensaufgabe wurde. Und als Ziel kann man doch, wie Gothein (Der hl. Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle, 1895) richtig bemerkt, nur das bezeichnen, „was sich als solches im Laufe der Lebensarbeit herausstellt, nicht den mehr oder minder zufälligen Ausgangspunkt" (S. 661). Gewiß hat Ignatius bei der Gründung seines Ordens den Protestantismus nicht sogleich und unmittelbar als Objekt seiner Tätigkeit ins Auge gefaßt. Dazu kannte er den Protestantismus damals viel zu wenig. Sobald er den Protestantismus aber kennen lernte, hat er seine Bekämpfung mit grimmigem Haß betrieben. Aus der Fülle von Material, das Goetz beibringt, sei hier nur der Brief des Ignatius an Canisius vom 18. August 1554 hervorgehoben, in dem er seinen Feldzugsplan gegen den Protestantismus aufstellt. Danach soll sich der König (Ferdinand I.) in dem mehr als $^{9}/_{10}$ protestantischen Österreich nicht nur wie bisher als Katholiken, sondern auch als offenen Gegner und Feind der Häresie bekennen; er soll in seinem königlichen Rat keinen Ketzer dulden und auch aus allen übrigen Ämtern alle entfernen, die irgendwie von der Ketzerei angesteckt sind; besonders die Professoren müssen abgesetzt werden, sobald sie verdächtig erscheinen. An einigen Ketzern ein Exempel zu statuieren, indem man sie mit dem Tode oder mit Gütereinziehung und Verbannung be-

strafe, hält er für sehr zweckmäßig. Natürlich müssen alle ketzerischen Bücher sorgfältig aufgespürt und verbrannt werden; selbst die rein wissenschaftlichen Bücher von Ketzern, die mit der Religion nichts zu tun haben, wie Lehrbücher der Grammatik usw., sind aus Haß gegen die Häresie ihrer Verfasser zu verwerfen. Schwere Strafen sind über die Prediger der Häresie zu verhängen. Am besten wäre es, allenthalben ein Dekret zu veröffentlichen, nach dem jeder, der innerhalb eines Monats bereut, begnadigt, jeder, der später noch als Ketzer er-



Peter Canisius.

funden wird, für ehrlos erklärt und womöglich mit Verbannung, Gefängnis oder auch der eine oder andere mit dem Tode bestraft wird. Endlich sei eine Strafe darauf zu setzen, daß die Häretiker nicht mehr Evangelische genannt würden. Die Ketzer soll man nur mit diesem Namen nennen, damit es Abschen und Schrecken verbreite, schon wenn man sie nenne. (Auch bei Gothein, a. a. O. S. 731 ff.).

Man mag sonst über diesen Brief des Ignatius urteilen wie man will — von Liebe zu den Ketzern steht jedenfalls nichts drin. Im Gegenteil, er ist durchweht von einem Geist lodernden, wahrhaft

infernalischen Hasses gegen den Protestantismus, dessen rücksichtslose Austilgung mit den Mitteln rohester Gewalt sein ceterum censeo ist. Daß die Jesuiten in dem damals fast ganz evangelischen Deutschland nur schwer festen Fuß zu fassen vermochten, ist begreiflich und wie aus manchem Brief des Ignatius hervorgeht, diesem sehr fatal gewesen (Briefe an Leonhard Kessel in Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. II, S. 369, 371, 373), beweist aber nichts gegen die Tatsache, daß ihnen gerade der deutsche Protestantismus Gegenstand tödlichen Hasses war. Mit Recht preist Ribadeneira, der Lieblingsschüler des Ignatius, seinen Meister als den Anti-Luther, der von Gott zur rechten Zeit erweckt sei, den nichtswürdigen Bestrebungen jenes Mannes entgegenzuwirken. Und in der Heiligsprechungsbulle des Ignatius von Loyola vom Jahre 1623 heißt es ausdrücklich: „Die unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit Gottes, die mit wunderbarem Rat für jede Zeit passend sorgt, hat in der letzten Zeit, . . . da Luther, das scheußliche Ungeheuer, und die übrigen verabscheuungswürdigen Pestseuchen mit ihren gotteslästerlichen Zungen die alte Religion . . . in den nördlichen Gegenden zu verderben und zu verwüsten suchten, den Geist des Ignatius Loyola erweckt, der . . . sich der göttlichen Herrschaft so zur Leitung und Formung übergab, . . . daß er nach Gründung des neuen Ordens der Gesellschaft Jesu, die sich unter andern Werken der Frömmigkeit und Liebe der Bekehrung der Heiden, der Zurückführung der Ketzer zur Wahrheit des Glaubens und der Erhaltung der Macht des römischen Pontifex nach seinen Satzungen ganz widmet, . . . sein Leben heilig beschloß (Institutum S. J., Pragae 1757, S. 119 f.). Von dem Wutausbruch der Imago primi Saeculi aber haben wir schon an anderer Stelle (S. 16 f.) gehört. Mit einem gewissen Stolz bekennen es da die Jesuiten, daß ihnen der Same des Hasses gegen die Ketzerei eingeboren ist.

Der untilgbare Haß gegen den Protestantismus gehört also mit zum eigentlichen Wesen des Jesuitismus.

Wenn die Jesuiten und ihre Freunde das heute nicht in der gleichen Weise wie einstens wahr haben wollen und es immer wieder entschieden bestreiten, so geschieht das lediglich aus Rücksicht auf die betrübliche Zeitlage. Mit der Tat beweisen sie es Tag für Tag, daß sie sich in dieser Beziehung auch nicht im allermindesten geändert haben. Mit leidenschaftlichem Haß verfolgen und begeifern sie und ihre Geistesverwandten unermüdlich alles, was uns Evangelischen ehrwürdig und heilig ist, unsere Reformatoren so gut wie die großen Helden der neueren Geschichte, einen Wilhelm von Oranien, einen Gustav Adolf oder auch den großen Kurfürsten, ganz zu geschweigen von der Beschimpfung und Verlästerung unserer klassischen Dichtung

und Philosophie, eines Goethe, Lessing und Kant, durch Leute wie den Pater Baumgartner, den „Goethe des Jesuitenordens", und seine Gesinnungsgenossen. Daß es sich bei dieser planmäßig betriebenen Geschichtsfälschung, die unter dem Vorgeben wissenschaftlicher Gründlichkeit allmählich einen vollständigen Wechsel in der Beurteilung unserer nationalen Geschichte und Literatur — aus der Maulwurfsperspektive — herbeizuführen sucht, in erster Linie um die Vertiefung und Erweiterung der Kluft zwischen den beiden konfessionell geschiedenen Teilen unseres Volkes und damit um die Schwächung des protestantischen Kaisertums handelt, ist zu bekannt, als daß es noch einer besonderen Erörterung bedürfte.

5. Die Stellung des Jesuitismus in der Gegenwart.

In seinem berühmten Werk über den modernen Jesuitismus schreibt Gioberti vor 60 Jahren: „Der moderne, spekulative und praktische Jesuitismus im besonderen und allgemeinen mit seinem ganzen Zubehör ist eine nicht minder verlorene Sache, noch ein Gegenstand weniger verzweifelter Kur als die offenkundigsten Irrtümer und die vollständigst überwundenen Mißbräuche des Heidentums und Mittelalters. . . . Vergleicht die Ansichten und die Erfahrung der Jetztzeit mit den Dokumenten der Geschichte und gesteht nach solchen Betrachtungen, ob der Jesuitismus nicht moralisch tot, und ob nicht das, was man noch heute so nennt, ein leerer Schatten, ein Leichnam ist."

Es ist ein tiefbeschämendes Zeichen von der Unvollkommenheit aller menschlichen Erkenntnis, daß auch ein so bedeutender Kenner des Jesuitismus, wie es Gioberti war, sich derartig täuschen konnte. Derselbe Jesuitismus, an dessen Sterbelager er zu stehen wähnte, derselbe Jesuitismus, dessen rein politische Ziele er deutlicher erkannt und klarer herausgestellt hat als jemals einer vor ihm und nach ihm, derselbe Jesuitismus beherrscht heute das öffentliche Leben wie nie zuvor. Die katholische Kirche hat sich ihm verschrieben mit Haut und Haar; die evangelische Kirche steht mit ihm im Kampf auf Leben und Tod; die Politik ist von ihm völlig durchseucht.

Es bedarf kaum des Beweises für diese dreifache Behauptung. Wer nur einigermaßen Fühlung hat mit dem Geistesleben unserer Zeit, erkennt das auf Schritt und Tritt.

„Wir sind alle Jesuiten!" — Das ist der fröhliche Kehrreim aller Katholikentage, und durch alle katholischen Blätter und Blättchen, Schriften und Schriftchen klingt uns die gleiche Botschaft zu. Mag das manchem Protestanten auch übertrieben scheinen — die Herren kennen sich selbst jedenfalls am besten. Und ganz gewiß ist ein Katho-

lik, der gegen den Jesuitismus zu reden oder zu schreiben wagen würde, wie es einst Gioberti getan hat, heute einfach unmöglich, oder er ist als „Modernist" eo ipso der Exkommunikation verfallen.*) Die „katholische" Wissenschaft ist längst jesuitisch abgestempelt. Es sei nur an die Enzyklika Leos XIII. vom 4. August 1879 erinnert, in der, entsprechend den langjährigen Bemühungen der Jesuiten in dieser Richtung, endlich Thomas von Aquino zur Grundlage alles wissenschaftlichen Unterrichts, zum Normalphilosophen in der römischen Kirche proklamiert wurde. Wer sich heute noch der jesuitischen Methode zu entziehen sucht, ist ein nichtsnutziger „Reformsimpel". Die Erziehung der Priester, des Weltklerus wie des Ordensklerus, liegt ganz in Händen der Jesuiten. Es gibt kaum noch ein katholisches Lehrbuch zum Gebrauch an Priesterseminaren, das nicht von Jesuiten verfaßt oder wenigstens von jesuitischem Geiste imprägniert wäre. Und auch die Mönchsorden, die bisher noch am erfolgreichsten dem Ansturm der Jesuiten widerstanden hatten, sind jo gut wie ganz verjesuitisiert. Selbst die uralten Orden der Chorherren, Benediktiner und Zisterzienser haben sich dem Zentralisierungsbestreben der Jesuiten fügen müssen und einen General erhalten; sie haben sich die Einführung des „einfachen Gelübdes", dem erst nach dreijähriger Prüfungszeit das feierliche Gelübde folgt, gefallen lassen müssen und dadurch viel von ihrem alten Einfluß eingebüßt. Die meisten Klöster lassen ihre Kleriker neuerdings, wo es irgend angeht, bei den Jesuiten erziehen (z. B. das Kloster Melk in Österreich bei den Jesuiten in Innsbruck). Ja, von dem Zisterzienserkloster Heiligenkreuz in Niederösterreich berichtete die Ordenszeitschrift im Septemberhefte 1903, daß dort die geistlichen Übungen für die auf den Pfarren lebenden Stiftspriester von dem österreichischen Hofjesuiten Pater Viktor Kolb abgehalten werden — ein sicheres Zeichen für die Verjesuitisierung auch dieses ehedem in versöhnlichem Sinne geleiteten Stiftes, da es sich sonst kein Stift nehmen läßt, derartige Übungen von einem Ordensmitglied vornehmen zu lassen. (Näheres bei Lanz-Liebenfels, Katholizismus wider Jesuitismus, 1903).

Es gibt heute nur noch e i n e Frömmigkeit in der katholischen Kirche — die jesuitische, die gleichbedeutend ist mit äußerer Andächtelei. Es gibt nur noch e i n e Sittlichkeit in der katholischen Kirche — die jesuitische, d. i. eine Sittlichkeit äußeren Zwanges und willenloser Dressur. Das Wort „Glaube" im evangelischen Sinne ist anscheinend aus dem Sprachgebrauch der katholischen Kirche getilgt;

*) Nebenbei bemerkt: es ist ein uraltes Privileg des Jesuitenordens, das ihm bei der Neubestätigung seiner Satzungen durch Gregor XIII. im Jahre 1584 gegeben wurde, daß jeder, der es wagen sollte, das Institutum Societatis Jesu irgendwie, direkt oder indirekt, zu bekämpfen oder seinen Satzungen zu widersprechen, ohne Weiteres exkommunziert ist (Institutum I, 83).

an seine Stelle ist der jesuitische Gehorsam getreten. Die Erziehungsmethode und Geschichtsklitterung der Jesuiten finden den vollen Beifall der Kirche (vgl. den Brief Leos XIII. vom 13. Juli 1886). Kongregationen aller Art, diese ureigenste Erfindung der Jesuiten, umspannen alle Kreise der katholischen Bevölkerung, fast hinunter bis zu den Säuglingen, wie mit einem dichten Netz. Keiner kann sich mehr dem Einfluß der Jesuiten entziehen. Wer vorwärts kommen will in der katholischen Welt, muß mit den Jesuiten gut Freund sein, die mittels ihrer hervorragenden Verbindungen alles vermögen.

Denn das ist ja das Elend unserer Zeit: Einst war der Jesuitismus eine Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die gerade aus der Kirche heraus oft den allerschärfsten Widerspruch erfuhr. Heute ist der Jesuitismus von der offiziellen Kirche in vollem Umfang anerkannt, und seine Grundsätze sind von ihr aufgenommen. Der jesuitische Geist hat heute die Herrschaft in der katholischen Kirche. Jesuitismus und Romanismus sind heute identisch.

Es gibt gewiß noch hier und da einzelne Katholiken, die für ihr eigenes Leben die Gleichung nicht vollziehen möchten. Es gibt auch noch eine schwache Unterströmung in der Kirche selbst, die sich dem widersetzt: Den sogenannten Reformkatholizismus. An der Tatsache, daß die offizielle katholische Kirche und der Jesuitismus heute ein und dasselbe sind, ändert das nichts. Wem das noch irgendwie zweifelhaft ist, der sei — abgesehen von mancherlei andern päpstlichen Äußerungen — vor allem auf das bereits erwähnte Breve Leos XIII. vom 13. Juli 1886 verwiesen, worin dem Orden alle seine alten Privilegien aufs neue bestätigt werden und seinem Programm der lebhafteste Beifall gezollt wird. Dies Schreiben Leos ist gleichsam ein Siegesdenkmal des Jesuitismus, errichtet von den Besiegten selbst.

Aber der Jesuitismus steht heute auch bereits mitten im protestantischen Lager; ja, ein großer Teil des protestantischen Volkes scheint ihm schon rettungslos verfallen zu sein. Wenn wir wenigstens sehen müssen, wie die Religion gewissen Richtungen des Protestantismus lediglich als Mittel dient, ihre politischen Geschäfte damit zu machen; wenn so oft der Hauptzweck aller Religion auch bei uns darin gefunden wird, die Autorität der staatlichen Gewalten zu schützen und eine äußerlich kirchliche Korrektheit zu erzielen; wenn immer wieder alles, was sich Formeln und Dogmen nicht beugen will, als „Unglaube" abgetan und erbittert bekämpft wird, ohne das leiseste Verständnis für wahre, innerliche Herzensfrömmigkeit — so ist das doch eine Vermaterialisierung und Veräußerlichung der Religion, wie sie der Jesuitismus nicht schöner hat. Das übergroße Gewichtlegen auf anstaltliches Kirchentum und äußerliche Kirchlichkeit, auf kirchliche Formeln und mechanische

Frömmigkeitsübung — das ist echt jesuitischer Geist in seiner unverfälschtesten Form; und dieser römisch-jesutische Sauerteig in der evangelischen Kirche selbst ist der beste Bundesgenosse der Jesuiten. Solange er noch bei uns sein Wesen treibt, kämpfen wir gegen den Jesuitismus mit gebrochenen Waffen.

Daß unter solchen Umständen auch das politische Leben vergiftet und dem Jesuitismus verfallen ist, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Das Wohl und Wehe des Deutschen Reiches hängt ja wohl nachgerade von dem Wohlwollen der Herren Jesuiten und ihrer Zentrumstrabanten ab! „Realpolitik" — das ist das Schlagwort, hinter dem sich der krasseste Materialismus verbirgt. Andere Gesichtspunkte als die der platten Nützlichkeitslehre haben heute im öffentlichen Leben keine Geltung mehr. Da ist die Vorliebe weiter und zum Teil leitender Kreise unseres Volkes für die Gesellschaft Jesu begreiflich. Sind es doch die eigenen Grundsätze, die sie im Jesuitismus wiederfinden! —

6. Die Bekämpfung des Jesuitismus.

So droht der Jesuitismus, unser gesamtes Geistesleben allmählich zu überfluten. Und das alles, obwohl die Tätigkeit der Jesuiten seit 1872 durch das Jesuitengesetz stark eingeschränkt ist. Haben darum nicht diejenigen durchaus recht, die das Gesetz für völlig überflüssig und somit für ungerecht halten, da es seinen Zweck doch nicht erreicht? Es ist doch — so sagt man, und zwar, wie vorhin ausgeführt wurde, mit gutem Grund — eine geistige Bewegung, eine Weltanschauung, die sich im Jesuitismus verkörpert; die soll man mit geistigen Waffen und nicht mit dem Polizeiknüttel überwinden. Oder wollen und dürfen wir's einem Gegner verdenken, wenn er mit seiner vollen Kraft für seine Überzeugung eintritt? Ganz gewiß nicht!

Aber erstens hat der einzelne Jesuit überhaupt keine eigene Überzeugung und darf sie nicht haben, wie gleichfalls schon vorhin gezeigt wurde. Er ist willenloses Werkzeug, ein totes Rädchen in dem Getriebe eines ungeheuren Mechanismus. Man soll uns also mit den Redensarten von dem Recht, die eigene Überzeugung zu verfechten, verschonen, sofern von Jesuiten die Rede ist. Und sodann handelt es sich bei dem Jesuitengesetz gar nicht um die jesuitische Weltanschauung, sondern einzig und allein um das jesuitische System. Eine Organisation aber, die das Recht des modernen Staates überhaupt nicht anerkennt und lediglich den eigenen Gesetzen folgt, kann der Staat unmöglich dulden. Die sozialistischen Ideen können nur innerlich, geistig überwunden werden. Wollte sich jedoch auf Grund der sozialistischen Weltanschauung eine so-



Jesuit,

in seiner ordentlichen Hauskleidung.

(Aus Hippolyt Helyots „Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden", 1752, Bd. 7.)

zialistische Gesellschaft mit ihren eigenen Gesetzen, die den Interessen und dem Bestande des gegenwärtigen Staatswesens schnurstracks zuwiderlaufen, mitten im Gegenwartsstaate auftun, so müßte doch der Staat unzweifelhaft einschreiten, wenn er sich nicht selbst bankrott erklären wollte.

So aber steht es mit dem Jesuitenorden. Das für alle staatliche Ordnung Gefährliche an ihm ist seine Organisation. Was ein Dutzend entschlossener Männer, die von e i n e m überlegenen, zielbewußten Willen geleitet werden, gegenüber der Zerfahrenheit und Gedankenlosigkeit der großen Menge auszurichten vermögen, davon machen wir uns meist kaum eine richtige Vorstellung. Im Jesuitenorden aber handelt es sich um eine Gesellschaft, die über die ganze Erde verbreitet ist und doch einen einheitlichen Mittelpunkt hat, den General in Rom. Bei ihm laufen alle Fäden zusammen, und wie eine Kreuzspinne überschaut er das ganze Netz, mit dem er die Welt umspannt hält. Er erfährt durch die monatlichen Berichte alles, das Größte und Kleinste, das irgendwo sich ereignet. Eine Armee, auf die er sich unbedingt verlassen kann, Janitscharen, die ein wahrhaft raffiniertes System zum Kampfe peitscht, stehen ihm in jedem Augenblick zur Verfügung, und durch die Berichte und Denunziationen ist er stets instand gesetzt, jedesmal den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Und dieser General ist ein Ausländer, der nur seine eigenen Ziele, die Ziele Roms und seiner Gesellschaft, verfolgt.

Unter solchen Umständen kann an dem Recht des Staates bei seinem Vorgehen gegen den Jesuitenorden nicht gezweifelt werden. Die Frage ist nur, ob sein Vorgehen richtig und zweckentsprechend genannt werden darf. Und da muß allerdings zugegeben werden, daß uns in der Beziehung noch viel zu wünschen übrig bleibt. Wer den Jesuitismus mit Erfolg bekämpfen will, darf sich nicht mit ein paar lendenlahmen Polizeiverordnungen begnügen, die man selbst nicht einmal ernstlich anzuwenden wagt. Es gilt, den Geist des Jesuitismus zu treffen, und darum dürfen wir uns nicht bei Kleinigkeiten und Einzelheiten aufhalten, sondern müssen sofort aufs Ganze gehen. Was hat es für einen Wert, einzelnen Jesuiten den Aufenthalt in Deutschland zu verbieten, während ihre Grundsätze auf allen Gassen gepredigt, in Schulen und Priesterseminaren auf Kosten des Staates gelehrt und durch Zeitungen und Schriften aller Art in tausenden von Kanälen in das katholische Volk geleitet werden? Hier muß unermüdlich Aufklärungsarbeit geleistet werden; das wahre Wesen, die eigentlichen Ziele des Jesuitismus müssen immer schärfer herausgestellt, seine verderbliche Wirksamkeit auf allen Gebieten des Lebens muß immer wieder gebrandmarkt werden. Und ist dann endlich auch der Staat von der Gefährlichkeit des Je-



Jesuit,
in der Stadtkleidung.
(Aus Hippolyt Helyots Geschichte, Bd. 7.)

suitismus überzeugt, so darf er sich diesen Bestrebungen, den Einfluß des Jesuitismus zurückzudämmen, nicht versagen. Wenn überhaupt irgendwo, so wäre den jesuitischen Preßerzeugnissen gegenüber die strengste Zensur geboten. Vor allem müßte der Staat sein Augenmerk auf die Ausbildung der jungen Priester richten. Jesuitische Lehrbücher in Priesterseminaren sind doch ein Unding, wenn Niederlassungen von Jesuiten bei uns verboten sind.

Und daß vollends unsere deutsche Jugend in den Schulen des Jesuitenordens im Ausland oder in den Schulen der ihm nahestehenden, von seinem Geist durchtränkten Schulbrüder und Schulschwestern aller Art auch im Inland erzogen werden darf, gehört zu den Unbegreiflichkeiten unserer Schulpolitik. Allerdings handelt es sich da ja meist um die Sprößlinge vornehmer Häuser, die die einflußreichen Beziehungen der Jesuiten für die Zukunft ihrer Kinder einmal brauchen zu können glauben. Lanz-Liebenfels macht in einem Artikel „Die Jesuiten und der Adel" im „freien Wort" (1904, Heft 3) darauf aufmerksam, daß fast der gesamte Hochadel Österreichs seine Söhne der Jesuitenerziehung ausliefert. Das Schülerverzeichnis des Jesuiten-Konvikts in Kalksburg, aus dem er einen Auszug gibt, spricht da allerdings eine beredte Sprache: 2 Prinzen, 39 Grafen, 25 Freiherrn, ungerechnet die gewöhnlichen Adligen, die ungefähr ebensoviel ausmachen, besuchten damals allein diese eine Jesuitenschule. Und dieselbe Bedeutung hat, nach Hoensbroech (14 Jahre Jesuit, I, S. 60 f.) für den katholischen Adel Deutschlands die jesuitische Unterrichts- und Erziehungsanstalt „Stella matutina" in Feldkirch. „Es ist nicht ausschließlich adliges Institut, wie es deren manche gibt; die Mehrzahl der Feldkircher Zöglinge sind sogar Nicht-Adlige; aber fast alle, und zumal die hervorragenderen katholischen Adelsfamilien, lassen ihre Söhne in Feldkirch erziehen" (S. 60). Und wieviel gutbürgerliche katholische Familien folgen so löblichem Beispiel. „Tausende von deutschen Kindern werden seit Jahrzehnten alljährlich über die vaterländische Grenze geschickt, um für teures Geld in starr ultramontanen Grundsätzen von Nichtdeutschen unterrichtet und erzogen zu werden. Nach sechs, sieben Jahren kehren sie wieder als durch und durch bigotte, abergläubische Menschen, erfüllt von schroffster Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. . . . Das Übel, das ich hier erwähne, ist ein wahrhaft verheerendes. In den führenden Blättern des deutschen Ultramontanismus (Kölnische Volkszeitung, Germania, Schlesische Volkszeitung, Tremonia, Niederrheinische Volkszeitung, Echo der Gegenwart usw.) sind regelmäßig vor Beginn jedes neuen Vierteljahres ganze Spalten des Anzeigenteils gefüllt mit Anzeigen belgischer, holländischer, englischer, französischer, österreichischer, ja, selbst italienischer und spanischer klösterlicher Erziehungsanstalten, und hunderte



Missionar von der Gesellschaft Jesu,
im Mandarinenkleide in China.
(Aus Hippolyt Helyots Geschichte, Bd. 7.)

deutscher katholischer Familien, zumal der preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Schlesien, dann Bayerns, Badens, Württembergs, folgen bereitwillig den Aufforderungen, indem sie ihre Mädchen und Knaben für lange Jahre dem Auslande übergeben und heimischer Sitte und Art entziehen" (Hoensbroech, a. a. O., S 61 f.).

Hier haben wir die Kanäle, durch die der jesuitische Geist in breiten Strömen zu uns hereinflutet und unser ganzes Volksleben zu durchseuchen droht. „Alte Füchse sind schwer zu fangen, alle Hoffnung beruht auf der Jugend", so heißt es in den Jahrbüchern der Paderborner Jesuiten für das Jahr 1588. Das ist auch der Grund, aus dem die Jesuiten von Anfang an gerade die Schultätigkeit mit größtem Eifer und Nachdruck betrieben haben. Nicht auf die Bildung des Volkes kam es ihnen an, sondern einzig und allein darauf, die führenden Kreise für sich zu gewinnen, und diese waren eben nur durch die Kinder zu haben. Darum haben sie sich auch um die Volksschule nicht im geringsten gekümmert. Ignatius hatte sein Absehen lediglich auf die Vornehmen (nobiles), die er mit allen Mitteln in die Jesuitenschulen hineinzuziehen suchte, um sie womöglich zu frommen und gelehrten Priestern, am liebsten zu Jesuiten, jedenfalls aber zu ergebenen Anhängern seiner Gesellschaft und grimmigen Feinden der Ketzerei heranzuziehen. Das war der ausgesprochene Zweck der Gründung seines Collegium Germanico-Hungaricum in Rom. Unermüdlich mahnt er, ihm Adlige in diese Schule zu senden. Wenn das jetzt zu Anfang noch nicht gleich möglich sei, so müßten die zu sendenden Schüler mindestens von adliger Gesinnung sein; später jedoch sei dafür zu sorgen, daß Adlige kämen.*) Diese Adligen wurden in jeder Beziehung bevorzugt. So wurde von künftigen Kathedralgeistlichen und Kanonikern Kenntnis der lateinischen und deutschen Sprache, sowie Befähigung für Philosophie und Theologie verlangt. Adlige jedoch können auch mit geringerer Vorbildung aufgenommen werden.**) Die Schüler sollen bei der Aufnahme womöglich 20 Jahre alt sein; Adlige aber dürfen auch jünger sein; im Notfall genügt sogar ein Alter von 17 Jahren. Womöglich noch drastischer kommt diese Vorliebe der Jesuiten für den hohen Adel zum Ausdruck in den Verordnungen des Visitators P. Alber für die Aufnahme von Schülern in das päpstliche Seminar zu Fulda vom Jahre 1603. Danach sollen in erster Linie Adlige aus den

*) „Postea tamen curandum erit, ut nobiles veniant", im Brief an Leonhard Kessel vom 31. Juli 1552. In den vom Jesuiten Pachtler (später Duhr) herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. II, S. 369. Ähnlich wiederholt.

**) Si tamen Nobiles sunt, qui in Cathedralibus recipi possint, possunt etiam minoris eruditionis recipi (a. o. O. S. 396).

nördlichen Provinzen aufgenommen werden; daneben könnten auch einige Nicht-Adlige, jedoch nur solche hochansehnlichen und beinah adligen Herkommens (aliqui non nobiles, genere tamen honesto et nobilitati proximo) zugelassen werden. Das Alter der Schüler wird hier auf 15 Jahre festgesetzt; Adlige dürfen aber natürlich jünger sein, doch nicht unter 12 Jahren. Natürlich brauchen die Adligen auch hier nicht dieselben Kenntnisse zu haben wie die Nichtadligen.*)

Der Grund für das Verhalten der Jesuiten liegt in den politischen Verhältnissen jener Zeit. Bei dem Grundsatz des cuius regio, eius religio**) brauchte man nur die führenden Stände, den Adel und die Fürsten, für sich zu gewinnen — dann hatte man auch ihre Untertanen, ohne auch nur einen Finger weiter darum rühren zu müssen. Darum stützten sich die Jesuiten bei ihrem Kommen nach Deutschland auch zuerst und vor allem auf die Fürsten. Besonders charakteristisch ist dafür das Schreiben des Ignatius an Albrecht V. von Bayern vom 20. Jan. 1556, in dem er das Schicksal seines Ordens restlos in die Hände dieses Fürsten legte (Mon. Germ. Paed. IX, S. 457). Das Volk kam ihnen eben nur als Objekt ihrer Bekehrungsarbeit in Betracht. Darum ist auch in ihrem Statut niemals von Volksschulen und Elementarunterricht die Rede. Ja, der Jesuitengeneral Claudius Aquaviva hat am 22. Februar 1592 ausdrücklich eine Verordnung gegen die Aufnahme von Elementarschülern in die Jesuitenschulen erlassen (Mon. Germ. Paed. II, S. 311). Und die 20. Generalkongregation vom Jahre 1820 steht noch immer auf demselben Standpunkt, wenn sie in ihrem 21. Dekret bestimmt, im allgemeinen sei dafür Sorge zu tragen, daß Elementarschulen lieber von weltlichen Lehrern, als von Jesuiten gehalten würden (Instit. Societ. Jesu, editio novissima, Romae, Decret XXI).

Daneben halte man den brennenden Eifer Dr. Martin Luthers gerade für die Erziehung des Volkes in allgemeinen, allen zugänglichen Elementarschulen. Wieder und wieder mahnt er, sich der armen Jugend nach Kräften anzunehmen, daß sie etwas Ordentliches lerne, Mädchen ebensogut wie Knaben. Es sei nur hingewiesen auf seine wundervolle Schrift „An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", in der er sein Schulprogramm entwickelt: Knaben und Mädchen sollen täglich eine bis zwei Stunden zur Schule gehen, um das Notwendigste zu lernen. „Welche aber der Ausbund darunter wären, deren man sich verhoffte, daß es geschickte Leute sollen werden

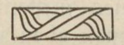
*) Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XVI, S. 286 ff.

**) Die Religion der Untertanen hat sich nach der der Herrscher zu richten.

zu Lehrern und Lehrerinnen, zu Predigern und anderen geistlichen Ämtern, die soll man desto mehr und länger dabei lassen oder ganz dazu verordnen." Ja, er spricht es geradezu aus: Es sei besser, 100 Gulden zur Erziehung eines einzigen Kindes hinzugeben, als einen Gulden, um damit „wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Halse lägen".

Da sieht man deutlich: die Volksschule ist Luthern Herzenssache. Den Jesuiten aber ist das ganze Schulwesen überhaupt nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Sonst würden sie nicht ausschließlich mit den höheren humanistischen Schulen in Wettbewerb getreten sein, wo überhaupt kein Bedürfnis vorlag.

Wenn sie heute ihre Aufmerksamkeit auch den Volksschulen zuwenden, so liegt das wieder in den Zeitverhältnissen begründet: Der demokratischen Strömung muß Rechnung getragen werden.





II. Das ultramontan-jesuitische Schulideal.*)

Der Kampf um die preußische Volksschule ist in greifbare Nähe gerückt. Der konservativ-nationalliberale Kompromißantrag hat das Zentrum offenbar überrascht, noch ehe es seine Kriegsvorbereitungen vollendet hatte. Doch hat es sich rasch in die veränderte Lage gefunden. Seine wichtigste Aufgabe kann zunächst nur sein, das zwischen Konservativen und Nationalliberalen in der Schulfrage bestehende Einvernehmen durch geschicktes Vorgehen in wirtschaftlichen Fragen zu stören, um dann hinterher ein Schulgesetz nach seinem Herzen zustande zu bringen. In der Kanalfrage spürt man schon jetzt derartige Tendenzen. Und wenn erst Herr Spahn, der jetzt auch ins Abgeordnetenhaus Gewählte, dort seine Wirksamkeit entfalten wird, werden wir jedenfalls noch manche unliebsame Überraschung erleben. Dem Zentrum macht es nichts aus, gelegentlich rein materielle Interessen preiszugeben, wenn es dadurch nur der Verwirklichung seiner anderen Wünsche näherkommt, die auf die völlige Unterwerfung alles geistigen Lebens unter den römisch-jesuitischen Geist gerichtet sind. Es ist dessen gewiß, daß ihm damit auch die materiellen Güter, um die sich die anderen jetzt noch die Köpfe blutig schlagen, schließlich von selbst zufallen werden. In dieser richtigen Wertung der Lebensgüter beruht die ungeheure politische Überlegenheit des Zentrums über alle anderen, meist in rein wirtschaftlichen Interessen aufgehenden Parteien. Die Be-

*) Aus Wartburg 1906, S. 2 ff. Die einleitenden Bemerkungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Verhandlungen über das preußische Volksschulunterhaltungsgesetz geschrieben waren, haben durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre eine neue Bestätigung erhalten. Ich habe darum geglaubt, sich stehen lassen zu sollen.

fürchtung ist also nicht ganz unbegründet, daß das Zentrum auch in der Schulfrage, dieser Lebensfrage unseres Volkes, sein Ziel zum guten Teil erreichen werde; denn auf die konservative Partei ist nach den trüben Erfahrungen der letzten Jahre dem Ultramontanismus gegenüber kein Verlaß. Dem Ultramontanismus gegenüber befinden sich nun einmal weite Kreise im Stadium absoluter Blindheit. Eben darum scheint es mir bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dringend geboten, noch einmal die gefährlichen Ziele des Ultramontanismus in der Schulfrage bloßzulegen und in aller Kürze das ultramontan-jesuitische Schulideal in Theorie und Praxis darzustellen.

1.

Wer das ultramontan-jesuitische Schulideal kennen lernen will, darf sich natürlich nicht allein an die offiziellen Kundgebungen des Zentrums halten. Denn ist er mit dem Sprachschatz des Ultramontanismus nicht ganz genau vertraut, so entgeht ihm meist das Beste. Nur ein Beispiel!

Die Rede Dr. Schädlers auf dem Regensburger Katholikentag über die Schulfrage hat einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Und es ist gewiß ein starkes Stück, wenn der Herr Domdekan einfach erklärt, der Staat als Abstraktum könne keine Mutterliebe haben, ein Recht auf Erziehung stehe ihm darum nicht zu. Allein die Kirche — wohl kein Abstraktum? —, die große Erzieherin durch die Jahrtausende, habe ein Recht auf Erziehung, das müsse ihr gewahrt werden. Und zwar erstreckt sich nach Dr. Schädler das Recht der Kirche nicht nur auf die Volksschule, sondern auch auf die Mittelschule (Gymnasium) und auf die Universität. Selbstverständlich ist die Kirche gern bereit, mit dem Staate Hand in Hand zu gehen für eine christliche Erziehung des Volkes. Nur eben ein Recht auf Erziehung steht dem Staate nicht zu.

Herr Dr. Schädler wird vermutlich nicht begreifen, was man an seinen braven, milden und weitherzigen Ausführungen auszusetzen hat, da er doch selbst ein Zusammengehen von Staat und Kirche befürwortet. Aber erst der wird diesen kühnen Vorstoß in seiner ganzen weittragenden Bedeutung zu würdigen wissen, der den eigentlichen Nährboden kennt, auf dem dies seltene Stück ultramontaner Anspruchslosigkeit erwachsen ist.

Die geistigen Hintermänner Dr. Schädlers sind aus dem ganzen Ton und Inhalt seiner Rede deutlich zu erkennen. Es sind neben den Jesuiten Cathrein und Wernz vor allem die „Stimmen aus Maria Laach" und der Jesuit von Hammerstein. In dessen berüchtigtem Buch über das preußische Schulmonopol findet sich das ultramontan-jesuitische Schulideal in seiner schärfsten Ausprägung, wie es

Dr. Schädler doch nicht vorzutragen gewagt hat. Er hat die schärfsten Spitzen ein wenig umgebogen und die anstößigsten Stellen vorsichtig verschleiert. Daß er trotzdem auf dem gleichen Boden steht, erkennt man ohne weiteres, sobald man seine Ausführungen mit denen Hammersteins vergleicht. Der Unterschied ist nur der, daß der kluge Zentrumsmann sich damit begnügt, leise anzudeuten, was der Jesuit mit beispielloser Kühnheit offen ausspricht.

Was Hammerstein mit dürren Worten als das ultramontan-jesuitische Schulideal hinstellt, ist kurz folgendes:

Die katholische Kirche beansprucht volle, unbeschränkte Freiheit des gesamten Unterrichts von der Volksschule bis zur Universität. Sie muß das Recht haben, freie Schulen jeder Art zu errichten, wo und wann es ihr notwendig zu sein scheint. Die Entscheidung darüber steht lediglich der Kirche zu. Das staatliche Schulmonopol ist nicht nur unpraktisch und ungerecht, es ist auch unchristlich und unmoralisch. Denn der Staat hat seinem ganzen Wesen nach kein Recht an die Schule. Wo aber doch Kirche und Staat — Hammerstein stellt stets die Kirche voran — in den Schulen gemeinsam zu arbeiten haben, da gebührt „die Hegemonie der Kirche“. „Der Staat möge sich zurückziehen auf die weltliche und materielle Seite des Unterrichtswesens“, das heißt mit anderen Worten: der Staat hat das angenehme Recht zu zahlen, damit die Kirche ihm seine Jugend zu solchen Ultramontanen heranziehe, die den Staatsgesetzen gegebenenfalls den Gehorsam verweigern. Denn dies Recht nimmt Herr Hammerstein ausdrücklich für die Kirche in Anspruch. Die Stelle ist so bezeichnend für das ultramontane Denken, daß sie es verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Der Jesuit läßt einen ultramontanen Grafen K., der seine Bildung offenbar einer Jesuitenschule verdankt, und einen Professor X. über das preußische Schulmonopol sich also unterhalten:

Prof. X.: Ihre Äußerung von gestern abend, Herr Graf, dürfen Sie jedenfalls nicht zu laut aussprechen.

Graf K.: Welche Äußerung meinen Sie?

Prof. X.: Die Äußerung, daß Sie Ihre Söhne zu solchen Ultramontanen erziehen, welche den Staatsgesetzen eventuell den Gehorsam verweigern.

Graf K.: Warum soll ich das nicht aussprechen? Soll man doch nicht bloß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, sondern auch Gott, was Gottes ist!

Prof. X.: Gut! Aber man könnte Ihnen verbieten, Ihre Kinder im Auslande zu erziehen; man könnte Sie nötigen, dieselben auf preußische Schulen zu schicken.

Graf K.: Nicht wahr? Etwa so, wie zur Zeit der Katholikenverfolgung in England den Eltern verboten ward, ihre Kinder zum Zweck einer katholischen Erziehung ins Ausland zu senden?

Prof. X.: Eine Katholikenverfolgung haben wir doch in Preußen jetzt nicht! Von einer solchen konnte man höchstens zur Zeit des Kulturkampfes reden.

Graf K.: Nun, der offene Kulturkampf mag vorüber sein; aber ein stiller Kulturkampf wird noch stets im Schulwesen geführt.

Prof. X.: Was würden Sie denn tun, wenn man Sie zwänge, Ihre Kinder auf preußische Schulen zu schicken?

Graf K.: Ich würde mir überlegen, ob ich nicht lieber mit Weib und Kind auswanderte.

Prof. X.: Und wenn man Sie auch daran hinderte?

Graf K.: Gegen Gewalt ist eben nichts zu machen!

Prof. X.: Man könnte es ja auf dem Wege eines Gesetzes tun!

Graf K.: Meinen Sie denn, daß alles, was schwarz auf weiß als Gesetz veröffentlicht wird, eben darum auch schon Recht sei? Ich wenigstens glaube das nicht; ich bin vielmehr der Ansicht, daß der Staat mit solchen Gesetzen, wie die eben erwähnten, die Grenzen seiner Kompetenz überschritte, und nicht Recht, sondern Gewalt übte.

Prof. X.: Aber auf Grund der schon bestehenden Gesetze könnte man sie ja bereits hindern, Ihre Kinder während des schulpflichtigen Alters ins Ausland zu senden!

Graf K.: Auch diese Gesetze halte ich für eine Überschreitung der staatlichen Kompetenz. (S. 114 f.)

So geht das weiter nach derselben Melodie. Und mit derartigen oberflächlichen, jesuitischen Sophistereien glaubt der Verfasser schließlich im Ernst bewiesen zu haben, der Staat müsse es sich gefallen lassen, daß die Kirche ihm, womöglich auf seine Kosten, Rebellen gegen seine eigenen Gesetze erziehe. Jedenfalls aber, so faßt er das Ergebnis seiner Erörterungen zusammen, muß der Staat „seine Schulidee, sein Schulmeisteramt (im großen und ganzen) aufgeben und das Schulwesen zurücklegen in jene Hände, denen er es ohne Rechtstitel entzogen hat; für die Katholiken also in die Hände der katholischen Kirche. Kann das mit einem Schlage nicht geschehen, so muß er wenigstens einstweilen der Kirche freie Konkurrenz mit seinen Schulen eröffnen; er darf namentlich nicht die Lehrorgane der Kirche, insbesondere die Lehrorden, von seinen Grenzen und von der ihnen berufsmäßig zustehenden Schultätigkeit ausschließen; er muß eine ehrliche, nicht bloß eine Schein-Konkurrenz eröffnen, so daß die Staatsschulen vor den Schulen der Kirche keinen Vorsprung er-

halten, weder durch materielle Subvention, noch durch das Berechtigungswesen". (S. 136.)

Das also ist das ultramontan-jesuitische Schulideal, das den Ausführungen Dr. Schädlers offensichtlich zugrunde liegt. Wenn er allein der Kirche das Recht auf Erziehung zuerkennt, so schließt das selbstverständlich die Hammersteinsche Forderung ein, daß der Staat das gesamte Schulwesen der Kirche „zurückzugeben" habe, und wenn er großmütig einem Zusammenwirken von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Schulwesens das Wort zu reden scheint, so setzt er natürlich die Hammersteinsche Arbeitsteilung voraus: die Kirche unterrichtet, der Staat zahlt!

Die Verwirklichung dieses Ideals strebt das Zentrum mit allen Mitteln an. Da es aber klug genug ist, einzusehen, daß das vorderhand schwerlich in vollem Umfang zu erreichen ist, so wird es zufrieden sein, wenn es zunächst sein Ziel nur zum Teil erreicht, d. h. es wird auf Beseitigung des sogenannten preußischen Schulmonopols hinarbeiten und unumschränkte Unterrichtsfreiheit für die katholischen Schulorden verlangen, um dann in „freiem" Wettbewerb der Staatsschule den Garaus zu machen. Denn da die Staatsschulen, die neben den Kirchenschulen noch etwa bestehen bleiben, notwendig religionslos sein müßten, so wäre ihr Schicksal bald besiegelt.

Was aber diese Entwicklung unseres Schulwesens für unser Volk bedeuten würde, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Es wird genügen, an die Schulgeschichte Belgiens, dieses ultramontanen Musterstaates, zu erinnern, um deutlich zu machen, wie sich das ultramontan-jesuitische Schulideal in der Praxis bewährt, und was wir von einem sogenannten „freien" Wettbewerb der ultramontanen Schulen zu erwarten hätten.

2.

In Belgien hatte das Schulwesen bis zum Jahre 1878 vollständig in den Händen der katholischen Geistlichkeit gelegen, obwohl bereits das Schulgesetz von 1842 dem Staate das Aufsichtsrecht über die Schulen gegeben hatte. Bei der unumschränkten Herrschaft des Ultramontanismus in Staat und Gemeinden war das Gesetz toter Buchstabe geblieben, bis endlich die 1878 zustande gekommene liberale Kammermehrheit auf Grund wahrhaft entsetzlicher Enthüllungen über die sittliche Verkommenheit vieler klerikaler Lehrer ein neues Schulgesetz durchsetzte, das die „freien" Schulen der Kirche auch fernerhin gestattete, aber doch den Einfluß der Geistlichkeit auf die Staatsschulen zu brechen suchte, ein Schulgesetz also eigentlich ganz nach dem Herzen der Klerikalen: Volle Unter-

richtsfreiheit und freie Konkurrenz mit der ebenfalls „freien“ Staatsschule!

Aber die Zustände, die dies Gesetz zur Folge hatte, spotten jeder Beschreibung. Die große belgische Schulvisitation vom Jahre 1882 hat Dinge ans Licht gebracht, von denen auch nur den hundertsten Teil zu glauben man sich entschieden weigern würde, wenn es sich nicht um eidliche Aussagen guter Katholiken handelte. Die Ergebnisse dieser Schulvisitation sind dann in der Kammer zur Sprache gekommen, ohne daß von den Ultramontanen auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, die ungeheuerlichen Anklagen irgendwie zu entkräften. Die Berichte über die Kammerverhandlungen füllen drei stattliche Bände. Die „Kölnische Zeitung“, die bereits am 3. und 8. Januar 1883 allerlei Einzelheiten über den Verlauf der Visitation mitgeteilt hatte, hat dann am 15. und 17. April in einem Artikel über „Die belgische Geistlichkeit und die Schule“ einen Auszug aus den Kammerverhandlungen selbst gebracht, der auch heute noch überaus lehrreich ist.

Wir erfahren darin folgendes über den Zustand dieser „freien“ Kirchenschulen:

Die Schulräume sind meist völlig unzulänglich; wiederholt hat der Augenschein bestätigt, daß die Kinder, die diesen Anstalten anvertraut werden, „nicht bloß in Unwissenheit, sondern auch i n Sch m u tz verkommen“. Bei den Lehrkräften, die an diesen Schulen wirkten, ist das freilich kein Wunder. Der Lehrer in Ferrières ist seines Zeichens ein Schuster, der nicht zehn Worte orthographisch schreiben kann. Als er daraufhin vor der Kommission geprüft wird, sagt er höchst naiv, „richtig nach Diktat schreiben würde wohl so leicht keiner können“! In Ville-Ny ist ebenfalls ein Schuster, in einem Dorfe bei Marche ein ehemaliger Kuhhirt und in einem anderen Ort sogar ein 13jähriger Junge Lehrer; ja, in Ny unterhält die Lehrerin neben der Schulstube einen Kramladen, den sie persönlich besorgen muß. Viel schlimmer aber war, daß auch vielfach bestrafte Subjekte und sogar petits frères, die wegen ihrer zahllosen Sittlichkeitsverbrechen berüchtigt waren, als Lehrer in den Kirchenschulen angestellt waren. Welch ein Geist unter solchen Umständen an diesen Schulen herrschte, kann man sich denken. Strafen, die an die mittelalterliche Folter erinnern, stehen hier noch in schönster Blüte. Wenn das Haupterziehungsmittel, der Knüttel, nicht mehr wirken will, dann läßt der Lehrer zur Strafe die Kinder den schmutzigen Fußboden mit der Zunge ablecken, oder es muß sich gar ein Schüler von dem andern in den Mund spucken lassen.

So ging es in den vielgerühmten „freien“ Kirchenschulen zu. Da sollte man nun meinen, daß sie unmöglich gegen die Staatsschulen in „freier Konkurrenz“ hätten aufkommen können. Und

ganz gewiß: hätten allein die Leistungen der Schulen den Ausschlag gegeben, so hätten die Staatsschulen leicht gewonnenes Spiel gehabt, die Kirchenschulen wären an ihrer eigenen Jämmerlichkeit bald zugrunde gegangen. Aber was den Schulen an Leistungsfähigkeit und Anziehungskraft abging, das ersetzte die Kirche durch unglaublichen Druck auf die Gemüter, um die Kinder in ihre Schulen zu treiben. Öffentliche Aufreizung der Kinder gegen Eltern und Lehrer, Beschimpfung, Verhöhnung, Mißhandlung aller derjenigen, die sich den geistlichen Machtansprüchen nicht willenlos unterwarfen, Boykottierung der staatlich angestellten Lehrer bis zur förmlichen Aushungerung, brutale Vergewaltigung der Gewissen — das alles ist allenthalben tausendfältig geübt worden, und — was besonders zu beachten ist — nicht gegen gottlose Ketzer und Freimaurer, sondern gegen gute, fromme Katholiken, die sich allezeit treu zu ihrer Kirche gehalten haben, aber doch auch dem Vaterlande dienen wollten.

Nur einige Einzelzüge aus diesem Kampf der Geistlichkeit gegen die Staatsschule seien hervorgehoben. Das erste war, die Staats- und Gemeindebeamten zu gewinnen und sie zur offenen Auflehnung gegen die Regierung, zur gröblichen Vernachlässigung ihrer Amtspflichten zu bewegen. Da kommen Lehrer vor die Untersuchungskommission, um sich zu beklagen, daß man unter allerhand Vorwänden und mit den niederträchtigsten Ränken ihnen Teile ihres Einkommens beschnitten und vorenthalten und sie so in die größte Not gebracht hat. In der Provinz Luxemburg war dies die Regel. Ultramontane Ortsvorstände haben nicht selten die Gemeindeschule geplündert, um die „freie Schule" des Priesters mit Lehrmitteln auszustatten. An manchen Orten kommt es vor, daß gleichzeitig mit einer Reklame, die der Herr Pfarrer zugunsten seiner Verdummungsanstalt im Lokalblättchen erscheinen läßt, der Magistrat die Schulgeldbefreiung der Armen einzieht. Stirbt ein Lehrer oder nimmt er seinen Abschied, so wird das den höheren Behörden so spät gemeldet, daß eine rechtzeitige Besetzung der Stelle nicht mehr zu ermöglichen ist: alles, um den Unterricht in der Gemeindeschule zu zerrütten. Häufig hat man versucht, angesehene Lehrer von der Staatsschule in die Kirchenschule hinüberzuziehen, und wenn das nicht gelang, hat man sich nicht entblödet, ihnen besondere Anerbietungen zu machen, wenn sie den Unterricht möglichst vernachlässigen, kein Wort Religion lehren und das Bild des Erlösers samt den übrigen Sinnbildern aus den Schulzimmern entfernen wollten. Alles natürlich, um auf diese Weise die Staatsschulen bei den Leuten in Mißachtung zu bringen. Ließen sich aber die Lehrer nicht darauf ein, so bekamen sie den vollen Haß der Priester zu kosten. Von vielen Kanzeln sind ihnen Schimpfworte wie: Renegaten, Gift-

mischer, Heuchler, Stänker, getünchte Gräber, Wölfe in Schafskleidern, Judasse, die ihre Seele für hundert Franken verschachern, zugeschleudert worden, ja, der Pfarrer von Rivière stellte den friedlichen Gemeindelehrer seines Ortes als einen Herodes hin, der an den jungen Seelen einen bethlehemitischen Kindermassenmord begehe. Solch löbliches Beispiel findet natürlich bei den frommen Lämmern solcher Hirten begeisterte Nacheiferung: Wo der Lehrer sich zeigt, wird er verhöhnt, beschimpft, verfolgt; die Schüler werden gegen ihn aufgehetzt und offen zum Ungehorsam ermahnt. Die frommen Zöglinge der Kirchenschulen werden angehalten, dem „gottlosen Eindringling" die Fenster einzuwerfen, seine Tür zu beschmutzen und Unrat ins Haus zu schleudern. Die Geschäftsleute werden von den Priestern unter Androhung des Boykotts gezwungen, dem Lehrer keine Waren zu verkaufen usw. usw. Auf diese Weise suchte man die Lehrer der Staatsschule geradezu auszuhungern, ihnen ihr Amt jedenfalls nach Möglichkeit zu verleiden.

Am schlimmsten aber erging es den Eltern, die ihre Kinder in die staatlichen Schulen schickten. Sie sollten dafür auf einen gemeinsamen Beschluß der Bischöfe hin samt ihren Kindern als exkommuniziert angesehen werden. Und nicht nur ihnen, selbst solchen Leuten hat man die Sterbesakramente versagt, die mit den Eltern von Gemeindeschülern unter einem Dache wohnten; man hat einer alten 83jährigen Frau die Absolution verweigert, weil ihr Enkel die staatliche Schule besuchte, und ebenso einem Vater, weil er nicht schon im voraus versprechen wollte, daß er seinen dreijährigen Sohn einst in die Kirchenschule schicken wolle! Eine arme Witwe in St. Jean-Geest klagt vor der Untersuchungskommission, sie sei, als zwei ihrer Kinder schwer krank lagen, zum Pfarrer Berger gegangen und habe ihn um geistlichen Beistand gebeten, sei aber mit harten Worten abgewiesen worden. Darauf sei das Kind gestorben, und sie habe händeringend und kniend den harten Mann gebeten, für ihr totes und todkrankes Kind eine Messe zu lesen — vergebens! Der Priester habe sie mit Vorwürfen überhäuft und unter anderem gesagt, der Tod ihres Kindes sei eine Strafe des Himmels dafür, daß sie es in die Staatsschule geschickt habe; und das andere Kind müsse auch noch sterben. Ein Landwirt namens Thomas in Grunne gibt zu Protokoll, er habe den Priester gebeten, seiner Frau, die im Sterben lag, die Tröstungen der Kirche zu spenden, sei aber rund abgewiesen worden, weil seine Kinder die Staatsschule besuchten. Am Abend desselben Tages kommt der Priester dann aber doch, schickt alle Angehörigen aus dem Krankenzimmer hinaus und bearbeitet nun die Sterbende mit den unbarmherzigsten geistlichen Folterqualen, sie solle bestimmen, daß ihre Kinder aus der Staats-

schule genommen würden. Die Frau weigert sich standhaft, ist aber wenige Stunden später infolge der furchtbaren Aufregung eine Leiche. Nun wird ihr das kirchliche Begräbnis verweigert; die Angehörigen bitten und flehen — vergebens! Dem Totengräber, der auf Befehl des Bürgermeisters endlich ein Grab in der Reihe macht, wird das vom Priester verboten; er soll's im Armensünderwinkel graben. Der Bürgermeister besteht aber darauf, daß das Grab in der gewöhnlichen Reihe hergerichtet werde. Jetzt wird der Totengräber unter Mitwirkung einer adligen Dame bestimmt, das Grab nicht fertigzustellen, so daß der arme Witwer schließlich seinen Schwager und dessen Sohn bitten muß, das Grab zu machen!

Der Vorsitzende der Untersuchungskommission, der Abgeordnete Neujean, der selbst allein über 1000 Zeugen in zwölf Kantons vernommen hat, erklärt als Berichterstatter im Parlament: „Es gibt keinen Mißbrauch, kein schlechtes, unmoralisches, gemeines Mittel, das von den Priestern nicht angewandt wäre, um die vom Staate unterhaltenen Schulen zu entvölkern. Und wie vieles ist noch verhehlt worden! Gerade die schwersten, die schlimmsten Fälle sind verheimlicht worden, weil Furcht und Scham den Zeugen den Mund verschloß. Wie oft war auf den Gesichtern der Zeugen die Angst vor der Rache des Priesters zu lesen!"

Daß sich die Priester in die Häuser einschlichen und die Frauen gegen die Männer, die Kinder gegen die Väter hetzten, ist noch das wenigste. Kam es doch sogar vor, daß ein Priester (von Spontin) die Kinder in der Katechismuslehre beten ließ, Gott möge geben, daß ihr eigener Vater stürbe, weil er sie auf den verderblichen Weg durch die Staatsschule geleitet habe! „Wir konnten, wir wollten dies nicht glauben", sagte der Vorsitzende der Untersuchungskommission, „weil es zu furchtbar, zu ungeheuerlich war, aber alle Kinder, die wir vorluden, sagten dasselbe aus, selbst als sie mit diesem Muster von einem Priester konfrontiert wurden, der vom Staate besoldet wird." —

Ich muß mich auf die Wiedergabe dieser wenigen Proben aus den amtlichen Visitationsberichten beschränken; sie ließen sich mit Leichtigkeit ums Hundertfache vermehren. Aber sie werden genügen, jedem, der sehen will, zu zeigen, wie das ultramontan-jesuitische Schulideal in Wirklichkeit aussieht, und was der Ultramontanismus unter „freiem" Wettbewerb der verschiedenen Schulen versteht.

Herr Windthorst hat auf dem Düsseldorfer Katholikentage im September 1883 das belgische Schulideal ausdrücklich als das auch für Deutschland zu erstrebende hingestellt. Die Jesuiten hatten seither unermüdlich dafür Propaganda gemacht, und das Zentrum von heute bekennt sich, wie wir sahen, durch Schädlers Mund zu den

gleichen Anschauungen. Nun darf man ja allerdings die deutsche katholische Geistlichkeit mit der geschilderten belgischen gewiß nicht auf eine Stufe stellen. Die Konkurrenz mit dem Protestantismus hält sie bei uns doch noch immer auf einer gewissen Höhe, an die die Geistlichkeit in rein katholischen Ländern auch nicht entfernt heranreicht. Man kann daher gewiß mit gutem Grunde behaupten, daß so entsetzliche Zustände, wie sie in den belgischen Kirchenschulen vorhanden waren, bei uns ganz unmöglich wären, auch wenn die Kirche volle „Freiheit" des Unterrichts erhielte. Daß aber auch bei uns die Priester jedes geistliche Zwangsmittel unbedenklich und mit Hochdruck benutzen würden, um die staatlichen Anstalten verächtlich zu machen, womöglich ganz zu beseitigen — wer ist naiv genug, daran auch nur den gelindesten Zweifel zu hegen?

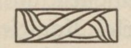
Der Jesuit Hammerstein gibt der Überzeugung Ausdruck, daß mit Hilfe der Konservativen wenn auch nicht gleich die völlige Beseitigung des preußischen Schulmonopols, so doch die ersehnte „Freiheit" des Unterrichts, auf Grund deren kirchliche und staatliche Schulen im edlen Wetteifer nebeneinander wirken sollen, über kurz oder lang zu erreichen sein werde. Hoffen wir, daß sich die Regierung und konservative Partei nicht durch die Schlagworte des Ultramontanismus betören lassen!

Nachwort: Leider hat sich diese Hoffnung bei der bekannten Schwäche der Regierung dem Zentrum gegenüber als unbegründet erwiesen. In unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika ist das ultramontan-jesuitische Schulideal bereits seit Jahren verwirklicht. Nach Anz, Deutschlands Pflichten in Südwestafrika (S 45 f.) hat die Regierung vor mehreren Jahren den Regierungsschulen im Lande ihren evangelischen Charakter „dem Zentrum zuliebe auf dem Verwaltungswege durch einen Federstrich aberkannt" und sie streng paritätisch gestaltet. Es gibt also nun dort keine evangelische Schule mehr, obwohl die Kinder fast durchweg (75 %) evangelisch sind, und die Kinder erhalten aus „paritätischen" Lehrbüchern den kümmerlichsten Unterricht. Dafür gibt es dort nun aber eine katholische Privatschule, die sofort nach Beseitigung des evangelischen Charakters der Regierungsschule gegründet wurde, da ein guter Katholik doch unmöglich seine Kinder in eine „religionslose" oder religiös indifferente Schule schicken kann. Diese katholische Privatschule aber wurde in dem Jahre, von dem Anz berichtet, von 34 Kindern besucht, von denen jedoch nur 13 katholisch waren; die übrigen 21 waren evangelisch. Die katholische Privatschule wurde also zu zwei Dritteln von evangelischen Kindern besucht und natürlich auch erhalten, ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig beliebt derartige „religionslose" Schulen auch in evangelischen Kreisen sind. Das weiß aber das Zentrum ganz genau. Und eben weil es das weiß,

kämpft es mit solcher Erbitterung für diese sogenannte „Freiheit" des Unterrichts, mit der man der Staatsschule das Wasser abzugraben hofft.*)

In Deutsch-Südwestafrika haben wir die Probe auf das Exempel. Vielleicht daß diese Vorgänge unsere maßgebenden Kreise doch ein wenig stutzig machen. Zeit wäre es. Denn seit langem schon sind die Jesuiten fleißig an der Arbeit, auch bei uns in Deutschland selbst den Boden für den geplanten Schulumsturz zu bereiten. Ihre Pioniere sind dabei die „Marianischen Kongregationen", von deren Harmlosigkeit man in letzter Zeit ja Wunderdinge hören konnte.

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Katholisch Trumpf in Deutsch-Südwestafrika?" in der Wartburg 1909, S. 183 f.





III. Die Marianischen Kongregationen.

Am 23. Januar 1904 erschien ein Erlaß des preußischen Kultusministers Dr. Studt, durch den unter Aufhebung von sechs Verfügungen des Kulturkampf-Kultusministers Dr. Falk die Einrichtung von Marianischen Kongregationen an den preußischen Gymnasien — allerdings unter mancherlei Kautelen— wieder gestattet wurde.

Dieser Erlaß des Kultusministers hatte eine außerordentliche Erregung des evangelischen Volksteils zur Folge. Eine lebhafte Preßerörterung setzte ein, und auch im Abgeordnetenhaus, besonders im preußischen Herrenhaus, wurde die Angelegenheit eingehend verhandelt. Die Begründung dieser Maßnahme durch den Kultusminister mit dem Hinweis darauf, daß bei dem Vorhandensein von Bibelkränzchen evangelischer Schüler aus paritätischen Gründen den Katholiken die Einrichtung der gleichgearteten Marianischen Kongregationen nicht versagt werden konnte, wurde allgemein als unzulänglich empfunden, da die Marianischen Kongregationen allein schon durch ihre nahe Verbindung mit dem Jesuitenorden eine Sonderstellung einnehmen, vor allen Dingen aber durch ihre ganze innere Einrichtung sich als echte Ableger des Jesuitenordens darstellen, die lediglich zur Verbreitung des jesuitischen Geistes schon unter der Schuljugend dienen sollen. Mit den nachfolgenden Ausführungen in der „Wartburg“ (1904, Nr. 13, 25, 22) hoffe ich in etwas zur Klärung der Sachlage beigetragen zu haben.

1. Offener Brief an Seine Exzellenz den Kultusminister Herrn Dr. Studt.

Euer Exzellenz

haben in der 43. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. März 1904 dem Abgeordneten Hackenberg vorgeworfen, daß seine Darstellung (die Marianischen Kongregationen betreffend) einseitig sei, und daß Sie die von ihm benutzten Quellen als einwandfrei nicht anerkennen könnten. Bessere Quellen im einzelnen namhaft

zu machen haben Sie leider vergessen. Sie erklären nur ganz allgemein, Sie seien auf Grund von Berichten, Forschungen in der Literatur und gewissenhaften Zusicherungen, die Ihnen von maßgebenden Persönlichkeiten der katholischen Kirche gegeben seien, zu der Überzeugung gelangt, daß die Marianischen Kongregationen nach Maßgabe der gegenwärtigen Verhältnisse in keinem organischen Zusammenhang mit dem Jesuitenorden stehen. Der Sinn dieser Rede ist allerdings dunkel. Was soll denn das heißen: „nach Maßgabe der gegenwärtigen Verhältnisse?" Soll das vielleicht heißen, daß sich das Verhältnis des Jesuitenordens zu den Marianischen Kongregationen neuerdings von Grund aus geändert habe? Dann würde die Wissenschaft Euer Exzellenz zum größten Dank verpflichtet sein, wenn Sie die der Welt bisher noch gänzlich unbekannten Urkunden und Akten, die diesen bedeutsamen Umschwung bezeugen, veröffentlichen und weiteren Kreisen zugänglich machen wollten. Leider machen Sie nach den mir vorliegenden Parlamentsberichten in Ihrer Rede auch nicht den leisesten Versuch, Ihre Behauptung irgendwie zu begründen; die von Dr. Friedberg vorgebrachten positiven Angaben ignorieren Sie und treten schließlich der Auffassung der Abgeordneten Porsch und Bachem ohne Einschränkung bei, daß keinerlei Beziehungen zwischen Marianischen Kongregationen und Jesuiten bestehen.

Das aber ist eine ganz ungeheuerliche Behauptung, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Es sei mir gestattet, Euer Exzellenz Aufmerksamkeit nur auf folgende Einzelheiten zu lenken:

In den mir vorliegenden Leges et Statuta . . . Congregationis Beatissimae Virginis Mariae, quae in Collegiis Societatis Jesu instituta (!) atque a Sede Apostolica approbata . . . est (Ingolstadt 1760), heißt es auf Seite 2 ausdrücklich, daß die Kongregation auf die Bemühung und väterliche Sorge des Jesuitengenerals Claudius Aquaviva hin aufs neue von dem hochheiligen apostolischen Stuhl errichtet und mit großen geistlichen Gütern begabt sei. Leiter einer jeden einzelnen Genossenschaft und ihr ordentlicher Beichtvater soll ein Pater der Gesellschaft Jesu sein. Die erste Sodalität dieser Art ist im Collegium Romanum der Jesuiten zu Rom entstanden und durch die Bulle Gregors XIII. vom 5. Dezember 1584 bestätigt worden. Ihr haben sich mit päpstlicher Erlaubnis nicht nur die anderen marianischen Genossenschaften angegliedert, Papst Benedikt XIV. hat in seiner Konstitution vom 8. September 1751 auch gestattet, daß alle übrigen Kongregationen von Männern und Frauen, die unter Leitung der Jesuiten standen, sich der Marianischen Kongregation anschließen dürfen. Alle Macht aber über die Kongregationen steht nach dem Institutum Societatis Jesu II, 285 beim Jesuitengeneral. Daß darin

auch heute noch keine Änderung eingetreten ist, bestätigt in dankenswerter Weise der Jesuit Löffler im 8. Heft des Jahrgangs 1884 der „Stimmen aus Maria Laach", wo er ausführt: Die oberste Leitung der Marianischen Kongregationen stehe verfassungsgemäß dem jeweiligen General der Gesellschaft Jesu zu, er sei „zum gesetzgebenden Haupte aller Marianischen Kongregationen vom römischen Stuhl bestellt worden". Kann schon unter diesen Umständen nicht daran gezweifelt werden, daß die Marianischen Kongregationen aufs innigste mit dem Jesuitenorden verbunden — „verankert" sind, wie der Jesuit Löffler sagt, so gibt uns ein Blick in ihre Statuten, die übrigens vom Jesuitengeneral, wenn nicht verfaßt, so doch jedenfalls geprüft und genehmigt sind (vgl. die Bulle Gregors XIII. vom 5. Dezember 1584), die Gewißheit, daß die Marianischen Kongregationen im Grunde nichts anderes sind als ein gewöhnlicher Abklatsch des Jesuitenordens, damit durch sie der jesuitische Geist in jedes Haus und jede Familie getragen werde. Statuten und Verfassung der Marianischen Kongregationen gleichen den jesuitischen wie das Kind dem Vater. Hier wie dort eine Probezeit für die Aufzunehmenden, in der der Betreffende aufs sorgfältigste von den Kameraden überwacht wird; hier wie dort die Fülle von äußerlichen Andachtsübungen; bei beiden die geistlichen Übungen des Ignatius (vgl. Leges et Statuta I, § 1, 2 u. a.), bei beiden vor allem die straffe Kampfesorganisation mit der Forderung unbedingten Gehorsams. Es sei nur an das Breve Benedikts XIV. vom 27. September 1748 erinnert, in dem die einzelnen Mitglieder der Kongregation aufgefordert werden, „das Verdienst eines fleißigen Besuches der Versammlungen durch das Verdienst einer andächtigen Unterwürfigkeit und des Gehorsams zu krönen und sich nicht zu weigern in allem, was die Verfassung und Regierung der Kongregation betrifft, den Befehlen des Generals und der von ihm abgeordneten Führer freudig und aus freien Stücken zu gehorchen".

Diese Andeutungen werden genügen, um Euer Exzellenz zu zeigen, auf wie schwachen Füßen die Behauptung steht, die Marianischen Kongregationen hätten nichts mit dem Jesuitenorden zu tun. Daß ich eine einseitige Darstellung gegeben habe und meine Quellen nicht einwandfrei seien, werden Sie, wie ich hoffe, nach obiger Darstellung nicht behaupten können. Es sind lediglich jesuitische Schriftsteller und päpstliche Erlasse, die ich habe zu Wort kommen lassen. Um so mehr ist zu bedauern, daß Euer Exzellenz der eigentliche Sachverhalt offenbar unbekannt geblieben ist.

Wie ist das möglich? So fragt man sich erstaunt.

Zwei Jahre lang hat sich nach Euer Exzellenz eigner Aussage das Kultusministerium mit dieser Angelegenheit beschäftigt, Sie haben die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen — und doch

haben Sie von all den angeführten Tatsachen, die längst bekannt sind, offenbar nichts erfahren. Sonst würden Sie unmöglich jene Erklärung haben abgeben können. Man muß — eine andere Erklärung bleibt nicht übrig — Euer Exzellenz gröblich getäuscht und in unerhörter Weise hintergangen haben.

Das aber ist ein Zustand, der das deutsche Volk mit größter Besorgnis zu erfüllen geeignet ist. Dies Gefühl der Sorge ist es, das mir die Feder in die Hand gedrückt hat, um Euer Exzellenz Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu lenken, der gewiß dringend der Aufklärung bedarf.

In schuldiger Ehrerbietung

Euer Exzellenz gehorsamster

Gustav Mix.

Coeslin, den 22. März 1904.

2. Die Marianischen Kongregationen und „Die Christliche Welt".

Unter den vielen Artikeln über die Marianischen Kongregationen, die durch die Erregung über deren Zulassung an den preußischen Gymnasien hervorgerufen sind, verdient der Aufsatz von Johannes Werner in Nr. 19 der „Christlichen Welt" besondere Beachtung.

Die kleine Abhandlung bietet eine gründliche und sorgfältige Zusammenstellung des einschlägigen Materials. Wenn der Verfasser allerdings beabsichtigt, „auf Grund katholischer Quellen über die Hauptpunkte der geschichtlichen Entwicklung der Marianischen Kongregationen und über die Grundzüge ihres Wesens zu unterrichten" und zugleich, ohne „jene katholische Einrichtung vom protestantischen Standpunkt aus zu beurteilen und zu bekämpfen, das Verständnis ihrer Eigenart zu erschließen" — so darf man doch fragen, ob das in dieser Weise möglich ist. Auf Grund rein katholischer, d. h. in diesem Fall jesuitischer Quellen, kann man vielleicht ein Bild der Marianischen Kongregationen zeichnen, wie es in katholisch-jesuitischer Beleuchtung sich darstellt, niemals aber wird man so das eigentliche Wesen dieser katholischen Einrichtung herausstellen können. Das Urteil der Gegner ist für das Verständnis einer geschichtlichen Erscheinung von nicht zu unterschätzendem Wert. Der Gegner hat für manche Eigentümlichkeit einen viel schärferen Blick als der Freund. Jedenfalls urteilen beide einseitig, und darum sind die verschiedenartigen Äußerungen sorgfältig gegeneinander abzuwägen, wenn man sich ein richtiges geschichtliches Urteil bilden

will. Werner hat das auch selbst empfunden, wie er in seinem Urteil über des Jesuiten Löffler Abhandlung in den Stimmen aus Maria Laach zeigt. Gewiß ist dieser Erguß des Jesuiten nur mit Vorsicht zu genießen. Aber merkwürdigerweise wendet der Verfasser diese Vorsicht genau am verkehrten Ende an. Ein vorsichtiger Forscher wird nicht die eine oder andere schärfere Äußerung des Jesuiten als übertrieben ablehnen, sondern sich freuen, daß die Begeisterung dem klugen Jesuiten hier und da die Zunge löst und ihn mehr sagen läßt, als ihm selbst lieb sein dürfte. Er wollte doch die Marianischen Kongregationen der bösen Welt besonders empfehlen; daß er da unter den dermalen betrüblichen Zeitläuften zurückhalten mußte, und eher zu wenig als zu viel gesagt haben wird, ist eigentlich selbstverständlich. Aber man sieht, es ist das alte Elend: in dem löblichen Streben nach größtmöglicher Objektivität verfällt Werner in den auf protestantischer Seite schon so oft geübten Fehler, sich einseitig in die Denkweise der Gegner zu versetzen und so ein total verzeichnetes Bild der tatsächlichen Verhältnisse zu geben. In welchem Maße das der Fall ist, ersieht man aus folgender Äußerung Werners auf Spalte 441: „Aus dem Grundsatz der Solidarität der Glieder, daß es Pflicht jedes einzelnen ist, für das Heil und die Vervollkommnung der Bundesbrüder zu sorgen, ergibt sich neben der freundschaftlichen Einwirkung aufeinander auch das System der gegenseitigen Beaufsichtigung und Überwachung." So rechtfertigt er doch schon beinahe jesuitisch nach dem Grundsatz „Der Zweck heiligt das Mittel" das sittlich durch und durch verwerfliche Denunziantentum, das in den Marianischen Kongregationen künstlich gezüchtet wird.

Dahin kommt man aber, wenn man das Verständnis der Eigenart der Marianischen Kongregationen erschließen zu können meint, ohne sie zu messen an Erscheinungen ähnlicher oder entgegengesetzter Art und an den allgemein gültigen sittlichen Normen.

Die Resultate, zu denen Werner gelangt, entsprechen denn auch genau dieser von ihm angewandten Methode. Zwar hält auch er es für eine „unbestreitbare historische Tatsache, daß die Marianischen Kongregationen während der ersten zwei Jahrhunderte ihres Bestehen's ein rein jesuitisches, ausschließlich von der Gesellschaft Jesu verbreitetes und geleitetes, von ihr mit besonderer Vorliebe gepflegtes Institut gewesen sind"; ausdrücklich hebt er hervor, daß sie mit den unter protestantischen Schülern bestehenden „Bibelkränzchen" keineswegs auf eine Stufe zu stellen sind; er erkennt auch an, daß durch die Marianischen Kongregationen die besonderen Ziele des Jesuitenordens mächtig gefördert sind; ja, er erblickt in ihnen „eine wohldisziplinierte und internationale Miliz, die einst dem Ordensgeneral jederzeit und zu jedem seiner

Zwecke als Reservetruppe zur Verfügung stand", und gibt zu, „daß sie in der Hand der Jesuiten ein für den konfessionellen Frieden im paritätischen Staat gefährliches Werkzeug sein können".

Aber er kommt zu dem Schluß, daß die Marianischen Kongregationen unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine besondere Gefahr für den konfessionellen Frieden bilden, „auch wenn die Sodalitäten in ihrer vollen Eigenart, mit Hervorhebung ihres Charakters als Bruderschaft, ihre positiven kirchlich-religiösen Zwecke verfolgen"; nur für den Fall, daß „ihre Leitung wieder (sic!) in die Hände der Jesuiten geriete", erachtet er sie für gefährlich.

Man ersieht schon aus dieser Formulierung seiner Ansicht, was den Verfasser zu einem so grundverkehrten Urteil verleitet hat. Es sind im wesentlichen zwei Gründe, die er geltend macht: 1. Der unmittelbare Zweck, zu dem die Marianischen Kongregationen gegründet seien, sei ein positiver, religiös-kirchlicher, nämlich die Tugendförderung des einzelnen, und nicht der Kampf gegen den Protestantismus; 2. mit dem Jahre 1825 sei eine einschneidende Änderung in dem Verhältnis der Marianischen Kongregationen zu dem Jesuitenorden eingetreten, insofern nämlich ihre Leitung nun nicht mehr eine jesuitische zu sein brauche und auch in der Tat augenblicklich den Jesuiten entzogen sei.

Was nun zunächst den ersten Punkt angeht, so ist natürlich unumwunden anzuerkennen, daß der Kampf gegen den Protestantismus in den Statuten, Regeln und Stiftungsurkunden der Marianischen Kongregationen nicht ausdrücklich als der eigentliche Zweck der Gründung bezeichnet wird.*) Das wäre allerdings auch polizeiwidrig dumm. Und es ist mir unbegreiflich, wie Werner auf diese selbstverständliche Tatsache das ganze luftige Gebäude seines Beweises aufbauen kann, daß die Marianischen Kongregationen prinzipiell keine Kampfesorganisationen seien, obwohl er selber treffend ausführt, daß sie in Wirklichkeit „vielleicht das wichtigste Werkzeug und Mittel gewesen sind, durch welches der Jesuitenorden seinen Einfluß verbreitet und seine Macht entfaltet hat". Er sucht seine Behauptung zu stützen durch eine „Unterscheidung zwischen dem eigentlichen positiven Zweck, für den die Kongregationen von den Jesuiten bestimmt waren, und der Rolle, die sie, gewissermaßen unwillkürlich (!) als Träger des jesuitischen Geistes, in der Geschichte gespielt haben", eine Unterscheidung, die er für überaus wichtig hält.

Dabei ist ihm aber doch schon selbst aufgefallen, wie künstlich und gesucht diese Unterscheidung ist. Als ob der mehr oder minder

*) Doch ist auch in der Gründungsbulle von dem fleißigen Gebet für die Ausrottung der Ketzereien (exstirpatione haeresum) die Rede (Instit. Soc. Jesu I, 89), das in den Leges et Statuta unter die Pia exercitia (S. 232) aufgenommen ist.

zufällige Ausgangspunkt einer geschichtlichen Erscheinung nun für die ganze weitere Entwicklung maßgebend und bestimmend bliebe! Als ob nicht vielmehr der eigentliche Zweck, das eigentliche Ziel, das den Urhebern vielleicht selber zuerst nur dunkel vorschwebte, sich in der Regel erst ganz allmählich im Laufe der Geschichte deutlich herauszustellen pflegte (vgl. etwa Luthers oder Bismarcks Lebenswerk)! Als ob wirkliches, kräftig pulsierendes Leben sich in ein paar tote Paragraphen irgendeines Statuts einpressen ließe! Der eigentliche Sinn und Zweck einer Einrichtung wird sich immer erst aus der Geschichte ihrer Wirksamkeit mit einiger Sicherheit feststellen lassen. Und nun spielt Werner die Statuten der Marianischen Kongregationen gegen ihre Geschichte aus, während die Jesuiten selbst sich nicht genug tun können, sie gerade wegen dieser ihrer hervorragenden Leistungen im Dienst der Gegenreformation zu preisen!

Es ist darum noch durchaus nicht nötig, von vornherein anzunehmen, die Jesuiten hätten bewußt gelogen, indem sie als Zweck dieser Neugründung lediglich die Förderung der Sodalen im Christentum vorschoben, während sie in Wahrheit weitausschauende kirchlich-politische Ziele verfolgt hätten — so nahe diese Annahme auch liegen mag, wenn man auf den Zeitpunkt achtet, in den die Gründung der Marianischen Kongregationen fällt. Aber das ist doch eine Binsenwahrheit, deren Kenntnis man bei einem Historiker billig voraussetzen dürfte, daß für den Jesuiten die Begriffe „Reich Gottes" und „katholische Kirche" zusammenfallen, und daß die „größere Ehre Gottes", für die er eintritt, ihm gleichbedeutend ist mit der größeren Ehre, d. h. weltlichen Machtstellung der vom Papste beherrschten römischen Kirche. Die höchste sittlich-religiöse Forderung, die es für den Jesuiten gibt, ist der unbedingte Gehorsam gegen die Oberen, letztlich den Papst als Stellvertreter Christi, und dazu mitwirken, daß die ganze Welt dem Gehorsam des Papstes unterworfen werde, das ist die höchste sittliche Pflicht. Sollen daher die Marianer vor allem zu besonders guten Katholiken herangebildet werden, so kann das im jesuitischen Sinne gar nichts anderes heißen, als sie zu tüchtigen Streitern für die Macht das Papstes zu erziehen. Und man wird daher doch annehmen dürfen, daß der Jesuit Löffler den Sinn der Statuten besser getroffen hat als Werner, wenn er ausdrücklich hervorhebt, daß die Marianischen Kongregationen keine stillen Gebetsvereine sein sollten und auch nicht werden durften.*)

*) „Durch heilige Gelöbnisse Maria, der Schirmfrau der streitenden Kirche, zugeschworen, bilden sie deren Elitetruppe. . . . . Kriegerische Klänge umrauschen auch heute noch den Altar, an dessen Fuße der Kongreganist sich seiner Königin weiht. Auf seinen Lippen liegen Eide der Soldaten . . . . ." (Der Jesuit Löffler in seiner Jubiläumsschrift zum 300jährigen Bestehen der Marianischen Kongregationen in „Stimmen aus Maria-Laach, 1884, Bd. 27, Heft 8 und 9, S. 245.)

Dem entspricht die Tatsache durchaus, daß alle Frömmigkeitsübung für den Jesuiten nur Mittel zum Zweck ist. Wiederholt warnt der heilige Ignatius davor, sich zu sehr in fromme Übungen zu verlieren. Gewiß, auch für den evangelischen Christen ist alle Frömmigkeitsübung nur Mittel zum Zweck. Aber was bei uns eben das letzte Ziel ist, den Geist zu erheben zu seliger Gemeinschaft, mit dem himmlischen Vater, ist bei ihm nur ein Mittel mehr, sich die Herrschaft über sich selbst zu verschaffen. Hat Ignatius seiner Abneigung gegen lange Gebete und Meditationen doch einst in dem eigentümlichen Worte Ausdruck gegeben: „Gott um Gottes willen zu verlassen, ist ein großer Zuwachs am geistigen Gewinn und kein Verlust!" Das letzte Ziel des Jesuitismus ist die absolute geistliche Weltherrschaft, der auch die Frömmigkeit des einzelnen, der selbstverständlich auch die Marianischen Kongregationen dienen müssen.

In solchem Zusammenhang bekommt das auch von Werner erwähnte Gebet für die Ausrottung der Ketzereien, das in den Leges et Statuta unter den „frommen Übungen" angeführt wird, denn doch eine höhere Bedeutung, als er ihm beimessen möchte. Und zudem muß der Sodale bekanntlich bei seiner Aufnahme die Professio fidei Tridentinae beschwören, um an deren Schluß die eidliche Versicherung abzugeben, er wolle stets dafür sorgen, daß „dieser wahre, katholische Glaube, außer welchem niemand selig werden kann", auch von seinen Untergebenen gehalten, gelehrt und gepredigt werde.

Gerade an dieser Stelle versagt Werners historische Methode durchaus. Ja, wären die Marianischen Kongregationen allezeit harmlose, „stille Gebetsvereine" gewesen und hätten nie ein Wässerlein getrübt, dann wäre man berechtigt, solchen vereinzelten Äußerungen grimmigen Ketzerhasses sogar in den Statuten nur geringe Bedeutung beizulegen. Wenn man aber weiß, wie überraschend schnell sie sich zu Kampfesorganisationen gefährlichster Art ausgewachsen haben, wenn man gerade zur Zeit ihrer ersten Einrichtung den Jesuiten Bellarmin das Recht der Ketzertötung verteidigen hört, wenn man den blutigen Spuren ihrer Wirksamkeit, kaum daß sie gegründet sind, allenthalben in der Geschichte begegnet, dann hat man solche Äußerungen doch wohl ein wenig anders zu beurteilen.*) Und wenn vollends der Jesuit Löffler selber die Marianischen Kongrega-

*) Mitglieder der Marianischen Kongregationen waren die grimmigsten Feinde des Protestantismus, die die Gegenreformation überall ins Werk zu setzen suchten: Ein Maximilian von Bayern, Kaiser Ferdinand II., Ferdinand III., Sigismund III. von Polen, die Geschlechter der Helfenstein, Schwarzenberg, Liechtenstein, Erdödy, Grafen Wartenberg, Christoph Bathóry von Siebenbürgen, die Herzöge von Lothringen und Savoyen, Fürsten von Longueville, Rohan, Bouillon, Luxemburg, Visconti, Farnese usw. (Gebhardt, die Marianischen Kongregationen, in Flugschriften des evangel. Bundes, 1904, S. 17.)

tionen in dieser ihrer geschichtlichen Wirksamkeit ins Auge faßt, wo er ihr eigentliches Wesen festzustellen sucht, dann stehen uns jedenfalls derartige Deutungskünste rein formeller Art übel an.

Einen wie geringen Wert im übrigen solche rein mechanische Auslegung der Quellen hat, wie sie Werner übt, möchte ich noch kurz an einem Beispiel zeigen. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Förderung der Marienverehrung durchaus nicht der Zweck der Marianischen Kongregationen gewesen sei. In der Gründungsbulle Gregors XIII. vom Jahre 1584 aber wird ausdrücklich die besondere Verehrung der Maria als Anlaß und Zweck der neuen Kongregation bezeichnet (Instit. Soc. Jesu I, 88), und in der feierlichen Gelübdeformel, die der Aufzunehmende zu sprechen hat, bekennt er zuerst, daß er die Maria heute zu seiner Herrin wähle mit dem festen Vorsatz, daß er sie niemals verlassen, niemals etwas gegen sie reden oder tun und auch nicht dulden werde, daß von seinen Untergebenen jemals etwas wider ihre Ehre betrieben werde (Leges et Statuta, S. 58).

Alles in allem: Die Marianischen Kongregationen sind grundsätzlich eine Kampfgenossenschaft, wie sie für den konfessionellen Frieden gefährlicher nicht gedacht werden kann.

Aber das war einmal! — sagt Werner. Seit dem 7. März 1825 stehe die Sache wesentlich anders. Denn damals ermächtigte Papst Leo XII. den Jesuitengeneral, künftig jede kanonisch errichtete Marianische Kongregation, gleichviel, wo und von wem sie gegründet sei, auf ihr Ansuchen der römischen Erzbruderschaft einzuverleiben.

Das könnte ja nun bei einigem gutem Willen so gedeutet werden, als habe man dadurch den Einfluß des Jesuitenordens auf die Marianischen Kongregationen brechen wollen, indem man sie zu einem allgemein-kirchlichen Institut umgestaltete und nur noch in einem formalen, äußerlichen Zusammenhang mit dem Jesuitenorden beließ. Aber gerade Werner vertritt mit aller nur wünschenswerten Entschiedenheit die Auffassung, daß durch jenen Erlaß lediglich die Machtbefugnis des Jesuitengenerals erweitert werden sollte, indem dadurch die Bildung von Marianischen Kongregationen auch dort ermöglicht wurde, wo die Gesellschaft Jesu selbst keine Niederlassungen besitzt. Für den Fall aber, daß wirklich irgendwo das Bestreben vorhanden sein sollte, die eine oder andere neugegründete Sodalität dem Machtbereich des Jesuitenordens zu entziehen, ist zu beachten, daß jede Genossenschaft nur durch ihre Einverleibung in die römische Erzbruderschaft an deren Privilegien und Ablässen Anteil gewinnt und so zu einer Marianischen Kongregation im eigentlichen Sinne des Wortes wird. Immerhin ist zuzugeben, daß damit einer antijesuitischen Strömung innerhalb der katholischen Kirche doch noch die Mög-

lichkeit gegeben wäre, dem Jesuitenorden durch Errichtung von Kongregationen, die den Marianern ähnlich wären, empfindlich Abbruch zu tun, wenn nur eine solche antijesuitische Strömung in der katholischen Kirche heute noch irgendwie denkbar wäre. Aber das ist doch eine Tatsache, mit der man sich schlechterdings abfinden muß, daß der Jesuitismus die offizielle Kirche vollständig beherrscht. Die Verkündigung der Immaculata conceptio, der Syllabus, das vatikanische Konzil bezeichnen die einzelnen Stufen der fortschreitenden Verjesuitisierung der Kirche, und in der Enzyklika vom 13. Juli 1886 hat Leo XIII. die Kirche dem Jesuitenorden endgültig unterworfen.

Demnach wird man bekennen müssen, daß es Marianische Kongregationen im eigentlichen Sinne des Wortes, die völlig unabhängig vom Jesuitenorden wären, heute nicht gibt. Wie weit diese Abhängigkeit der Marianischen Kongregationen vom Jesuitenorden geht, wird im nächsten Abschnitt gezeigt.

Wenn Werner hinweist auf den nur wenig ausgeprägten Charakter der gegenwärtig in Deutschland bestehenden Marianischen Kongregationen, wenn er von dem wirklich harmlosen Gebetsverein unter den Studenten erzählt, den ein angesehener deutscher Universitätsprofessor als „Marianische Kongregation“ geleitet habe, so beweist vielleicht nichts besser den unbedingt notwendigen organischen Zusammenhang dieser Kongregationen mit dem Jesuitenorden, als gerade diese ihre Entartung während des letzten Menschenalters, da ihnen ihre natürlichen Leiter durch das Jesuitengesetz entzogen waren. *Die Marianischen Kongregationen sind in solcher Weise organisch mit dem Jesuitenorden verbunden, daß sie verdorren, sobald sie gewaltsam von dem Stamm getrennt werden, der sie trägt. Was die Jesuiten trifft, trifft sie.* So war es in der Zeit nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773, wie Löffler hervorhebt (S. 348); so ist es auch während des letzten Menschenalters gewesen. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes kommt darum für sie gerade zur rechten Zeit. Und eben das Zusammentreffen dieser beiden Tatsachen ist das Bedenkliche.

3. Ein Brief des Jesuitengenerals.

In der Herrenhaussitzung vom 11. Mai brachte Fürstbischof Kopp gegenüber den Ausführungen von Professor Loening, in denen der enge Zusammenhang der Marianischen Kongregationen mit dem Jesuitenorden aufs neue schlagend nachgewiesen wurde, folgenden Brief des Jesuitengenerals zur Verlesung: „Seit dem Erlasse (betreffend die Zulassung der Marianischen Kongregationen)

sind unaufhörlich und von allen Seiten Kundgebungen an die Öffentlichkeit gelangt, in welchen diese Kongregationen als eine Gründung der Gesellschaft Jesu und als dem Jesuitenorden angegliedert und unter dessen Leitung stehend ausgegeben werden. Gegenüber diesen ganz haltlosen, unwahren und aufreizenden Behauptungen sehen wir uns zur folgenden öffentlichen Erklärung veranlaßt: 1. Der General der Gesellschaft Jesu hat nicht die Leitung der Marianischen Kongregationen in den Händen. Dieselben stehen tatsächlich gar nicht unter seiner Führung noch in irgendeiner Weise unter der Leitung der Gesellschaft Jesu. 2. Die Errichtung der einzelnen Kongregationen ist Sache des Diözesanbischofs und unabhängig von der Zustimmung oder Einwirkung des Pater-Generals der Jesuiten. 3. Die Aggregation der errichteten Kongregationen, die beim Pater-General des Jesuitenordens nachzusuchen ist, besteht bloß in dem äußerlichen Anschluß an die Erzkongregation in Rom zu dem Zwecke, daß die neuerrichtete Kongregation an den Ablässen und geistlichen Privilegien teilnehmen kann, welche die Päpste ein für allemal der Erzkongregation und den ihr angegliederten Kongregationen erteilt haben. Nicht der Pater-General gewährt diese Ablässe, sondern das Oberhaupt der katholischen Kirche. Der Pater-General ist hierbei nur mitwirkend als Werkzeug der Vermittlung und Verwendung und erhält durch diese Aggregation keinerlei Rechte der Aufsicht und Leitung über die einzelnen Kongregationen. Alles das ist Sache der Diözesanbischöfe. Dieses zur Steuer der Wahrheit und Beruhigung der Gemüter.

Rom, den 13. April 1904.

L. Martin, S. J.
General der Gesellschaft Jesu."*)

Dieser Brief verdient es, einer dankbaren Nachwelt aufbewahrt zu werden. Er stellt ein Dokument dar, das künftig in keiner Geschichte des Jesuitenordens wird fehlen dürfen. Das Schreiben des Jesuitengenerals ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Einmal kann es als unübertreffliches Muster gelten in der Anwendung zweideutiger Redewendungen, durch die man den Gegner täuschen zu

*) Nach der vom Verlag der Schlesischen Volkszeitung 1904 herausgegebenen Sammlung der einschlägigen Aufsätze und Parlamentsreden unter dem Titel: „Die Marianischen Kongregationen und der Ministerialerlaß vom 23. Januar 1904." — Übrigens stimmt der Schluß des Briefes, nach dem der Jesuitengeneral auch von einem Aufsichtsrecht und der Leitung über die einzelnen Kongregationen nichts wissen will, mit den Zeitungsberichten nicht überein. Und sonderbarerweise hat auch Professor Löning augenscheinlich nichts davon gehört, da er in seiner Entgegnungsrede ausdrücklich betont: „der Pater General hat nicht gesagt, es steht mir nicht das Recht zu, diese Kongregationen, die aggregiert sind, visitieren zu lassen" usw.

können meint. Sodann aber zeigt es mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, wie hoch der Jesuitenorden auch heute noch die deutsche Intelligenz und Wissenschaft einschätzt, wenn er es wirklich im Ernst für möglich hält, uns durch ein so überaus plumpes Manöver zu schlagen.

‚Der Jesuitengeneral bekommt es fertig, auch heute noch, nachdem durch die lebhaften historischen Erörterungen der letzten Wochen die Sachlage wahrhaftig zur Genüge geklärt ist, es als „unwahre und aufreizende Behauptungen" hinzustellen, wenn die Marianischen Kongregationen „als eine Gründung der Gesellschaft Jesu und als dem Jesuitenorden angegliedert bezeichnet werden". Er wagt es, zu behaupten, die Marianischen Kongregationen ständen „gar nicht in irgendeiner Weise unter der Leitung der Gesellschaft Jesu" und die Aggregation der neuerrichteten Kongregationen bestehe lediglich in dem äußerlichen Anschluß an die Erzkongregation in Rom.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich demgegenüber noch einmal in aller Kürze den tatsächlichen Sachverhalt darlegen muß.

Die Marianischen Kongregationen sind, wie es in den Leges et Statuta Congregationis Beatissimae Virginis Mariae (1760) S. 2 ausdrücklich heißt, auf Betreiben (opera et paterna cura) des Ordensgenerals Claudius Aquaviva vom apostolischen Stuhl errichtet worden. Die Gründungsbulle Gregors XIII. vom Jahre 1584, die übrigens den Anteil des Jesuitengenerals an der Neugründung rühmend hervorhebt, legt die Leitung der neuen Sodalität ganz in die Hände des Generals und ermächtigt ihn zugleich, jedwede andere Kongregation in den Kollegien außer Rom zu errichten und der ursprünglichen anzugliedern, die von jener abhängen sollen, wie die Glieder vom Haupte. Ja, der Jesuitengeneral erhält auch das Recht, alle diese anzugliedernden Kongregationen selbst zu visitieren oder visitieren zu lassen, ihnen Statuten zu geben, sie zu prüfen und zu genehmigen und die gegebenen Statuten, so oft es ihm irgendwie zweckmäßig scheine, zu ändern und zu verbessern. Den Sodalen aber kommt es zu, alle diese Statuten, Konstitutionen und Dekrete, nachdem sie erlassen, geändert, verbessert usw. sind, unverletzlich zu beobachten (Inst. Societatis Jesu I, S. 90 f.).

Von alledem ist bis auf den heutigen Tag auch nicht ein Tüttelchen zurückgenommen oder aufgehoben, wie auch Kardinal Kopp nicht in Abrede zu stellen gewagt hat. Und sollten jene verfänglichen Wendungen, wie Kopp versichert, wirklich nicht mehr in den einzelnen Dekreten, wodurch die Bischöfe Kongregationen errichten, vorkommen, so nehmen doch nach dem eigenen Zugeständnis des Kardinals die Aggregationsurkunden stets auf die alten päpstlichen Bullen Bezug — immerhin ein nicht ganz unbedenklicher „Kurialstil".

Zudem hat aber der Jesuitengeneral Anderledy im Jahre 1887

ausdrücklich dagegen protestiert, daß einzelne Bischöfe den neugegründeten Kongregationen die Privilegien und Ablässe erteilten, die ihnen nur durch die Angliederung an die jesuitische Ur-Kongregation in Rom zukommen dürften. Und er hat in diesem Protest besonders betont, was in allen Erörterungen dieser Tage gänzlich übersehen worden ist, daß durch diese Aggregation der einzelnen Kongregationen an die Prima Primaria in Rom „alle jene Kongregationen trotz ihrer Verbreitung über die ganze Erde nach denselben Gesetzen und Gebräuchen geleitet werden und durch ein gemeinsames Band verbunden mit heiligem Wetteifer sich gegenseitig zu jeglichem Guten aneifern konnten" (in der erwähnten Zusammenstellung der Schlesischen Volkszeitung, S. 119).

Damit ist also aus dem berufenen Mund des vorletzten Jesuitengenerals öffentlich zugestanden, daß alle Marianischen Kongregationen, auch die von Bischöfen errichteten, ja, gerade diese, — denn von ihnen allein ist ja in der ganzen Beschwerde die Rede — „nach denselben Gesetzen und Gebräuchen geleitet werden sollten", nach denen eben alle rein jesuitischen Kongregationen im engen Anschluß an die Hauptkongregation im jesuitischen Collegium Romanum geleitet werden. Liegt darin aber nicht unmittelbar alles beschlossen, was in der Gründungsbulle über die Visitation durch den Jesuitengeneral gesagt wird?

Damit ist aber auch zugleich die künstliche Scheidung zwischen rein jesuitischen und den bischöflichen Kongregationen, wie sie Kardinal Kopp einzuführen sucht, vollkommen hinfällig.

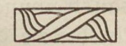
Das vielberufene Jahr 1825 hat an diesem Tatbestand nicht das mindeste geändert. Damals ist der Machtbereich des Jesuitenordens lediglich erweitert worden, indem die Bildung von Marianischen Kongregationen auch dort ermöglicht wurde, wo die Gesellschaft Jesu keine eigene Niederlassung hat. Es braucht sich ja nun nicht jede neue Sodalität der Prima Primaria zu Rom aggregieren zu lassen; tut sie es aber nicht, so ist sie von vornherein ein totgeborenes Kind, da sie dann keinen Anteil an den jener römischen Kongregation verliehenen Ablässen und Privilegien hat. Läßt sie sich aber angliedern, so ist sie in der oben geschilderten Weise dem Jesuitengeneral unterstellt. — Ob überhaupt eine von Bischöfen errichtete Sodalität vorhanden ist, die der ursprünglichen Kongregation in Rom nicht angegliedert ist, dürfte man danach billig bezweifeln. Vielleicht könnte Kardinal Kopp hier nähere Auskunft geben; doch möchten wir dann schon bitten, daß er die eigentliche Kraft seiner Beweise nicht in liebenswürdigen Händedrücken erschöpft, sondern positives Material beibringt. Seine Autorität als Bischof darf uns nicht höher stehen als die Autorität allgemein anerkannter Urkunden. Und ist es uns sonst nicht von jesuitischer Seite stets bis zur Erschöpfung vor-

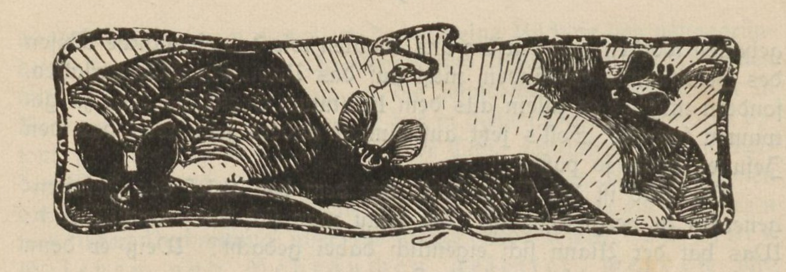
gehalten worden, wir dürften uns, wollten wir das eigentliche Wesen des Jesuitismus ergründen, nicht auf das Urteil einzelner verlassen, sondern müßten es allein aus dem Institutum Societatis Jesu zu gewinnen suchen? Soll's jetzt auf einmal anders sein, weil das den Jesuiten heute so paßt?

Das also ist der Tatbestand, mit dem der Brief des Jesuitengenerals zu vergleichen ist. Da fragt man sich doch unwillkürlich: Was hat der Mann sich eigentlich dabei gedacht? Weiß er denn selbst das alles nicht am besten?

Gewiß, er muß die angezogenen Urkunden kennen. Und darum bleibt für seinen unglaublichen Brief gar keine andere Erklärung übrig als die, daß er uns durch unbestimmte und zweideutige Äußerungen irrezuführen sucht. Wenn er es z. B. bestreitet, daß der Jesuitenorden die Marianischen Kongregationen „gegründet" habe — nun ja, so hat er formell genommen durchaus recht. Natürlich kann rechtlich nur die Kirche, d. h. der Papst eine solche Gründung vornehmen, und nicht der Jesuitengeneral, wie ja Gregor XIII. denn auch in der oben angeführten Gründungsbulle selbst die Kongregationen „errichtet". Als Affiliationen des Jesuitenordens im eigentlichen Sinne des Wortes sind die Marianischen Kongregationen auch nicht zu bezeichnen — also sind sie ihm nicht „angegliedert". Das Wort „Leitung" ist auch ein weiter Begriff, unter dem man alles mögliche verstehen kann. Und so kann man anmutig weiter machen ad infinitum.

Daß sich ein Jesuitengeneral, und was mehr sagen will: daß sich der heute lebende Jesuitengeneral so unverblümt der echt jesuitischen zweideutigen Rede bedient, das ist immerhin bemerkenswert. Aber daß er es wagt, einen solchen Brief im preußischen Herrenhaus verlesen zu lassen, das ist doch unerhört. Hält er uns denn alle für Idioten, daß er uns auf solche Weise hinters Licht führen zu können meint? Der Kardinal Kopp hatte offenbar ein Gefühl davon, welch eine Beleidigung er mit jenem Brief den erlauchten Herren ins Gesicht schleuderte, und suchte darum durch verdoppelte Liebenswürdigkeit dem Brief den Stachel zu nehmen. Aber daß er sich doch nicht gescheut hat, jenen Brief zu verlesen, zeigt, was die römische Diplomatie sich auch heute noch der „dummen deutschen Bestie" gegenüber zutraut.





IV. Einiges von der Wirksamkeit des Jesuitenordens.

Der Jesuitenorden ist die Verkörperung der allerumfassendsten und brutalsten Reaktion. Herausgeboren aus dem mittelalterlich-spanischen Geiste hat er von seinen ersten Anfängen her seine Aufgabe darin gesehen, die Lebenskräfte der neuen Zeit, die seit einem Jahrhundert sich zu regen begonnen und in der Reformation mit Macht sich entfaltet hatten, zurückzudämmen und die Weltanschauung des Mittelalters, die doch nur eine Durchgangsstufe in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes darstellt, zur allein maßgebenden für alle Zeiten zu machen. So verficht der Jesuitenorden und unter seinem Einfluß die sogenannte „katholische Wissenschaft" bis auf den heutigen Tag die kindlich beschränkte Naturauffassung des Mittelalters — es sei nur an Professor Bautz in Münster erinnert, der in den Vulkanen „der Hölle Schlote" sieht und die Erdbeben auf das Wogen des höllischen Feuermeers im Erdinnern zurückführt —; und ebenso hat es der Jesuitenorden verstanden, die minderwertige Moral einer längst entschwundenen Zeit, eine Sittlichkeit äußeren Zwanges und willenloser Dressur ohne das leiseste Verständnis für den Wert einer freien sittlichen Persönlichkeit, in der katholischen Kirche zur allgemeinen Geltung zu bringen. Der Jesuitismus hat die christliche Moral vergiftet, die Gewissen gemordet, die Religion in unsinnigsten, zum Teil unflätigsten Aberglauben aufgelöst. Man denke an den schwungvollen Handel, der gegenwärtig wieder mit Zaubermitteln aller Art, z. B. Lourdeswasser, Antoniusbrot, Skapulieren und dergleichen, getrieben wird; man denke vor allem an die neu sich belebenden Teufelsaustreibungen, Muttergotteserscheinungen und die sich häufenden Ausbrüche des entsetzlichen Hexenwahns im katholischen Volke.*) Hier zeigt sich die mittelalterliche Weltan-

*) Vgl. Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, und Nippold, Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens.

schauung noch ungebrochen. Alle Ansätze zu einer religiösen Erneuerung der katholischen Kirche hat der Jesuitismus im Keime zu ersticken gewußt, und seit ihm durch das vatikanische Konzil die Kirche bedingungslos ausgeliefert ist, droht er ihr in seiner eisigen Umklammerung auch den letzten Rest evangelischen Christentums auszupressen. Der untilgbare Haß gegen die Errungenschaften und Fortschritte unserer neuzeitlichen Kultur — das ist die Grundsünde des Jesuitenordens, die Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit und das Evangelium der Freiheit. Von diesem Haß allein lebt er. Es ist notwendig, daß darauf immer wieder mit Nachdruck hingewiesen wird. Denn alle die einzelnen Greueltaten, die den Gang des Jesuitenordens durch die Geschichte kennzeichnen, verschwinden gegenüber dieser einen großen Schuld. Übersehen freilich darf man auch die einzelnen Posten im Schuldkonto der Jesuiten nicht, weil sie erst der gesamten Wirksamkeit des Ordens das Gepräge geben. Einige besonders bezeichnende Kapitel aus dem Schuldbuch des Jesuitenordens sollen darum im folgenden behandelt werden.

1. Die Jesuiten und die Inquisition.

Der Jesuitenorden hat die Inquisition nicht erfunden. Er hat, wie schon oft bemerkt worden ist, überhaupt nichts erfunden. Kein andrer Orden, keine Gesellschaft ist so unfruchtbar, so arm an eigenen Ideen, wie gerade der Jesuitenorden. Für schaffende, selbständige Persönlichkeiten bietet er keine Stätte. Das Schicksal des genialen Wilhelm Postell, der von Ignatius einst mit Begeisterung in den Orden aufgenommen, aber bald wieder ausgestoßen wurde, ist geradezu typisch. Der Grundsatz der unbedingten Autorität auf der einen, des Kadavergehorsams auf der andern Seite verträgt sich nicht mit freiem, selbständigem Schaffen. Im Jesuitenorden herrscht die Schablone, die alle Originalität schonungslos vernichtet. Darum wächst auf diesem Boden nichts eigenes. Nur das eine hat der Jesuitenorden stets ausgezeichnet verstanden: fremde Errungenschaften sich zu eigen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Das gilt auch von der Inquisition. Der Gedanke der Inquisition ist ungefähr so alt wie die konsolidierte katholische Kirche. In dem bereits durch Cyprian mit voller Schärfe formulierten Anspruch der katholischen Kirche, die alleinseligmachende zu sein, liegt keimhaft schon das ganze entsetzliche Institut der Inquisition beschlossen (vgl. Theiner, Das Seligkeitsdogma in der römisch-katholischen Kirche, Breslau 1847). Wie sie im Mittelalter gewütet hat, ist allgemein bekannt. Wer genaueres darüber zu erfahren wünscht, sei verwiesen

auf meine Schrift: „Die Inquisition" (Wartburghefte Nr. 38/39 und 43/44), wo auch weitere Literaturangaben zu finden sind. Daß die Inquisition aber zur Hauptwaffe der Gegenreformation geworden ist, das hat sie mit in erster Linie Ignatius von Loyola zu verdanken. Er hat allerdings in seinen jüngeren Jahren mehrmals selbst unliebsame Bekanntschaft mit den Kerkern der spanischen Inquisition gemacht; dennoch ist gerade er es gewesen, der im Verein mit dem fanatischen Giovanni Pietro Caraffa die Reorganisation der Inquisition in Rom nach spanischem Muster betrieben hat, und er ist für diese Tat von den Geschichtsschreibern seines Ordens (Orlandino, Lib. IV, 18) aufs höchste gepriesen worden. Auch scheint er sich selbst nicht wenig darauf zugute getan zu haben. Jedenfalls schreibt er nach Erlaß der Bulle „Licet ab initio", durch die Papst Paul III. das römische Inquisitionstribunal ins Leben rief, an den Jesuiten Rodriguez nach Lissabon, es sei das auf seine, des Ignatius, Anregung hin geschehen (Cartas de san Ignacio. Madrid 1874, I, 132).

Erst durch diese straffe Zentralisation erhielt die Inquisition jene Schlagfertigkeit, die sie für die Ketzer so furchtbar machte. Und wo er nur irgend konnte, hat der Jesuitenorden sich dieses Mittels zur Ausrottung der Ketzerei bedient. Freilich hielt er selbst sich dabei meist klüglich im Hintergrund. Er hatte keine Lust, den allgemeinen Haß gegen die entsetzliche Einrichtung auf sich zu nehmen. Die gehässige Ausübung der Inquisitionsarbeit überließ er gern andern, besonders seinen verhaßten Nebenbuhlern, den Dominikanern. Das Recht der Inquisition aber haben die Jesuiten stets mit glühendem Eifer verfochten. Allen voran natürlich Ignatius selbst. In dem bereits erwähnten Schreiben des Ignatius an den Jesuiten Peter Canisius vom 18. August 1554, in dem er seinen Feldzugsplan zur Ausrottung der Ketzerei in Deutschland entwickelt, erklärt er es für zweckmäßig, wenn an einigen ketzerischen Beamten einmal ein Exempel statuiert werde. Würden erst einige mit dem Tode oder mit Gütereinziehung und Verbannung bestraft, so würde man schon spüren, daß es Ernst würde. Ebenso soll es mit dem Volke selbst gemacht werden. Doch wagt er es einstweilen noch nicht, die Inquisition in vollem Umfange den Deutschen auf den Hals zu hängen: „Von der Verhängung der Todesstrafe und von der Einführung der Inquisition rede ich nicht, weil sie über die Fassungskraft Deutschlands zurzeit hinauszugehen scheint" (Cartas de S. Ignacio IV, 470 ff.). Man sieht:. die Inquisition wäre ja das beste; aber vorläufig muß man der betrüblichen deutschen Verhältnisse wegen noch davon absehen.

Welch hohen Wert der Jesuitenorden auch sonst den Ketzerhinrichtungen beizumessen pflegte, ersieht man aus der Bestimmung der Studienordnung, daß die auswärtigen Schüler „weder zu öffentlichen Schaustellungen, Komödien, Spielen, noch zu Hinrichtungen von Ver-

brechern, es sei denn allenfalls von Ketzern", gehen dürfen (Instit. Soc. J. II, 221).*)

Dem entspricht es durchaus, wenn Escobar in seiner Moraltheologie schreibt: „Der Ketzer wird sogleich exkommuniziert, seine Ehe ist aufgehoben, seine Güter, selbst wenn sie Majorate sind, werden eingezogen, er ist bürgerlich ehrlos und wird, wenn er unbußfertig bleibt, mit dem Tode bestraft. Und auch über seine Kinder werden für den Fall, daß sie ihre Eltern nicht selbst zur Anzeige bringen, Strafen verhängt." Auch Bellarmin, der berühmte Jesuiten-Kardinal, vertritt die gleiche Ansicht. Denn die Glaubensfreiheit ist nach seiner Behauptung sehr verderblich gerade für die Leute selbst, denen sie bewilligt wird; „Glaubensfreiheit ist nämlich nichts anderes als die Freiheit zu irren, und zwar zu irren in der allergefährlichsten Angelegenheit, denn es gibt nur einen wahren Glauben.**) Der Jesuit Tanner begründet das Recht der Kirche, die Ketzer zu töten, folgendermaßen: Nach der Taufe ist keiner mehr frei im Glauben; jeder Getaufte gehört der römischen Kirche. „Wie ein Überläufer stets in der Gewalt seines ursprünglichen Befehlshabers bleibt, so ein Ketzer in der Hand der Kirche."†) Und der Jesuit Becanus beantwortet die Frage, ob Ketzer wegen Ketzerei mit dem Tode zu bestrafen seien, dahin: Gewiß, denn „die Ketzer, und zumal die Hartnäckigen, stören den Frieden und die Ruhe des Staates nicht weniger als Mörder, Diebe, Ehebrecher; werden aber diese gerechterweise mit dem Tode bestraft, so wird jedermann zugeben, daß jene es ebenso verdienen".††) Das mögen sich auch ketzerische Fürsten gesagt sein

*) Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie der Jesuit Pachtler sich in den Monumenta Germaniae Paedagogica um diese höchst fatale Anordnung herumzudrücken sucht. Er hat hier die beiden Ausgaben von 1599 und die neue von 1832 mit der deutschen Übersetzung nebeneinander gestellt. Während er aber sonst die Abweichungen der beiden Ausgaben von einander gleich im Text — auch in der deutschen Übersetzung — in Klammer vermerkt, läßt er hier den 1832 getilgten ursprünglichen Zusatz: nisi forte haereticorum im Texte ganz weg und bringt ihn unter dem lateinischen Text in einer Anmerkung; in der deutschen Übersetzung ahnt überhaupt niemand etwas von dem Dasein dieser mehr als rohen Bestimmung. Dafür fügt er aber der Anmerkung, die wirklich klassische, geradezu kostbare Bemerkung hinzu: „Das bürgerliche Gesetz bestrafte ehemals den hartnäckigen Irrtum im Glauben als Verbrechen. Bekanntlich kann hierin kein christliches Bekenntnis dem andern einen Vorwurf machen" (Bd. V, S. 460). – Hier ist jedes Wort der Kritik zu viel; es würde dem Jesuitenkenner nur den reinen Genuß, den derartige Jesuitismen bereiten, verkümmern.

**) Belarmin, Disputationes de controversiis Christ. fidei contr. V, lib. 3, cap. 18, S. 1808.

†) Tanner, Apologia pro Soc. Jesu, 1618, cap. 8.

††) Becanus, Opera omnia, 1630/31, tom. I, pars 2, tract. I, cap. 15, quaest. 6.

lassen. Denn wenn schon die Macht des jüdischen Hohenpriesters viel größer war als die des Königs, wie viel mehr gilt das vom Papste, demgegenüber der Hohepriester doch nur ein Schatten ist.*) Der Jesuit Petra Santa endlich preist die Milde der römischen Inquisition, die nur rückfällige Ketzer zum Tode verurteilte. „Aber —



Peter Arbues verurteilt eine Ketzerfamilie.
(Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach.)

so fährt er zum Erweis dieser römischen Menschenfreundlichkeit fort — sie werden nicht lebendig verbrannt, sondern zuerst erdrosselt und dann verbrannt, falls sie sich vor dem Tode bekehren und ihren Irrtum aufgeben. Wenn sie hartnäckig bleiben, werden sie allerdings

*) Becanus, De Pontifice Veteris Test., 1612, cap. 8 u. 9.

lebendig verbrannt; aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen.*)

Diese wenigen Bemerkungen kennzeichnen die Stellung des Jesuitenordens zur Inquisition hinlänglich. Und er hat seine Meinung nicht etwa neuerdings geändert. Im Gegenteil, gerade die Jesuiten sind es, die bis auf den heutigen Tag das Recht der Kirche verteidigt haben, Zwangsmittel gegenüber den Ketzern in Anwendung zu bringen. Als Pius IX. 1867 den spanischen Inquisitor Peter Arbues, „den heftigsten Verfolger der Ketzereien", heilig sprach, schrieb die Jesuitenzeitung in Rom, die Civiltà cattolica: „Das Toben gegen die Inquisition nimmt uns nicht wunder; es ist ein alter Zeitvertreib der Häretiker und schlechten Katholiken, mit Invektiven und Verleumdungen gegen jenes heilige Gericht zu schmähen, welches der Eifer der Päpste als eine Schutzwache des Glaubens eingeführt hat;" und bereits längere Zeit vorher hatte dieselbe Zeitung denjenigen als einen Rebellen gegen Gott bezeichnet, der die Inquisition nur mit kritischen Augen betrachte und es bedenklich finde, daß die Kirche ihren Exkommunikationen durch Leibes- und Lebensstrafen Nachdruck gebe. So kommt es denn auch den jesuitischen „Geschichtslügen" gar nicht mehr in den Sinn, die Greueltaten der Inquisition, wie es früher zu geschehen pflegte, abzuleugnen; sie treten einfach für die Zulässigkeit des Glaubenszwanges ein, und der Jesuit de Luca darf es wagen, in seinem Kirchenrecht die Verhängung der Todesstrafe über Ketzer auch für das 20. Jahrhundert noch als zu recht bestehend hinzustellen. Er ist dafür von dem vielgerühmten „Friedenspapst" nicht etwa in die gebührenden Schranken zurückgewiesen worden. Nein, Leo XIII. hat den blutdürstigen Jesuiten dafür besonders belobigt und ihn zum Konsultator der Propaganda ernannt. Und der „fromme" Pius X., dessen Devise es ist, „alles zu erneuern in Christo", zeigt genau die gleiche Gesinnung. Jedenfalls ist es ihm nicht eingefallen, den Servitenmönch Lépicier, seinen besonderen Vertrauten, zurechtzuweisen, der es fertig bekommen hat, eben erst wieder in seiner Schrift „De stabilitate et progressu dogmatis" die Hinrichtung der Ketzer zu rechtfertigen mit der ruchlosen Begründung: Ein Ketzer sei schlimmer als ein wildes Tier. Wie es keine Sünde sei, ein wildes Tier zu töten, so könne es gerade gut sein, einen Ketzer des Gebrauchs eines schädlichen Lebens zu berauben.

Das sind die Grundsätze, von denen die Jesuiten in ihrem Kampf gegen die Ketzerei sich leiten ließen. Wir sehen sie in die Tat umgesetzt in der sogenannten Gegenreformation.

*) Notae in epistolam Petri Molinaei ad Balzacum, 1634, S. 23a, bei Hoensbroech, Moderner Staat u. röm. Kirche, 1906, S. 142.

2. Die Gegenreformation.

Als Zeitalter der Gegenreformation bezeichnet man in der Regel die Zeit etwa vom Jahre 1550 bis zum westfälischen Frieden (1648). In dieser Zeit ist die katholische Kirche, die durch die Reformation bis ins innerste Mark erschüttert war, wieder erstarkt, innerlich und äußerlich, und es ist ihr gelungen, die evangelischen Regungen in den katholischen Ländern auszutilgen, sowie große Gebiete, die an die Evangelischen verloren gegangen waren, zurückzuerobern. Mit dem westfälischen Frieden hat das siegreiche Vordringen der katholischen Kirche ihr Ende erreicht, ihr Besitzstand hat sich seitdem nicht wesentlich vergrößert. Und man hat darum ein Recht, den Dreißigjährigen Krieg als den letzten großen Triumph der Gegenreformation im engeren Sinne anzusehen. Aber schon die Tatsache, daß der Papst den westfälischen Frieden niemals als zu recht bestehend anerkannt und seine Bestimmungen, die Gleichberechtigung der Konfessionen betreffend, für null und nichtig erklärt hat, weist darauf hin, daß die katholische Kirche sich den Protestanten gegenüber noch immer im Kriegszustand weiß. Und so leben wir tatsächlich noch heute im Zeitalter der Gegenreformation, die gerade im 19. Jahrhundert mit neuer Kraft eingesetzt und kaum jemals so rücksichtslos und unverhüllt ihre Ziele verfolgt hat wie jetzt. Im Gegensatz gegen den Protestantismus hat sich der moderne Katholizismus auf dem Tridentiner Konzil konstituiert, und er lebt nur von diesem Gegensatz. Alles, was in der katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert geleistet worden ist, hat nur den einen Zweck, dem Protestantismus Abbruch zu tun. Auch die an sich edelsten Bestrebungen, auch alle Liebesarbeiten sind ihr nicht Selbstzweck, sondern müssen stets der Werbetätigkeit dienen. Die katholische Kirche kann den Schlag, den ihr der ungeheuere Abfall im 16. Jahrhundert versetzt hat, nimmer verschmerzen. Zu empfindlich ist ihr Anspruch, allein seligmachend zu sein, dadurch getroffen worden. Die evangelische Kirche ist das böse Gewissen der katholischen Kirche, und darum kann Rom nicht Frieden halten, solange es nicht zur Erkenntnis seiner Schuld gelangt ist und Buße getan hat.

Unter der Gegenreformation im weiteren Sinne des Wortes ist darum die gesamte Tätigkeit der katholischen Kirche von der Reformation an bis auf die Gegenwart zu verstehen, welche die Vernichtung des Protestantismus zum Ziel hat. Rücksichtslose Ausrottung alles dessen, was evangelisch heißt, ist die ausgesprochene Absicht der Gegenreformation, wie sie mit der Bulle Licet ab initio vom 21. Juli 1542 ins Leben getreten ist. Durch diese Bulle wurde in Rom ein Kollegium von sechs Kardinälen eingesetzt, das oberste Inquisitionstribunal, ausdrücklich dazu bestimmt „alle Ketzerei im Keime zu er-

sticken". Und dieser Gerichtshof macht vor keinem, auch nicht vor den Höchststehenden Halt; er hat Vollmacht, „gegen alle, welche den Ketzern behilflich sind mit Rat und Tat oder in irgendeiner Weise für sie eintreten", einzuschreiten, „die Verdächtigen einzukerkern, abzuurteilen und ihre Besitztümer einzuziehen". Diese Bulle wurde 1555 dahin ergänzt, daß auch „alle Grafen, Barone, Herzöge, Könige und Kaiser, die Ketzer und Schismatiker geworden sind oder in Zukunft werden, von diesen Strafen betroffen werden und überdies unfähig werden zu jeglicher Herrschaft und niemals wieder zur Herrschaft gelangen können. Sie sollen vielmehr durch die weltlichen Gerichte nach Gutdünken mit der gebührenden Strafe bestraft werden, außer sie tun würdige Buße. Dann sollen sie durch die Güte und Nachsicht des heiligen Stuhles in einem Kloster eingesperrt und dort zeitlebens beim Brot der Schmerzen und beim Wasser der Trübsal Buße tun; jedes menschlichen Trostes sollen sie beraubt sein. Ihrer Länder sollen sie verlustig gehen; von jedem, der unter unserm und unserer Nachfolger Gehorsam leben will, können sie in Besitz genommen werden."

Deutlicher kann es nicht ausgesprochen werden, daß das Endziel der Gegenreformation gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus ist.

Am einfachsten war das Programm durchzuführen in den katholischen Ländern, die ihre Macht der Kirche rückhaltlos zur Verfügung stellten. Dort brauchte man auch nicht einmal den Schein zu wahren, als wollte man die Abtrünnigen eines Besseren belehren. Wer dem Gebote der Kirche den Gehorsam verweigerte, war verloren. So ist in wenig Jahrzehnten jede, auch die leiseste evangelische Regung in Italien und Spanien in Blut erstickt worden. Die edelsten Geister verließen Vaterland, Familie und Freunde, um in der Fremde ihrem Glauben leben zu können, Tausende besiegelten ihre Bekenntnistreue mit ihrem Blut: auch in Rom selbst ist viel Ketzerblut geflossen. Eine der edelsten Frauen Italiens, Julia Gonzaga, aus Hohenzollernschem Geschlechte, ist nur durch einen vorzeitigen Tod dem Schicksal entronnen, lebendig verbrannt zu werden.*)

Schwieriger lagen die Verhältnisse für die Gegenreformation in den Ländern, die sich im Laufe der Zeit eine selbständigere Stellung der Kirche gegenüber erkämpft hatten. Konnte doch selbst ein Karl V. die schwachen Niederlande nicht in Roms Fesseln zwingen! Und Philipps II. Blutbefehle trieben das Volk in den Freiheitskampf hinein, der die römisch-spanische Herrschaft für immer zerbrach. Zumal in protestantischen Ländern durfte man an Gewaltmaßregeln nicht denken. Da galt es vorsichtiger zu Werke zu gehen. Die letzten Ziele mußten klüglich verhüllt werden. Man gefiel sich in der Rolle des

*) Vgl. Mix, Die Inquisition an der Arbeit, Wartburghefte Nr. 43/44 S. 31—35.

freundlichen Biedermanns, der die Irregeleiteten bedauert und freundlich belehrt, aber nicht im Entferntesten daran denkt, gegen sie Gewalt anzuwenden. Die unübertrefflichen Meister in dieser Kunst



Kleid eines hartnäckigen oder rückfälligen Ketzers, der verbrannt wurde.
(Nach Limborch, Historia Inquisitionis S. 369.)

der Verstellung waren die Jesuiten, die die Vernichtung des Protestantismus in erster Linie auf ihre Fahne geschrieben hatten. Sie sind

nicht nur treffliche Bundesgenossen der Gegenreformation gewesen, man kann sie auch geradezu als die eigentlichen Träger derselben bezeichnen. Sobald sie irgendwo Boden gewonnen hatten, begannen sie das Volk, und zwar vor allem die Vornehmsten, womöglich die Fürsten und ganz besonders deren Kinder, zu bearbeiten, um sich in ihnen willfährige Werkzeuge heranzuziehen. Danach war die nächste Aufgabe die Verhetzung der Massen, und nun endlich konnte die lästige Maske abgeworfen werden; nun wurde offen der Kreuzzug gegen die Ketzer gepredigt. So ist in Frankreich und Polen der Haß geschürt worden, bis er in furchtbaren Bürgerkriegen sich Luft machte. Die Ermordung von 30 000 Protestanten in der Bartholomäusnacht von 1572 war eine Tat nach dem Herzen der Kirche. Zur Feier dieser Schandtat wurden in Rom Freudenschüsse ab gefeuert, Feste gefeiert, ein Te Deum veranstaltet und Denkmünzen geprägt. In England predigten die heiligen Väter mit Wort und Tat den Tyrannenmord. Papst Pius V. erklärte in einer Bulle vom 25. Februar 1570 die Königin Elisabeth für abgesetzt, entband ihre Untertanen vom Treueid und sandte selbst Meuchelmörder gegen sie aus. Ja, noch im Jahre 1605 kommt man auf den wahnsinnigen Gedanken, das Ketzerparlament mitsamt dem Ketzerkönig in die Luft zu sprengen. In Schweden schreckten die Jesuiten nicht davor zurück, als evangelische Prediger aufzutreten, um dadurch das Volk, ohne daß es etwas merkte, allmählich zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Und da entsetzt man sich dann heute heuchlerisch über die strengen Katholikengesetze, durch welche sich diese Länder endlich gegen die rücksichtslose und heimtückische Jesuitenpropaganda zu schützen suchten! Da werden dann einzelne von Seiten der Protestanten gegen die Katholiken geübte Gegenmaßregeln oder auch wohl hier und da vorgekommene Fälle von protestantischem Fanatismus als etwas Beispielloses hingestellt, während die Greueltaten der Gegenreformation planmäßig verschwiegen werden! Es ist ein geschicktes Manöver, dadurch die Aufmerksamkeit von den Untaten der katholischen Kirche abzulenken, daß man sagt, a u c h im Protestantismus ist so etwas vorgekommen. Gewiß haben sich auch die Evangelischen nicht immer frei gehalten von Verfolgungen und Bedrückungen Andersgläubiger. Das bestreitet kein Mensch und ist niemals bestritten worden. Aber die evangelische Kirche hat sich, sobald sie zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist, solcher Taten stets geschämt; es war römischer Sauerteig, der sich in solchem Verhalten noch wirksam erwies und erst ganz allmählich ausgeschieden worden ist. In der römischen Kirche dagegen gehören Inquisition und Ketzerverfolgung zum System: man nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihre Taten zu entschuldigen, sondern sucht allein ihr Recht zu erweisen. Noch Pius IX. rechnet es in seinem Syllabus vom Jahre 1864 unter die verderblichsten Irr-

tümer der Zeit, wenn man behauptet: die Kirche habe nicht Macht, Zwangsmittel anzuwenden. Und noch heute besteht in Rom unter dem persönlichen Vorsitz des Papstes das Inquisitionstribunal. Die Taten der Gegenreformation fallen daher der katholischen Kirche in vollem Umfange zur Last. Was das sagen will, kann uns ein kurzer Hinweis auf ihre Wirksamkeit in Deutschland lehren, dem sie die tiefsten Wunden geschlagen hat. Deutschland (einschließlich Österreichs) war bei Luthers Tode etwa zu $^{9}/_{10}$ protestantisch, in Böhmen kam um 1600 sogar auf hundert Protestanten kaum noch ein Katholik. Handel und Gewerbefleiß blühten überall, das Schulwesen nahm einen bedeutenden Aufschwung. Und zwischen den verschiedenen Bekenntnissen herrschte fast ausnahmslos Eintracht. Da kamen die Jesuiten ins Land. Ganz in der vorhin geschilderten Weise gingen sie vor. Ihr Hauptaugenmerk hatten sie auf die leicht lenksame Jugend gerichtet. Die Söhne von Fürsten und Adligen wurden am liebsten nach Rom oder an den spanischen Hof zur Erziehung geschickt. Für die Zurückbleibenden wurden Schulen und Konvikte gegründet. Denn hatte man die Fürsten und Adligen der künftigen Generation, so hatte man auch ihre Länder. Das Volk mußte sich ja dem Willen der Herrschenden fügen und kam daher für die Tätigkeit der Jesuiten nicht in Betracht. In wahrhaft abgefeimter Weise haben sie so den geltenden Grundsatz, der den Landesherrn auch zum Herrn über die Religion seiner Untertanen machte, auszubeuten gewußt. Und kaum wußten die Jesuiten sich stark genug, so gingen sie mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit ans Werk. Es beginnt eine Zeit voll Lug und Trug, voller Blut und Frevel. Die heiligsten Versprechungen und Zusicherungen werden ohne Bedenken gebrochen, Fürsteneide gelten weniger denn nichts. Die evangelischen Kirchen und Schulen werden geschlossen oder niederkartätscht, Lehrer und Prediger vertrieben oder aufgeknüpft. Wer nicht von seinem Glauben lassen will, muß Heimat und Freunde verlassen, schwer geschädigt an Hab und Gut, wie denn die Auswanderung besonders den Wohlhabenderen, wenn nicht ganz unmöglich gemacht, so doch meist nach Kräften erschwert wurde.

Der Höhepunkt dieses Werkes der Gegenreformation war der furchtbare 30jährige Krieg, der Deutschlands Kraft auf ein Jahrhundert gebrochen und es zum Spielball fremder Völker gemacht hat. Doch haben die Jesuiten auch nachher noch vielfach Gelegenheit gehabt, ihre alte, gewaltsame Bekehrungsmethode anzuwenden: in Schlesien, in Ungarn, in Frankreich, nachdem sie endlich die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) durchgesetzt hatten, im Salzburgischen Gebiet und endlich noch im 19. Jahrhundert im Zillertal.

Einige Einzelbilder aus der Zeit der Gegenreformation mögen das Gesagte veranschaulichen.

3. Fürstenkinder.*)

I.

Herzog Wilhelm von Jülich war einst der Reformation durchaus zugeneigt gewesen. Weit entfernt, die evangelische Bewegung in seinem Lande zu hindern, hatte er sie viel mehr nach Kräften gefördert. Hatte er doch den Pastoren des Landes 1556 ausdrücklich geboten, „das heilsame Wort Gottes lauter und rein zu predigen und den Katechismum mit derselben öfteren Wiederholung getreulich zu lehren, auch die Bildertracht (Prozessionen) und andere lästerliche Mißbräuche zu meiden." Ja, mehrmals hatte er auf Andringen der Stände seines fast ganz evangelischen Landes einen Anlauf zu völliger Durchführung der Reformation genommen. Er selbst ließ an seinem Hofe den Gottesdienst in evangelischer Weise halten und stellte in Gerhard Veltius einen streng evangelisch gesinnten Hofprediger an, der sich mit herzoglicher Erlaubnis sogar verheiraten durfte; er nahm das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und erklärte noch 1569, „das, was der Pfaff in der Messe aufhebe, sei der Teufel". Auch die Schwester des Herzogs war dem evangelischen Glauben treu ergeben. Kein Wunder, daß seine Töchter gleichfalls der neuen Lehre leidenschaftlich zugetan waren.

Aber der Herzog Wilhelm war ein kranker Mann. Schwere epileptische Anfälle warfen ihn häufig, und je länger, je mehr, nieder und schwächten ihm Körper und Geist. In den solchen Krankheitsanfällen folgenden Stunden tiefster geistiger Erschlaffung war er ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner klugen Berater. Zumal die kleine römische Partei am Hofe wußte sich die Krankheit des Herzogs in raffinierter Weise zunutze zu machen. In erster Linie war es Werner von Gymnich, ein Spielkamerad und Studiengenosse des Herzogs, jetzt Haushofmeister der beiden jungen Prinzen, ein jesuitisch gedrillter, zielbewußter Römling, der den unglücklichen Fürsten richtig zu nehmen wußte. Und bereits Ostern 1570 gelang es ihm, Herzog Wilhelm zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen und zur Teilnahme an der Messe zu bewegen. Die streng katholische Erziehung der beiden Söhne des Herzogs war die unmittelbare Folge dieses Ereignisses. Aber auch die Versuche, die ständig bei Hofe anwesende Schwester Herzog Wilhelms, Aemilie, und vor allem seine Töchter zu bekehren, setzten jetzt ein.

II.

Herzog Wilhelm hatte vier Töchter: Marie Eleonore, Anna, Magdalena und Sybilla. Marie Eleonore, die älteste, war

*) Zuerst abgedruckt in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" 1904, Nr. 173 und 174. Vgl. Keller, Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Max Lossen, Der Kölnische Krieg, 1. Bd., Gotha 1882, 2. Bd. 1897.

eine lebhafte Natur, von großer geistiger Selbständigkeit und innigster Herzensfrömmigkeit. Herzog Albrecht Friedrich von Preußen bewarb sich um ihre Hand. Da fügte es ein seltsames Geschick, daß gerade der grimmigste Feind alles evangelischen Wesens, der blutige Schlächter der Niederländer, Herzog Alba, diese Heirat zustande bringen mußte, durch die einst die ganze blutige Arbeit der Spanier am Niederrhein, alles, was spanische Tücke und Hinterlist in jahrzehntelanger Arbeit erreicht hatte, zunichte werden sollte. Marie Eleonore hatte nämlich einen Brief an die Schwester Wilhelms von Oranien geschrieben, in dem sie Gott für den glücklichen Fortgang des niederländischen Freiheitskrieges dankte und zugleich die Bitte aussprach, „daß er seinen göttlichen Segen und Gnad fürder verleihen wolle, auf daß dies angefangene Werk gottselig vollendet werden möge und darnach auch, daß die armen betrübten Christen aus der Tyrannei erlöset werden mögen und die Niederlande zu gebührlicher Freiheit wiederumb gebracht mögen werden.“ Dieser temperamentvolle Brief fiel Alba in die Hände, und daß er ihn mächtig erboste, ist begreiflich. Alba verlangte gebieterisch, daß Marie Eleonore von den „andern jungen Fürstinnen ohne Verzug abgesondert werde, damit solicher Gift nicht auch an sie kläbte“. Und nicht eher gab er sich zufrieden, als bis die böse Ketzerin aus seiner Nähe in das ferne Preußenland „verschickt“ war. So wurde Marie Eleonore, freilich unter entschiedener Mißbilligung seiner Heiligkeit des Papstes, Gattin des Ketzerherzogs und damit — welch eine Ironie der Weltgeschichte! — die Retterin des Protestantismus am Niederrhein. Denn da ihre beiden Brüder kinderlos starben, so wurde ihr Schwiegersohn Johann Sigismund von Brandenburg Erbe der schönen klevischen Lande.

Aber auch für den Augenblick hatte Alba mit ihrer „Verschickung“ nicht das Geringste erreicht. Denn der Mittelpunkt der lutherischen Ketzerei am Hofe zu Düsseldorf war und blieb doch die Herzogin Ämilie, an der alle Bekehrungsversuche wirkungslos abprallten. Und der Papst wußte wohl, was er tat, wenn er immer wieder auf die Entfernung dieser „bejammernswerten“ (miserabilis) Lutheranerin drang und die übrigen drei Prinzessinnen am liebsten im Kloster gesehen hätte. Doch dafür war Herzog Wilhelm unter keinen Umständen zu haben, und so mußte die römische Partei erleben, daß auch die zweite Tochter des Herzogs, Anna, an einen Protestanten, den Pfalzgrafen Ludwig Philipp von Neuburg, verheiratet wurde.

III.

Für die beiden zurückbleibenden Prinzessinnen Magdalena und Sybilla kamen jetzt böse Zeiten. Sie wenigstens sollten nur an katholische Fürsten verheiratet werden. Doch standhaft weigerten sich die Mädchen.

Da trat ein Ereignis ein, das ihre Lage bedeutend verschlimmerte. Im Februar 1575 starb der Erbprinz Karl Friedrich in Rom, wohin er zu streng katholischer Erziehung geschickt war. Sein jüngerer Bruder Johann Wilhelm, der jetzt Erbprinz wurde, war ein schwächliches, stets kränkliches und zurückgebliebenes Kind — wie, wenn der, was leicht möglich war, starb, ohne Erben zu hinterlassen? Sollten dann alle diese schönen Länder in protestantische Hände übergehen? Das mußte unbedingt verhindert und darum vor allem die Bekehrung der jugendlichen Prinzessinnen ins Werk gesetzt werden.

Die erste Handhabe dazu bot der Tod des Erbprinzen selbst. Herzog Wilhelm war durch die Nachricht vom Hinscheiden seines ältesten Sohnes tief erschüttert. Ein Krampfanfall warf ihn nieder und unter heftigen Drohungen verlangte er nach dem päpstlichen Gesandten Kaspar Gropper. Von seinem jüngsten Sohne mochte er sich nun gar nicht mehr trennen, selbst in der Nacht wollte er ihn keinen Augenblick von sich lassen. Natürlich hat der Tod des Bruders auch den Schwestern großen Schmerz bereitet, aber jesuitische Herrschsucht kennt keine Rücksicht auf persönliche Leiden. Gerade das Unglück und die Trauer des Fürstenhauses mußten dazu dienen, die heimlichen Pläne der Römischen weiter zu fördern. Man wird nicht verfehlt haben, die Unentschiedenheit und Lässigkeit des Herzogs in der Bekämpfung der Ketzerei in seiner eigenen Familie mit dem Todesfall in Verbindung zu bringen. Jedenfalls gelang es jetzt, ihn zu scharfem Vorgehen gegen den Protestantismus seiner Schwester und Töchter zu veranlassen. Er gebot, daß sie fortan die Messe besuchen sollten, „damit einmal Gleichheit in der Religion an dero Hofe gehalten würde".

Die Prinzessinnen erboten sich „ganz demutig sonstet in allen Dingen zu allem kindlichen gebührendem Gehorsam", baten aber, ihr Gewissen nicht zu beschweren und ihnen in ihrem Glauben Freiheit zu lassen.

Über diese Antwort geriet der Herzog in großen Zorn und er befahl seinem Hofprediger, „alle Tag eine Stunde zu gemelten Freulin zu gehen, sie zu bekehren und anders zu unterweisen". Welche Qual das den ohnehin von Kummer und Trauer tiefgebeugten Mädchen bereiten mußte, kann man sich denken. Aber bei freundlicher Unterweisung hat es römischer Bekehrungseifer noch niemals bewenden lassen. Und so hat es denn auch hier an mancherlei Gewaltmaßregeln, Drohungen und anderen Bekehrungsmitteln nicht gefehlt. Welcher Art diese Mittel gewesen sind, zeigt das spätere Verfahren gegen die Prinzessinnen mit aller Deutlichkeit. Natürlich wurde mit echt römischer Rücksichtslosigkeit und Unbarmherzigkeit immer wieder der unglückliche Vater gegen die armen Kinder ausgespielt, der durch den Tod seines Sohnes ohnehin schwer getroffen sei, und den sie

nun durch ihre Hartnäckigkeit und ihren Ungehorsam vollends unter die Erde bringen würden.

Der Erfolg dieser Quälereien war ein solches „Klagen, Heulen und Zagen, daß es einen Stein möcht erbarmen". Aber dennoch sind die Prinzessinnen standhaft geblieben und haben ihren Glauben nicht verleugnet, gestärkt und gefestigt in ihrer Überzeugung durch den gleichen Bekennermut ihrer Tante Ämilie und dann auch unzweifelhaft durch einen Trostbrief ihrer nach Preußen verheirateten Schwester, der gerade in diesen Tagen in ihre Hände gelangt sein muß. Dieser Brief der Stammutter unseres Kaiserhauses, eine wahre Perle in der Briefliteratur aller Zeiten, verdient es, seinem wesentlichen Inhalt nach in weiteren Kreisen bekannt zu werden:

„Liebe Schwestern" — so schreibt Marie Eleonore —, „ich kann Euch nicht sagen, wie ich mich freue, zu hören, daß es Euch gesundheitlich gut geht; aber vor allem danke ich doch meinem gnädigen Gott, daß er Euch ein festes, standhaftes Herz gegeben hat, seine heilige Wahrheit festzuhalten. . . . Ich gestehe, daß ich in tiefster Seele die Angst mitempfinde, in der Ihr Euch befindet, gleichwie die, womit der große Gott ihn auch versucht hat, der allein in seiner Allmacht Euch beistehen, trösten und stärken will durch seinen heiligen Geist, auf daß Ihr alle Feinde Eurer Seligkeit durch Gottes Gnade besiegen könnt und Euch nimmer scheut, furchtlos seinen heiligen Namen zu bekennen, in der Gewißheit, daß Jesus Christus Euch bekennen wird vor Gott, seinem Vater und allen Engeln. Bittet ihn ohne Unterlaß um seine heilige Gnade, er wird Euch nicht verlassen. Ihr wißt, daß Gott, so lange ich bei Euch war, oft die Anschläge unserer Feinde zunichte gemacht hat: Nun, er ist noch so mächtig, als je; vertraut auf ihn und lebt nach seinen Geboten; Er wird Euer Helfer sein. Wenn es wahr ist, was man mir meldet, daß man Euch an einen Andersgläubigen verheiraten will, so habe ich die feste Hoffnung, daß Gott es hindern und nicht zulassen wird, daß Ihr mehr versucht werdet, als Eure schwache Kraft ertragen kann. — Verliert den Mut nicht, geliebte Schwestern, Gott wird Euer Beschützer sein. Gehorcht, ehrt und dient Eurem und meinem Vater in aller kindlichen Zuneigung und in aller Ehrerbietung, betrübt ihn nicht und tragt seine Schwächen, aber bewahrt doch auch in erster Linie Gehorsam Eurem guten Vater, der über alle Dinge ist, dem Gott Himmels und der Erden, und dient ihm mit gutem Gewissen; er wird Euch gewiß unter seinen heiligen Schutz nehmen, wie er es ja verheißen hat allen denen, die um seines Namens und seines Wortes willen bedrängt werden. Leset, ich bitte Euch, eifrig in der heiligen Schrift. Denn Ihr werdet Trost in ihr finden und Lehre zum Heil. Ihr wißt wohl, liebe Schwestern, daß alle, die heilig im Sinne Christi leben wollen, mancherlei Anfechtung erdulden müssen; aber freut Euch, daß er Euch

dessen gewürdigt hat, für das Bekenntnis seines Wortes zu leiden; denn wenn wir mit ihm leben wollen, ist's billig, daß wir auch mit ihm leiden. Ich meinerseits werde Gott für Euch bitten und werde für Euch beten lassen und zweifle nicht: Gott wird das Rufen so vieler guten Christen erhören. Ich bitte Euch, diese kleine Ermahnung freundlich aufzunehmen; sie geht ja hervor aus heiligem Eifer und dem herzlichen Verlangen, das mich beseelt, Euch gerettet zu sehen. Ich bitte Gott, liebe Schwestern, er möchte Euch bei guter Gesundheit langes Leben, Ausdauer, Standhaftigkeit und Wachstum in der seligen Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi verleihen.

Ernstburg, den 31. Januar 1575.

Eure gute, Euch liebende Schwester Maria Eleonora."

Mit dem frischen Hauch echt evangelischen Geistes, der ihn vom ersten bis zum letzten Worte durchweht, ist dieser Brief den Schwestern gewiß eine rechte Erquickung gewesen in ihrem schweren Kampf um ihren Glauben. Ihre Standhaftigkeit hat noch einmal das Äußerste abgewandt. Der großen Osterkommunion mußte der Herzog mit seinem Sohne allein beiwohnen. Aber werden die schwachen Frauen den fortgesetzten Bemühungen auf die Dauer widerstehen können?

IV.

Die Bekehrungsversuche waren fürs erste gescheitert. Aber die Hoffnung auf endlichen Erfolg gab man nicht auf. Nur die plötzliche Überrumpelung der Prinzessinnen war mißglückt. Jetzt galt es, auf andere, geräuschlosere Weise ihnen beizukommen. Und so kam man wieder auf die seinerzeit vom Papst gemachten Vorschläge zurück: Die Berührung der jungen Ketzerinnen mit der evangelischen Umgebung mußte möglichst verhindert werden. Das wäre ja am sichersten zu erreichen gewesen, hätte man die Widerspenstigen, wie der Papst es für zweckmäßig hielt, in einem Kloster unterbringen können. Da man das jedoch Herzog Wilhelm nicht zumuten durfte, so blieb nur noch die andere Möglichkeit, sie an einen rein katholischen Hof, etwa nach Bayern, zu senden, damit sie sich dort „durch tägliche Konversation anders besinnen" möchten. Dazu war Herzog Wilhelm bereit. Und Albrecht von Bayern zeichnet in einem Brief die Richtlinien vor für ein Verfahren, das ihm Erfolg zu versprechen schien: Es sei allewege vonnöten, daß den Töchtern eine durchaus katholische Hofmeisterin gesetzt und daß alles andere Gesinde, es seien Jungfrauen, Aufwärterinnen, Knaben oder sonst andere Diener, wenn sie im Glauben verdächtig seien, von ihnen entfernt würden. Ja, er geht so weit, daß er verlangt, es müsse ihnen die Korrespondenz mit ihrer protestantischen Schwester in Pfalz-Neuburg verboten werden. Endlich sei natürlich dafür zu sorgen, daß sie an katholische Fürsten verheiratet würden.

Aber auch dieser klug ausgedachte Plan gelang nicht. Offenbar durchschauten die Prinzessinnen die Tücke der Feinde und weigerten sich, nach München zu gehen. Und mit Gewalt konnte man sie schließlich nicht dorthin schleppen. So blieben sie den Sommer über unangefochten in der Heimat. Aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Denn noch gaben die Gegner ihre Sache nicht verloren. Sie hatten noch einen Trumpf in Händen, mit dem sie doch noch ihr Spiel zu gewinnen hofften; das war die Autorität des Kaisers.

Herzog Wilhelm hatte eine Schwester Kaiser Maximilians geheiratet, und er hielt große Stücke auf den kaiserlichen Schwager. Wenn es nun gelang, den Kaiser für die Sache zu gewinnen, so konnte man hoffen, daß der Herzog noch einmal mit allem Nachdruck auf die Rückkehr der Seinen zur katholischen Kirche dringen werde. Zugleich war anzunehmen, daß der Wunsch des Kaisers, der ja sonst allgemein als protestantenfreundlich galt, auf die jungen Mädchen großen Eindruck machen werde. So diente also der Sommer den Verhandlungen mit dem Kaiser, und dieser, der es sonst offen ausgesprochen hatte, über die Gewissen herrschen zu wollen sei die größte Sünde, ließ sich in der Tat für den schmählichen Plan bereit finden.

Er sandte den Freiherrn von Winnenberg nach Düsseldorf mit dem Auftrage, die Herzogin Ämilie und die beiden jungen Prinzessinnen zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Wie richtig die römische Partei gerechnet hatte, zeigte sich sogleich. Herzog Wilhelm stellte sich dem kaiserlichen Gesandten ohne Bedenken zur Verfügung und begleitete ihn nach Schloß Hambach, wo sich die Ketzerinnen damals gerade befanden. Aber er stieß auch jetzt mit seinem Verlangen auf entschiedenen Widerstand.

Schließlich kam es zu einer wüsten Szene.

Da Herzogin Ämilie bei ihrer Weigerung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, beharrte, riß der Herzog in einem Anfall von Wut und Raserei seinen Degen aus der Scheide und stürzte sich auf sie. Die Bedrohte flüchtete über die Galerie des Schlosses, der Herzog „mit einem bloßen Rapier" hinter ihr her, „also da nicht ein guter Mann ihnen beiden eine Tür zugeschlagen, hätten Ihre F. G. die Schwester erstochen."

Das war ein übler Anfang des Bekehrungswerkes. Prinzessin Magdalena wurde vor Schreck krank und mußte das Bett hüten. Nach einigen Tagen indes machte man sich abermals an die Arbeit, doch jetzt ohne den kranken Herzog. Dabei wurde der Gesandte aufs kräftigste unterstützt durch den schon erwähnten Marschall Gymnich und den Hofmeister Schwarzenberg. Mehrmals erschienen sie und setzten mit vereinten Kräften den armen Frauen hart zu. Natürlich spielte unter den Gründen für die Notwendigkeit der „Bekehrung" der kranke Vater die Hauptrolle. Aber als Winneberg sie zum Ge-

horsam gegen diesen ermahnte, antworteten die Bedrängten mit Festigkeit, „daß sie wider Gottes Wort und Befehl Menschen zu gehorsamen nicht schuldig, sondern vielmehr der christlichen Lehre, darin sie dabevor ihr Bruder und Vater durch Darstellung etlicher gottseliger Bücher und öffentlicher Predigten unterweisen lassen, anhängig zu bleiben aus ihrem Gewissen gedrungen würden".

Diese Standhaftigkeit machte doch selbst auf die hartgesottenen „Bekehrer" Eindruck. Zumal der alte Winnenberg fand gar keinen Gefallen mehr an seiner Sendung und war entschlossen, schleunigst abzureisen. Nur ein Versuch sollte noch gemacht werden.

Eines Nachmittags erschienen die drei bei den Prinzessinnen, „sie wiederumb zu peinigen", fanden aber auch diesmal solche Festigkeit, daß es nicht nur dem Gesandten Winnenberg, sondern auch selbst einem Gymnich und Schwarzenberg „die Augen übergetrieben".

Nun war Winnenberg des grausamen Auftrags vollends überdrüssig, und obwohl Herzog Wilhelm ihn „gar heftig und letzlich auf die Knie sitzend (was denn fast seltzam war anzusehen)" bat, noch zu bleiben, ließ er sich nicht halten, sondern reiste am andern Tage ab mit dem Bemerken, er wolle lieber „Sklavenarbeit in Ungarn tun, denn bei dem Herrn in solcher Kommission länger verharren".

Eins aber hatte Winnenberg doch erreicht: die Frauen hatten versprochen, ihr Bekenntnis schriftlich aufzusetzen und ihm nachzusenden. Das deuchte aber den beiden Räten, die bisher so eifrig an der „Bekehrung" der Ketzerinnen gearbeitet hatten, viel zu wenig, und so beschlossen sie, zuvor noch einen Versuch zu wagen, ob sie die trotzigen Herzen nicht doch noch mürbe bekämen. Mit Hilfe des Hofpredigers Stephan Winandt machten sie sich am nächsten Tage wiederum ans Werk und haben „an sonderlichem Ernst und grober Unbarmherzigkeit nichts ersitzen lassen". Dennoch erreichten sie mit ihrem „vielfältigen, unmilden Andringen" nur, daß die gemarterten Frauen unter heißen Tränen erklärten, sie seien gewiß, „es werde der liebe Gott und die Menschen diejenigen, so diese unschuldige, hochbetrübte, gehorsame Herzen gegen ihren lieben Vater also verbittern und damit solche Beschwernis und großes Herzeleid unchristlich zufügen, zu seiner Zeit und Gelegenheit nicht ungestraft lassen."

Damit ließen sie ihre Peiniger stehen. Und man sollte meinen, diese herzlosen Gesellen hätten nun endlich von ihrem Vorhaben abgelassen. Aber auch jetzt ließen sie die Hoffnung auf endlichen Erfolg nicht sinken. Sie sahen wohl: Die Prinzessinnen waren in tiefster Seele erschüttert; jetzt noch ein letzter Sturm und sie würden sich vielleicht doch noch überwunden erklären! Und dieser letzte Sturm auf die schwachen Mädchen wurde dem Vater zugedacht.

Herzog Wilhelm war infolge der furchtbaren Aufregungen der letzten Tage wieder mehrmals von Krampfanfällen heimgesucht

worden und so in seiner Leibesschwachheit wie weiches Wachs in den Händen seiner geschickten Räte. Diese wußten ihn so gegen seine Töchter aufzuhetzen, daß er sie mit harten Worten „frevelhaftige, mutwillige, Gott, der hohen Obrigkeit und ihrem liebsten christlichen Vater ungehorsame, widerwärtige Kinder" schalt und schließlich erklärte, er wolle sie „von allem freundlichen väterlichen Willen, Gnaden und Hülf zu erzeigen allerdings ausschließen, und sei sie damit ganz und gar zu verlassen gemeint." Ja, endlich mußte der Herzog einen Brief an seine Töchter schreiben, in dem er sie noch einmal aufforderte, seinen Wunsch zu erfüllen. Sollten sie aber dennoch weiterhin auf ihrer „gefaßten irrigen Meinung" beharren, so „werden wir alle väterliche Lieb und Treue von ihnen abziehen, uns ihrer im geringsten nit annehmen, sondern vielmehr von denselben absondern und dermaßen erzeigen, dadurch sie unsere Ungnad im Werk spüren und befinden sollen."

Daß die armen Kinder durch diesen unbarmherzigen Brief, der übrigens, wie der Sekretär Mutzhagen ausdrücklich versichert, von dem Vater selbst keineswegs erdacht ist, „in hohe erbärmliche Betrübnis" versetzt wurden, läßt sich denken. Prinzessin Magdalena fiel in schwere Krankheit und konnte noch nach Wochen nicht auf der „Hofstube" erscheinen.

Das aber war der einzige Erfolg aller Bekehrungsarbeit. Durch nichts wurden die Prinzessinnen in ihrem Glauben wankend gemacht. Und als sich endlich die protestantischen Fürsten auf die Kunde von diesen Vorgängen ins Mittel legten, nahmen auch die nutzlosen Quälereien ein Ende.

Prinzessin Magdalena verheiratete sich einige Jahre später mit dem protestantischen Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken. Prinzessin Sibylla aber, die nun allein an dem allmählich rein spanisch-katholisch gewordenen Hofe zurückblieb, ist doch endlich den fortgesetzten Bemühungen zum Opfer gefallen und hat als fanatische Konvertitin später eine überaus traurige Rolle in der Geschichte ihres Hauses gespielt.

4. Die Jesuiten in Paderborn.*)

I.

Die Stadt**) Paderborn war während des 16. Jahrhunderts ein überaus wichtiger Platz im Westen Deutschlands. Eine rührige,

*) Literatur: Fr. Ignaz Pieler, Leben und Wirken Kaspars von Fürstenberg, 1873. Franz von Löher, Geschichte des Kampfes in Paderborn, 1874. Max Lossen, Der Kölnische Krieg, 1882, 2. Bd. 1897. Wilhelm Richter, Geschichte der Paderborner Jesuiten, 1892. Derselbe, Geschichte der Stadt Paderborn, 1903. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein, 1887. Duhr S. J., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, 1. Bd. 1907, S. 136—143.

**) Der „Leo" in Paderborn hat sich nach Erscheinen dieses Aufsatzes in

tatkräftige Bürgerschaft eröffnete der im Treffpunkt der großen Handelsstraßen von Köln nach Magdeburg und Mainz nach Bremen außerordentlich günstig gelegenen Stadt eine bedeutende Zukunft. Und diese Stadt war, unbekümmert um das Domkapitel in ihrer Mitte und den Bischof in unmittelbarer Nähe, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so gut wie ganz evangelisch geworden.*) Ging auch dies Fürstbistum an die Evangelischen verloren, so war die Verbindung zwischen Hessen und den Niederlanden hergestellt und damit der Nordwesten Deutschlands dem Protestantismus verfallen. Gelang es dagegen, dies Bistum für die römische Kirche zu retten, so eröffneten sich eben auf Grund der vorzüglichen Lage Paderborns die günstigsten Aussichten für die Wiedereroberung auch der angrenzenden Gebiete. Dem Jesuitenorden, der überall die besten Verbindungen hatte, konnte das natürlich nicht entgehen,**) und so bemühte er sich eifrig, von Heiligenstadt aus, wo er seit 1574 eine Niederlassung besaß, in der ketzerischen Stadt festen Fuß zu fassen. Als natürlicher Anknüpfungspunkt für diese Bestrebungen bot sich von selbst das Domkapitel dar. Freilich war auch diese Körperschaft zum Teil der neuen Lehre geneigt.***) Daher galt es zunächst, einige entschiedene Katholiken hineinzuschaffen, auf die man sich unbedingt verlassen konnte. Und wirklich gelangten einige Zöglinge

der „Wartburg" (1904 Nr. 17) liebreich meiner „Unwissenheit" angenommen und die Jesuiten nach Kräften weißzubrennen gesucht. Natürlich in echt jesuitischer Weise. In sieben langen Aufsätzen müht er sich ab mit dem Beweis, daß Paderborn niemals freie Reichsstadt und niemals völlig unabhängig vom Bischof gewesen sei, eine Sache, die wirklich von wenig oder gar keinem Belang ist für die von mir gegebene Schilderung der jesuitischen Machenschaften in Paderborn. Ob Paderborn „freie Reichsstadt" gewesen ist, erscheint allerdings zweifelhaft, wiewohl der „Leo" selber zugeben muß, daß sie in einigen Reichsmatrikeln aufgeführt ist. Ich tue daher dem „Leo" gern den Gefallen, auf diese Titulatur zu verzichten, ohne mich deshalb genötigt zu sehen, an meiner Darstellung der einzelnen Vorgänge das Geringste zu ändern. Und das umso weniger, als es dem „Leo" ganz und gar nicht gelungen ist, das perfide Verhalten des Bischofs aus dem bestehenden formalen Recht zu rechtfertigen.

*) In welchem Maße auch der Adel im Paderbornschen von der Ketzerei angesteckt war, ersieht man aus der Notiz Kaspars von Fürstenberg in seinem Tagebuch zum Jahre 1598: „Den 23. uf den 24. Oktober stirbt der Landtrost zu Dringenberg Raban Westphaal mein Vetter, Schwager und Gefatter, der seelen Gott allmechtig gnedig sei, Solus Catholicus Nobilis Laicus in Dioecaesi Paderborn. Ist ein Landtschade!" (Pieler a. a. O. S. 201).

**) Duhr berichtet ausführlich, wie die Ordensoberen später darauf drangen, daß der einmal besetzte Posten nicht wieder aufgegeben werde — besonders aus den oben angeführten Gründen (a. a. O. S. 138—141).

***) Daß es mit dem Katholizismus des Domkapitels, von dem der „Leo" soviel Aufhebens macht, nicht weit her war, erkennt man daraus, daß der Brief vom 14. Oktober 1582, in dem die Domherren die Jesuiten zum Bleiben zu bewegen suchen, nicht vom ganzen Kapitel, sondern nur von vier Domherren ausgegangen ist (Duhr a. a. O, S. 138, Anm. 5).

des Kollegium Germanikum, das schon von Ignatius von Loyola in Rom zur Bekämpfung der Ketzerei in Deutschland begründet war, in das Domkapitel und begannen unmerklich ihren Einfluß geltend zu machen. Die Seele dieser kleinen katholischen Partei aber wurde bald der junge Dietrich von Fürstenberg, wahrscheinlich auch ein Jesuitenschüler, ein Mann von großer Tatkraft, Zähigkeit und Verschlagenheit, der die große Kunst des Wartens auf den geeigneten Zeitpunkt verstand und auch die kleinen Mittel zu schätzen wußte. Er war bereits mit 31 Jahren zum Dompropst gewählt worden; die Vernichtung des Protestantismus im Paderbornschen war sein Ziel. So berief er denn im Frühjahr 1580 den ersten Jesuiten nach Paderborn*) einen stillen, liebenswürdigen Greis, der die bestehenden Verhältnisse zu erkunden hatte, damit die rechten Männer für die Stelle ausgewählt werden könnten. Schon im Herbst desselben Jahres wurde er durch zwei jüngere Kräfte ersetzt, zu denen nun Jahr für Jahr neue hinzukamen. Ruhig und bescheiden traten die frommen Väter auf, unscheinbar, zum Teil zuerst in weltlicher Kleidung mit feinen, weltlichen Manieren. In den ersten vierzehn Tagen kamen nur vier alte Weiblein zu ihnen zur Beichte, und nur ganz langsam wollte die Zahl ihrer Anhänger wachsen; lange blieb es bei einem Dutzend. Mit ihren Predigten ernteten sie häufig nur Hohn und Spott; lasen sie Messe, so stand das Volk umher, lachte und stieß sich an. So durch und durch protestantisch war die Stadt. Etwas mehr Eindruck machten sie mit Leichenpredigten, die sie hier und da zu halten hatten, und noch mehr mit —Teufelsbannen, worin die Jesuiten ja allezeit Meister gewesen sind. Auf den Aberglauben haben diese unübertrefflichen Kenner des Mneschenherzens noch stets spekuliert. Chamberlain (in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts") hat schon recht, wenn er sagt: „An seiner Religion zweifelt fast jeder Mensch, an seinem Aberglauben keiner." Aber auch das Teufelsbannen verfing nicht viel; sie kamen in den nächsten Jahren nicht vorwärts. Dennoch verloren sie niemals den Mut. Und diese unermüdliche Ausdauer und Zuversicht muß man anerkennen; freilich stärkte auch ihr Freund und Gönner, der Dompropst Dietrich, ihr Vertrauen durch immer neue Gaben und Zugeständnisse. Aber erst mit dessen Wahl zum Fürstbischof am 5. Juni 1585 begann ihr Weizen zu blühen.

II.

Noch ehe Dietrich gewählt war, hatte er den Jesuiten das Gymnasium ausgeliefert. Damit war ein großer Schritt vor-

---

*) Vgl. die Stiftungsurkunde des Jesuitenkollegs in Paderborn vom Jahre 1604, worin Dietrich ausdrücklich hervorhebt, daß er die Jesuiten schon in seiner Jugend gründlich kennen gelernt habe, und seinen Anteil an ihrer Berufung gebührlich ins Licht stellt. (Richter 194 ff.)

wärts getan. Die hohen Schulen in ihre Gewalt zu bekommen, darauf war, wie wir sahen, von Anfang an in erster Linie das Begehren der Jesuiten gerichtet.*) So hatten sie auch in Paderborn bei dem Tode eines Professors schon vor mehreren Jahren einen bestimmten Nachfolger dringend empfohlen; als derselbe die Stelle erhielt, wurde er Jesuit. Andere Jesuiten waren diesem ersten bereits gefolgt. Jetzt endlich, 1585, wurde der bisherige Rektor pensioniert, zwei andere Professoren, die als Protestanten bekannt waren, wurden einfach abgesetzt, und Jesuiten — es waren ihrer jetzt schon dreizehn — traten an ihre Stelle. Hier, im Gymnasium, streuten sie nun den Samen aus, der für die Zukunft reiche Früchte tragen sollte. Und jetzt glaubten sie auch schon etwas kecker auftreten zu dürfen. Im Jahre 1586 veranstalteten sie nach langer Zeit zum erstenmal wieder eine Fronleichnamsprozession, deren Glanz und Prunk vornehmlich die für äußerliches Schaugepränge empfänglicheren Frauen berücken sollte. Mancherlei Umzüge und Aufführungen durch die Schüler des Gymnasiums folgten. Das alles geschah, ohne daß bisher eine Jesuitenniederlassung im eigentlichen Sinne in Paderborn vorhanden war. Erst im Jahre 1592 erhielt sie zur Aufmunterung und Anerkennung ihrer bisherigen Wirksamkeit vom Bischof ein großes Grundstück für den Bau eines Jesuitenkollegs zum Geschenk; mit großem Eifer wurde der Bau in Angriff genommen.

Im Jahre 1596 hielten sie endlich die Zeit zu entschiedenem Vorgehen für gekommen. Eine große Anzahl ihrer Schüler war ja inzwischen herangewachsen und zum Teil bereits in die einflußreichsten Stellen des Landes gelangt, als Professoren, Richter und Ratsherrn; für die bisher von Protestanten besetzten Pfarrstellen waren jetzt auch Jesuitenschüler in genügender Anzahl vorhanden. So konnte man einen Hauptschlag wagen. Die evangelisch gesinnten Landpastoren wurden zu einer Versammlung in die bischöfliche Residenz berufen und hier vor die Wahl gestellt, entweder katholisch zu werden oder auf ihre Stelle zu verzichten. Unter heftigem Protest stürmten die also Überraschten, die etwas derartiges nicht erwartet hatten, davon — aber die Tore waren geschlossen. — Die überlisteten Prediger wurden bei Wasser und Brot gefangen gehalten, bis sie sich fügten oder verzichteten. Der Rest wurde einfach außer Landes gejagt. Das Land war in des Bischofs und der Jesuiten Hand, wenn es gelang, auch das trotzige, selbstbewußte Bürgertum in den Städten

*) Der Jesuit Sander schreibt in seiner Historia collegii S. J. Paderborn, zum Jahre 1585: „Alle Hoffnung auf Ernte war auf den Unterricht der Jugend gesetzt, damit auf diesem Wege auch die Eltern gewonnen würden.“ Und zum Jahre 1588: „Alte Füchse sind schwer zu fangen; alle Hoffnung beruht auf der Jugend.“ (Bei Richter a. a. O. S. 17 Anm. u. S. 23.)

niederzuzwingen. Vor allem mußte die Hauptstadt des Landes, Paderborn, unter die Botmäßigkeit des Bischofs gebracht werden.

III.

Der Plan der Jesuiten zur Unterwerfung Paderborns war folgender: Erstens mußten in den Rat der Stadt allmählich Anhänger des Bischofs, gefügige Werkzeuge seiner Politik, gebracht werden, und sodann galt es, die Parteiungen und Zwistigkeiten, die in einer großen Stadt mit ihren mannigfaltigen Interessenkreisen unvermeidlich sind, aufzubauschen und zu verschärfen, um sie geschickt auszubeuten. Beides wurde in unübertrefflicher Weise durchgeführt. Seit sechzig Jahren hatte in der Stadt Friede und Eintracht unter den Bürgern geherrscht. Jetzt begannen Hader, Zank und Streit überhand zu nehmen, ohne daß man die geheimen Anstifter und noch weniger ihre Absichten durchschaut hätte. Und was nun folgt, ist ein erschütterndes Drama: Das gewaltige Ringen und Kämpfen einer großen, freien Bürgerschaft um ihre Rechte, ihre Freiheit und ihre Selbständigkeit gegen einen Feind, der auch die verwerflichsten Mittel anzuwenden sich nicht scheut und doch unfaßbar ist. Mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit trägt hier römische Tücke über deutsche Treuherzigkeit und Gewissenhaftigkeit den Sieg davon, daß einem noch heute die Zornesröte in die Wangen steigt, wenn man sich in den Akten vertieft.

Die Bürgerschaft von Paderborn hatte schon längst Grund zu berechtigten Klagen über die Mißwirtschaft des Rates. Den Prozeß, der sich darob entspann, benutzte Bischof Dietrich, um sich in die Angelegenheiten der Stadt einzumischen und durch fortwährende Verschleppung desselben den Parteihaß zu schüren und sich selbst eine Partei in der Stadt zu schaffen. Es ging alles nach Wunsch. Der schwerverklagte Rat gab, um sich bei Dietrich einen Rückhalt zu sichern, eine Reihe der wichtigsten städtischen Rechte preis, und schon spielte sich der Bischof nicht bloß als Schiedsrichter, sondern auch als Richter auf. Da kam ein unerwarteter Rückschlag.

Es gab einen Mann in Paderborn, der den tückischen Plan längst durchschaut hatte; das war Liborius Wichart, ein echter Westfale mit allen Vorzügen und Schwächen dieses deutschen Stammes, ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und unbestechlichem Gerechtigkeitssinn, mit niedersächsischer Zähigkeit festhaltend an den alten Gerechtsamen, scharfsinnig und geschickt, wie wenige, vielleicht auch je und dann schroff und eigensinnig, in allem jedoch beseelt von glühender Liebe zu seiner Vaterstadt, die ihn einst vertrieben und nun zur rechten Zeit zurückgerufen hatte, ein Feuergeist, der unwiderstehlich alles mit sich



Theodor von Fürstenberg,
Bischof von Paderborn.

fortriß.*) Dieser Mann machte den klugen Jesuiten einen häßlichen Strich durch die so fein angelegte Rechnung. Sein Eingreifen stellte alles auf das Spiel und drohte, die ganze jahrelange Arbeit zunichte zu machen. Nun wurde Wichart im Jahre 1604 zum regierenden Bürgermeister gewählt; um seine kraftvolle Persönlichkeit schloß sich die Bürgerschaft einmütig zusammen. Es schien alles verloren. Und so blieb auch hier den Vätern Jesu schließlich wie sonst überall nur noch die Anwendung der rohen, brutalen Gewalt. Und dazu war's just die rechte Zeit.

IV.

Die gesamte politische Konstellation zu Anfang des 17. Jahrhunderts war gewaltsamem Vorgehen gegen die Protestanten durchaus günstig. Das wußte natürlich niemand besser als die Jesuiten mit ihren ausgezeichneten Wachtposten an allen einigermaßen wichtigen Orten. Der Protestantismus zeigte gerade jetzt ein trauriges Bild der Uneinigkeit und Zerrissenheit, während die katholische Kirche auf allen Gebieten Deutschlands unter der zielbewußten Führung der Jesuiten geschlossen zum Angriff vorging. Von Reichs wegen war während der Regierung eines Rudolf II. nichts zu befürchten. Und so ging man denn unverzüglich ans Werk. Graf Rietberg, ein Konvertit, der katholisch geworden war, um seine Nichte heiraten zu können — das galt bei Protestanten und Katholiken gleichermaßen für unerlaubt, aber der Papst konnte ja Dispens erteilen! — sammelte in aller Stille ein Heer. Die Paderborner erkannten wohl, daß es ihnen galt. Doch hielten sie es mit deutschem Biedersinn für undenkbar, daß zur gleichen Zeit, wo der Bischof mit dem Landtag über die strittigen Fragen verhandelte, dieser ohne angesagte Fehde seine eigenen Untertanen überfallen könnte. Dennoch geschah das Unerhörte. Im Vertrauen auf die bischöfliche, verräterische Partei in der Stadt griff Graf Rietberg in der Frühe des 23. April 1604 Paderborn an — und wurde dank der Wachsamkeit des Bürgermeisters Wichart mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Auch die Gewalt versagte.

Jetzt war höchste Eile not. Und so blieb nur noch Hinterlist und Verrat. Der Bischof ließ durch einige städtische Abgesandte, die mit ihm im Einverständnis waren, erklären, er wolle die Freiheiten der Stadt unangetastet lassen; ja, er hat sich nicht gescheut, urkundlich falsche Versicherungen abzugeben. Es gelang, Wichart und die Seinen in Sicherheit zu wiegen. Und am 26. April fiel die Stadt durch schmählichen Verrat.**) Wichart, der treue Mann, wurde mit seinen

---

*) Daß die Jesuiten in ihren Annalen kein gutes Haar an Wichart lassen, daß sie ihn schmähen als die „scheußlichste Pest des Vaterlandes", den „ruchlosesten Henkersknecht" und „Blutmenschen", versteht sich von selbst.

**) Von dieser schändlichen Verräterei des Bischofs ahnt weder Richter noch der „Leo" etwas! Duhr schreibt kurz und bündig: „Diese Verhältnisse

Anhängern gefangen genommen. Er hatte einst seine Feinde in der hochherzigsten Weise behandelt und ihnen kein Haar gekrümmt, als er die Stadt in die Hand bekam. Jetzt mußte er an sich selbst erfahren, wie jene ihre Macht zu brauchen verstanden. Der Mann, der nichts verbrochen hatte, als daß er die Pläne der Jesuiten durchkreuzt hatte, wurde aufs Entsetzlichste mißhandelt und gemartert. Den ganzen Tag und die ganze Nacht mußte er mit seinem Bruder am Pranger stehen, während ein Soldat mit brennender Lunte in der Hand in Bereitschaft stand, auf sie zu schießen. Vergeblich bat er um einen Trunk Wassers. Seine Feinde verhöhnten ihn und spien ihm ins Angesicht. Die ganze Zeit wurde er gewaltsam wach gehalten, ob er auch oft vor Ermattung zusammenzubrechen drohte. Dann kam er ohne Grund und Urteil auf die Folter, und am 30. April wurde er, nachdem zuvor eine Gerichtskomödie aufgeführt war, von Soldaten und Jesuiten geleitet, zum Tode geführt. Der Henker brach ihm bei lebendigem Leib die Brust auf, riß das Herz heraus und schlug es ihm ins Gesicht. Dann wurde ihm das Haupt abgeschlagen und auf eine Stange gesteckt, der Körper in vier Stücke geteilt und vor jedem Tore eins aufgehängt. Achtzehn Jahre hingen sie dort. Bischof Dietrich konnte es sich nicht versagen, dem entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen. „Nun komm', Bischof Dietrich, und trink' dich satt meines Bluts, nach dem dich so lange gedürstet hat" — rief Wichart ihm zu, als er ihn erblickte.*) Papst Clemens VIII. aber beglückwünschte Dietrich zu seinem Erfolg und erteilte ihm zur Anerkennung und Aufmunterung den apostolischen Segen.

Dietrich selbst jedoch wußte wohl, wem in erster Linie er seinen Sieg zu danken hatte. Es waren die Jesuiten; und seine Dankbarkeit ihnen gegenüber war fortan unbegrenzt. Mit immer neuen, immer großartigeren Gaben hat er sie bedacht. Zum Lohne dafür nahm ihn der Jesuitengeneral Aquaviva unter die Gründer des Ordens auf, und jeder Jesuit mußte hinfort am Ende jeder Messe, die er hörte oder las, für Bischof Dietrich von Fürstenberg beten.

So ging die Freiheit der Stadt Paderborn zugrunde. Um ihren evangelischen Glauben haben die Paderborner noch einen langen verzweifelten Kampf geführt. Mit allen nur erdenklichen Mitteln kleinlichster Gehässigkeit suchte man ihnen beizukommen. So verbot

besserten sich erst, als es Dietrich im Jahre 1604 gelang, den offenen Aufstand der Paderborner mit Waffengewalt niederzuschlagen" (a. a. O. S. 143); doch verweist er wenigstens in einer Anmerkung auf Löher, scheint also dessen Darstellung sich zu eigen zu machen.

*) Das Märlein von der Bekehrung Wicharts vor seinem Tode hätte doch selbst der „Leo" nicht wieder aufwärmen sollen. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., von der der „Leo" soviel Aufhebens macht, machte doch wohl nicht die Gegenwart des Bischofs bei der Hinrichtung erforderlich?!

man 1611 die protestantischen Winkelschulen. Es erging eine Verfügung, wonach niemand getraut werden durfte, der nicht zuvor das Bußsakrament katholisch empfangen hatte. Die Protestanten mußten außerhalb der Stadtmauer beerdigt werden. „Glückliche Notwendigkeit, die zum Besseren zwingt," bemerkt dazu der Jesuit Sander. Der Erfolg all dieser Maßnahmen blieb gering. Erst der Dreißigjährige Krieg hat das Evangelium in Paderborn gänzlich auszutilgen vermocht.

5. Die Jesuiten und die Pulververschwörung (1605)*).

Die Pulververschwörung gehört zu denjenigen Ereignissen, die aus der Weltgeschichte hinauszuzaubern der ultramontan-jesuitischen Geschichtsklitterung schon fast gelungen ist. Man bedenke die ganze Ungeheuerlichkeit dieses Anschlages: eine Handvoll fanatischer Katholiken glauben allen Ernstes das seit einem Menschenalter durch und durch protestantisch gesinnte England, in dem die entschiedenen Anhänger der alten Kirche nur noch nach Hunderten zählten, durch Ermordung des Königs und der führenden Persönlichkeiten, des hohen Adels und der Parlamentsmitglieder, wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen zu können! Und damit vergleiche man, was katholische und, durch sie irre gemacht, zum Teil auch protestantische Geschichtsschreibung darüber zu berichten weiß. Wenn die unbequeme Tatsache nicht ganz totgeschwiegen wird, so dient sie in den meisten Fällen doch nur als Anlaß für eine akademische Erörterung über die Heiligkeit des Beichtgeheimnisses. Daß gerade die Pulververschwörung von symptomatischer Bedeutung, ja, geradezu unentbehrlich für das rechte Verständnis jenes ganzen Zeitalters der Gegenreformation ist, das wird nur selten bedacht. Und doch wird durch dieses Ereignis wie durch einen grellen Blitzstrahl die ganze Zeitlage beleuchtet. Nur darf man sich allerdings die Mühe nicht verdrießen lassen, den inneren geschichtlichen Zusammenhängen nachzuspüren.

Die Pulververschwörung geht in ihrer Wurzel bereits zurück auf die Bulle Papst Pius' V. vom 25. Februar 1570 (Regnans in excelsis), durch die er die Ketzerin Elisabeth von England für abgesetzt erklärte und alle ihre Untertanen vom Treueid und „jeder Pflicht der Lehnstreue und des Gehorsams für immer entband". Die Meuchelmörder, die dieser „Statthalter Christi" gegen die Königin auszusenden für gut fand, zusammen mit den in Rheims und Rom herangebildeten Jesuitenschülern, deren allein bis 1580 an 300 zur

*) Die Gerichtsverhandlung im Neuen Pitaval, 18. Teil. Jardine, A narrative of the Gunpowder Plot, London 1857. Taunton, The History of the Jesuits in England. London 1901.

Aufwiegelung des Volkes nach England hinübergingen, waren die Vorläufer nicht nur der spanischen Armada von 1586, sondern auch der Pulververschwörung. Der Zeitraum von der mißglückten spanischen Invasion bis zum Tode der Eilsabeth ist angefüllt von Meuchelmordversuchen gegen die Königin; die Seele derselben waren die Jesuiten, die den Mordbuben gewöhnlich vorher Absolution und Abendmahl erteilten. Endlich setzte man alle Hoffnung auf den natürlichen Tod der Elisabeth. Sobald sie starb, sollte ein spanisches Heer in England landen, sich mit der katholischen Partei verbinden und die römische Religion wiederherstellen. Die Verhandlungen wurden geführt durch den Jesuitenprovinzial Henry Garnet, der bereits seit 1586 im Lande war. Er erhielt auch zwei Schreiben aus Rom des Inhalts: im Falle des Ablebens der Königin habe nur der ein Anrecht an die Krone, der nicht nur die katholische Religion dulde, sondern sich auch durch feierlichen Eid verpflichte, sie nach Kräften zu fördern. Beide Schreiben wurden von Garnet verbrannt, nachdem auch dieser Anschlag gescheitert war. Das alles wurde von dem Jesuiten später eingestanden. Er gab auch zu, wegen Geldunterstützung mit Spanien verhandelt zu haben, habe aber geglaubt, daß es nur zur Unterstützung armer englischer Katholiken dienen sollte (!). Allerdings sei es dann dazu benutzt worden, ein Heer anzuwerben. Doch sei er stets dagegen gewesen. Dafür, daß er darüber geschwiegen habe, wolle er in Christi Handlungsweise eine Rechtfertigung finden (?!).

Und dieser Mann, in dessen Hand bisher alle Fäden zusammenliefen, sollte nur durch die Beichte von dem geplanten Komplott Kenntnis erhalten haben? Wer die gerichtlichen Verhandlungen über den Prozeß gegen ihn, soweit sie uns erhalten sind, mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird sich ebensowenig wie die Richter und das ganze Volk dem Eindruck entziehen können, daß Garnet nicht nur Mitwisser, sondern auch Förderer, ja, wie der Earl von Northampton sich ausdrückt, „der Chef, das Haupttriebrad" der Verschwörung gewesen sei. Nur dem für die Jesuiten günstigen Umstand, daß Catesby, neben Garnet der Haupträdelsführer, bei der Gefangennahme der Verschworenen nach verzweifelter Gegenwehr getötet wurde, ist es zuzuschreiben, daß der Beweis nach dieser Richtung nicht mit der ganzen wünschenswerten Deutlichkeit geführt werden konnte. Doch ist auch ohnedies das Belastungsmaterial ein wahrhaft erdrückendes.

Nach der Entdeckung der Verschwörung suchten sich die drei daran beteiligten Jesuiten sofort durch die Flucht zu retten — wahrscheinlich im Gefühl ihrer Unschuld! Nur Greenway entkam. Der Provinzial Garnet aber, der noch wenige Minuten vor seiner Hinrichtung erklärte, er hätte nicht geglaubt, daß solche Beweise gegen ihn vorlägen, sah sich, überwältigt von einer solchen Wolke von Zeu-

gen (tanta nube testium, wie er sagte), zu dem Geständnis genötigt, daß er um das Komplott gewußt habe. Doch wollte er Näheres nur unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses durch den Jesuiten Greenway erfahren haben. Dabei mußte er aber selbst zugeben, daß er auch mit Catesby im allgemeinen über die Sache gesprochen habe, natürlich n i c h t in der Beichte. Daß es indes schwerlich bei allgemeinen Redensarten zwischen den beiden geblieben sein kann, erhellt zur Genüge aus der Tatsache, daß er mit Catesby nach dem Zeugnis seiner Wirtschafterin, die für ihn durchs Feuer gegangen wäre, in ununterbrochenem nahen Verkehr gestanden hat. Und dieser Catesby hatte auch seinen Genossen mitgeteilt, er habe „von der besten Autorität" Beruhigung über ihr Vorhaben erhalten. Ein anderer der Verschworenen, Francis Tresham, räumte gleichfalls ein, mit dem Jesuitenprovinzial verkehrt zu haben. Freilich nahm Tresham drei Stunden vor seinem im Gefängnis erfolgten Tod auf Drängen seiner bigotten Frau, die ihn nicht mit der entsetzlichen Sünde belastet, etwas gegen den Jesuitensuperior ausgesagt zu haben, aus der Welt scheiden lassen wollte, sein vorheriges Bekenntnis zurück und beteuerte bei seinem Seelenheil, Garnet seit 16 Jahren nicht gesehen zu haben. Dieser aber hatte kurz vorher selbst bereits das Gegenteil bekundet. Unzweifelhaft hatte Garnet also von dieser Seite her Nachricht von dem geplanten Verbrechen, ohne durch das Beichtgeheimnis gebunden zu sein. Aber auch die Beichte Greenways war offenbar nur eine Farce. Der kluge Jesuit wollte sich dadurch nur den Rücken decken. Doch fing er sich in seiner eigenen Schlinge. Mit Recht wurde ihm entgegengehalten, daß nach seinem eigenen Bekenntnis die Verschworenen nicht seine Beichtkinder waren, und daß der Jesuit Greenway als sein Untergebener überhaupt nicht das Geringste ohne ausdrücklichen Befehl seines Oberen tun durfte. Er hätte ihm also seine Mitwirkung ohne weiteres untersagen können und müssen. Vor allem aber hatte er durchaus keinen Anstand genommen, an den Ordensgeneral Aquaviva und den Papst in Rom offen über die Verschwörung zu schreiben. Hatte er denen gegenüber das Beichtgeheimnis nicht zu wahren?

Die ganze unglaubliche Verlogenheit dieses Jesuiten tritt hier zutage. Während des ganzen Prozesses bewegt er sich in Winkelzügen, Zweideutigkeiten und Lügen. Nur einige besonders drastische Beispiele seien beiläufig erwähnt. Er erklärt, er habe mit dem Geld, das aus Spanien geschickt wurde, nichts zu schaffen gehabt, o b g l e i c h es bestimmt gewesen sei, den Titel des Königs aufrecht zu erhalten. „Welches Königs?" fragt der Earl von Salesbury. — „Den Titel des Königs von Spanien!" ist die Antwort. — Er hat bei seinem Seelenheil geschworen, niemals mit dem Jesuiten Hall eine Unterredung gehabt zu haben. Erst nachdem die-

ser bekannt hat, gesteht auch er, denn: „Wenn jemand von einer Obrigkeit gefragt wird, so ist er nicht eher gebunden eine Antwort zu geben, bis einige Zeugen vernommen sind.“ — In einem Brief an Greenway hat er bekannt, daß er aus der Beichte Catesbys von der Pulververschwörung gewußt habe. Der Brief wird aufgefangen. Aber als die Richter ihn danach fragen, sagt er: „Auf mein Priestertum erkläre ich, daß ich niemals einen Brief oder Briefe geschrieben, noch eine Botschaft an Greenway gesandt habe, seit er in Coughton ist; diese Erklärung gebe ich ab ohne Zweideutigkeit.“ Nun zeigt man ihm den Brief. Und da hat er noch die Unverfrorenheit, sich über die Richter zu beschweren, daß sie ihm solche Falle gestellt haben. — Er spricht von seiner Angst, die ihm der Gedanke an das Komplott bereitet habe. Er habe Gott ein Sühnopfer dargeboten, damit er es verhindere, es sei denn, daß es zum Besten der katholischen Sache ausschlage. — Gefragt, was er zu dem vorhin erwähnten Meineid Treshams auf dem Sterbebette sage, erklärt er: „Möglich, Mylord, daß er es zweideutig gemeint hat.“ Was auf die Unschuldsbeteuerungen eines Menschen mit solchen Grundsätzen zu geben ist, ist klar. Seine persönliche Beteiligung und Mitwirkung an dem Komplott ist aber noch deutlicher zu erweisen. Er hat Briefe nach Flandern gesandt, wo sich viele katholische Emigranten aufhielten, um sie zu mahnen, sich bereitzuhalten. Ja, wenige Tage vor der Entdeckung des Anschlages hat er, wie er selbst eingestand, zu Coughton in Warwickshire öffentlich gebetet für den guten Fortgang der großen Handlung beim Beginn des Parlamentes; er schloß sein Gebet mit den Versen aus dem Hymnus für das Allerheiligenfest von Rhabanus Maurus:

Gentem auferte perfidam / Credentium de finibus,
Ut Christo laudes debitas / Persolvamus alacriter.*)

Natürlich wollte er damit nicht im entferntesten an die Pulververschwörung gedacht haben! Endlich bekannte er auch, daß er aus Rom Briefe erhalten habe mit dem Befehl, die Katholiken sollten sich aller Insurrektionsversuche enthalten, damit die Regierung nicht stutzig werde. Diese Briefe erhielt er aber auf seinen besonderen Wunsch, damit die Kräfte der Katholiken nicht zersplittert und die Protestanten in Sicherheit gewiegt würden. Also auch in Rom wußte man um das Komplott und billigte, ja, unterstützte es.

Darin liegt die eigentliche Bedeutung der Pulververschwörung. Sie läßt uns hineinschauen in die geheimsten Absichten der Kurie zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Es galt einen gewaltigen Vorstoß

*) Vertilgt das abtrünnige Volk aus dem Lande der Gläubigen, auf daß wir Christo mit freudigem Herzen das gebührende Lob darbringen können. — Sollte das in diesem Zusammenhang so harmlos gemeint sein?

auf allen gefährdeten Punkten, in Deutschland, in der Schweiz, in Polen, in England. Sonst waren überall die Fürsten gewonnen zu gewaltsamer Gegenreformation. In England lagen außerordentliche Verhältnisse vor. England war das einzige Land, das bereits eine Verfassung, ein Parlament hatte. Mit der Beseitigung des Königs und der Einsetzung eines katholischen Herrschers war hier wenig getan. Hier mußte die ganze protestantische Spitze abgebrochen werden. Und das war am einfachsten zu erreichen, wenn das versammelte Parlament mitsamt dem ketzerischen König in die Luft gesprengt wurde. Dann konnte man erwarten, mit auswärtiger Hilfe des kopflosen Volkes Herr zu werden. Der Plan war so übel nicht, und er lag durchaus in der Richtung der gewöhnlichen Jesuitenpraxis, nur daß die außerordentlichen Verhältnisse in England eben die Anwendung außerordentlicher Mittel erforderten.

Dazu stimmt auch, daß die Jesuiten nicht müde wurden, Garnet und seine Genossen als Märtyrer für die katholische Sache zu preisen. Sie wußten sogar von Wundern zu berichten, die dieser „heiligmäßige" Mann verrichtet haben sollte. Und selbst heute noch bekommt man es fertig, diesen Jesuiten, von dessen sittlichen Qualitäten der Leser nach den angeführten, nicht abzuleugnenden Tatsachen wohl keine allzu hohe Vorstellung mehr hat, als „unvergleichlichen Ehrenmann", ja, als „Heiligen" zu verherrlichen. Da ist es denn doch eher zu verstehen, wenn der Jesuit Duhr in seinen „Jesuitenfabeln" mit einem einzigen kurzen Satz über die ganze, höchst fatale Sache hinweggleitet und den Jesuiten Garnet überhaupt mit keiner Silbe erwähnt.

6. Die Jesuiten und der 30jährige Krieg.*)

Es gibt eine Geschichtsbetrachtung, die alles Weltgeschehen beurteilt, als ob es sich auf einem Marionettentheater abspielte, dessen Drähte und Drahtzieher jedermann sichtbar sind. Hat man für irgendeine Bewegung, irgendwelch' Ereignis nur einen unmittelbaren, äußerlich erkennbaren Anstoß entdeckt, so glaubt man damit den Schlüssel für das Verständnis des Vorganges in Händen zu haben. Von den tieferliegenden geistigen Strömungen, die meist viele Jahr-

*) Literatur: Ritter, Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges, herausgegeben von der histor. Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Felix Stieve, Briefe und Akten des 30jährigen Krieges, München 1878—82. Rich. Krebs, Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des 30jährigen Krieges, Halle 1890. Karl Lorenz, Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des 30jährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik. München 1903. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. Derselbe, Geschichte des 30jähr. Krieges, 4 Bände, 1869—80. Ranke, Geschichte Wallensteins, 1880. Droysen, Gustav Adolf, 1870. Sugenheim, Geschichte der Jesuiten in Deutschland, 2 Bd., 1847.

zehnte, oft Jahrhunderte hindurch die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten vorbereiten, ahnt diese oberflächliche Geschichtsmache nichts oder will nichts davon wissen. Die unübertrefflichen Meister in dieser Kunst der Geschichtsfälschung — denn etwas anderes liegt hier nicht vor — sind die Jesuiten. Die ganze Methode der ultramontan-jesuitischen Geschichtsverdrehungen besteht darin, daß sie äußerlich ins Auge springende, im übrigen aber völlig belanglose Einzelheiten und Zufälligkeiten herausgreift und zur Hauptsache aufbauscht, während das Wesentliche klüglich verschwiegen wird und zugleich durch das geschickte Operieren mit einer Fülle von Nichtigkeiten und Kleinigkeiten der Anschein größter Gründlichkeit hervorgerufen wird.

Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Stellung der jesuitischen Geschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg. Daß die Jesuiten in hervorragendem Maße an diesem schrecklichsten aller Kriege beteiligt gewesen sind, ist nämlich schlechterdings nicht zu leugnen. Sie haben durch ihre jahrzehntelange hetzende Tätigkeit nicht nur die furchtbare Verschärfung der konfessionellen Gegensätze bewirkt, die schließlich zum Kriege führen mußte, sie sind auch unmittelbar für den Krieg verantwortlich zu machen.

Als die Jesuiten nach Deutschland kamen, bestand zwischen Katholiken und Protestanten ein durchaus friedliches Verhältnis, und zumal, wo die Altgläubigen in der Minderheit waren, hatten sie sich in keiner Weise zu beklagen. Erhielten die Katholiken in Augsburg doch sogar, was für jene Zeit ganz unerhört war, gleiche politische Rechte mit den Evangelischen! Dieser glückliche Friedenszustand wurde indes durch die Jesuiten gar schnell gestört. Durch Gründung von Vereinen und Bruderschaften, durch Veranstaltung von Umzügen, durch Beichtstuhl und Predigt wußten sie die katholisch Gesinnten, besonders die Frauen, bald zu glühendem Eifer zu entflammen; die Erziehung der vornehmen Jugend fiel ihnen in kurzer Zeit ausschließlich zu, und damit war ihr Sieg so gut wie entschieden. Sobald die von ihnen abgerichteten und fanatisierten jungen Männer in einflußreiche Stellen gelangt waren, warfen sie die Friedensmaske ab, und Hetzschriften und Hetzpredigten forderten offen die Austilgung des Protestantismus.

Daß die anfängliche Zurückhaltung der Jesuiten in Deutschland lediglich durch die Rücksicht auf ihre schwache Position im Volke diktiert war, gibt der Jesuit Duhr in seiner Geschichte der Jesuiten offen zu. Er berichtet da, daß das Vorhaben des Papstes Pius' V., auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1566 einen feierlichen Protest gegen den Augsburger Religionsfrieden zu erheben, durch die Gutachten der Jesuiten Nadal, Canisius und Ledesma verhindert worden sei. Diese Gutachten der Jesuiten aber verlangten nicht

etwa Billigung, sondern nur Duldung des Friedens, „bis Christus die Kräfte der Katholiken zum Eintreten für ihr Recht stärke und die katholischen Stände größere Kräfte gewonnen, um ihr Recht vollständig zu wahren" (Duhr, a. a. O. S. 828, Anm.).

Das also war der geheime Sinn ihrer Friedensreden, mit denen die Jesuiten damals, wie heute, die vertrauensseligen Protestanten zu betören suchten. Freilich konnten sie damit die Verständigeren unter ihnen nicht täuschen. Außerordentlich bezeichnend sind dafür die lebhaften Klagen und Beschwerden, die bereits in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts von den Landständen in Steiermark gegen die Jesuiten vorgebracht werden. Seit die Jesuiten ins Land gekommen seien, würden die Protestanten bei dem Fürsten heimlich verleumdet; es sei kein Vertrauen mehr vorhanden; die Protestanten würden scharf bedroht, hier und da auch schon ihrer Ämter entsetzt und öffentlich als Ketzer und von Teufeln Besessene beschimpft. „Wann einer einen Jesuiten nicht recht ansieht, so mueß er schon gewartund sein, was Er etwo für neues wider denselben ertichten, und wie Er Inn in ungnaden khan bringen." Das hätten die Landstände jüngst in Brugg einander geklagt. „Wie dann gewißlich: und nit anders ist, dann bemelter Jesuiterorden anders nichts wider uns, die wir der Augspurgischen Konfession Verwondt sein, dann wie sie uns und die Unserigen in all ellent, Jammer und noth bringen, Tag unnd nacht gedennkhen, damit dieselbigen bei khainem Ambt gelassen, zu khain würden, ehren oder aufnehmen khomen; es ist ihnen alles Suspekt und verdachtlich; Sie mainen, das uns khain Zunsag oder Trawen oder glauben gehalten solle werden; es ist des Spottens und Verdammens bei Jnen khain endt noch maß." (Bei Hurter, Ferdinand II., Bd. I, 601.)

Gerade dies war für die Protestanten, die sich ihr bischen Religionsfreiheit sauer erkämpft hatten, ein Grund zu stets sich erneuernder Beunruhigung, daß von den Jesuiten das Gerücht ging: sie lehrten, einem Ketzer sei man nicht schuldig, Treu und Glauben zu halten. Die Jesuiten wollten das zwar nicht wahr haben, wenn es ihnen vorgehalten wurde. Tatsächlich haben sich die Jesuiten Scherer und Rosefius aber bereits in den achtziger Jahren nicht gescheut, es offen auszusprechen: Ein Eid, der zu schlechten Dingen, wie z. B. der Duldung von Ketzerei u. dgl. verpflichte, sei ungültig; der Papst könne davon entbinden. Genau dieselbe Ansicht vertrat der Jesuit Matthias Mayrhofer in seinem Predikantenspiegel (1600). Und Pater Lamormain schreibt am 8. April 1625 an einen Ordensbruder: „Damit er (der Kurfürst von Sachsen) den Braten desto weniger riechen möge, soll man ihn, bis und so lang die Städte, sonderlich die an der

See gelegen sind, nicht überwältigt, alles konzedieren und einwilligen, welches man hernach ebenso leichtlich als akkordiert worden, wiederum nehmen kann. Denn den Ketzern Glauben halten, ist, wie E. Ehrwürden wissen, anders nicht, als den katholischen Glauben verleugnen und den armen, verführten Seelen mit einem vollen Carrier oder Lauf zu dem Teufel helfen. Sind die Katholischen bis anher nicht große Narren und Gecken gewesen, daß sie ihre Zusagungen den Lutherischen und Kalvinisten so lange gehalten haben?“ (Bei Krebs a. a. O., S. 28.)

So schreibt der allmächtige Beichtvater des Kaisers, und er stellt es obendrein als selbstverständlich und wohlbekannt hin, daß einem Ketzer nicht Glauben zu halten sei („wie Ehrwürden wissen“!!).

Die Sorge und der Argwohn der Protestanten ist also ganz und gar nicht unbegründet gewesen.

Und bald nahmen die Jesuiten überhaupt nicht mehr ein Blatt vor den Mund. Bereits im Jahre 1580 erschien in Ingolstadt der Ketzerhammer (Malleus Haereticorum) von Georgius Ederus,*) ein Buch, das von einem unglaublichen Ketzerhaß erfüllt ist. Es seien nur einige wenige Kapitelüberschriftrn hier angeführt. Aus Liber I Kap. III, 6: „Die Ketzerei ist die Sünde wider den heiligen Geist, die weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben werden kann“. Kap. V, 2: „Der Teufel ist der Stifter der Ketzereien“. Kap. VII, 4: „Die Ketzer sind Affen“. Kap. XIII, 2: „Das Schwert tragen die Fürsten auch gegen die Ketzer“.

Im Jahre 1586 ging der Traktat „De Autonomia, das ist von Freistellung mehrerlei Religion und Glauben“, fälschlich unter dem Namen des berühmten Juristen Franz Burkhard ausgegeben, den Protestanten wuchtig zuleibe. Der Religionsfrieden wurde darin für den Kaiser als unverbindlich hingestellt und die Protestanten gegeneinandergehetzt. Die unverschämtesten Beschimpfungen schlossen sich dem an; der Protestantismus wurde von einem Pater Gerardus mit einem Bordell verglichen, das man notgedrungen einige Zeit dulden müsse. Seine Ordensbrüder Gretser, Pistorius, Vetter, Ungersdorff u. a. folgten so löblichem Beispiele. Windeck, ein den Jesuiten sehr nahestehender Pamphletist, verlangte sogar, daß die Ketzer mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßten durch Mord und Brand, und der Jesuit Riedel wollte die begrabenen Ketzer auch aus der katholischen Erde ausgescharrt und „verworfen“ wissen. Auf solche Weise wurde der gegenseitige Haß geschürt, bis sich die Jesuiten im

*) Eder war zwar kein Jesuit, aber ebenso wie der Verfasser des Traktats de Autonomia, Erstenberger, Jesuitenfreund. Der Ketzerhammer selbst ist mit einer sehr beifälligen Zensur des Dekans der Ingolstädter theologischen Jesuitenfakultät, Gregorius de Valentia S. J., ausgestattet.

ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, im Besitz so ausgezeichneter Werkzeuge, wie es ihre Schüler und „gehorsamen Söhne“ Ferdinand von Steiermark und Maximilian I. von Bayern waren, stark genug fühlten, den Worten Taten folgen zu lassen. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Jesuiten gerade in dieser Zeit auf allen Schauplätzen ihrer Wirksamkeit eine geradezu fieberhafte Tätigkeit an den Tag legten: in England, in Polen, am Niederrhein in Cleve und Paderborn, in Österreich, in Ungarn, in Steiermark. Und es leidet keinen Zweifel, daß es bereits jetzt unter ungleich günstigeren Verhältnissen als später (wegen der augenblicklichen Arglosigkeit und Zerrissenheit des Protestantismus) zum Vernichtungskampf gegen die Evangelischen gekommen wäre, wenn nicht der Bruderkampf im Hause Habsburg einen Aufschub nötig gemacht hätte. Das kam den Protestanten sehr zu statten. Sie hatten jetzt die Absichten der Gegner erkannt, und wer noch gar zu vertrauensselig war, mußte durch die schamlose Vergewaltigung Donauwörths aufgerüttelt werden. Zugleich aber wurde in diesen Kämpfen die Hinterlist dieser gänzlich unter dem Einfluß ihrer jesuitischen Berater stehenden Habsburger offenbar, die mit den heiligsten Eiden und feierlichsten Versicherungen ein frevelhaftes Spiel trieben.

Die Protestanten waren gewarnt. Daß sie dennoch so lange alles geduldig über sich ergehen ließen, daß sie lieber Hab und Gut und Vaterland aufgaben, als daß sie sich gegen ihre legitimen Fürsten erhoben hätten, läßt sich nur begreifen von dem Standpunkt ihres evangelischen Glaubens aus, der ihnen den Gehorsam gegen die Obrigkeit unter allen Umständen zur Pflicht machte. Endlich aber war auch ihre Langmut erschöpft. Die rücksichtslose Vergewaltigung der Evangelischen durch die katholische Minderheit, die planmäßige Verletzung aller verbrieften Rechte (Majestätsbrief) durch die Jesuiten trieb die Böhmen zum Aufstand. „Die scheinheilige Jesuitensekte“ wurde als Hauptanstifterin aller erfolgten Rechtsbrüche sofort verbannt.*) Mähren, Schlesien, Ungarn, Ober- und Nieder-Österreich folgten diesem Beispiel. Der Haß der Aufständischen galt in erster

*) Der Jesuit Adam Tanner schrieb eine „Rettung der Sozietät Jesu“ gegen das Ausweisungsdekret, worin er doch offen zugesteht: „Wir bekennen gern, daß wir vermög der Einsatzung unserer Sozietät nach unserm Vermögen uns höchlichen angelegen seyn lassen, daß alle Königreich und Landschafften dieser Welt allsolchen geistlichen Gewalt des Pabsts über die gantze christliche Kirch erkennen und demselben mit Ehrerbietung sich unterwerfen mögen nach dem Spruch des Propheten Isaia: „Das Volk, so dir nicht dient, wird sterben.“ Darum täten die Jesuiten recht daran, die katholischen Fürsten und den Kaiser zur gewaltsamen Bekehrung oder zur Ausrottung der hartnäckigen Ketzer aufzufordern, die Beichtenden vor dem Umgang mit Ketzern zu warnen usw. „Wir meinen auch, den rechten Glauben müsse man selbst mit den Mitteln der Gewalt schützen nach Christi Worten: „Ich bin nicht kommen Fried zu senden, sondern das Schwert“ (Krebs a. a. O., S. 102 f.).

Linie den Jesuiten und ihrem Zögling Ferdinand. Ein friedlicher Ausgleich wäre noch möglich gewesen, wenn der Kaiser die Jesuiten und Ferdinand II., der ihm selbst wenig sympathisch war, preisgegeben hätte. Und Matthias war dem nicht abgeneigt. So war der Krieg also eine Lebensfrage für die Jesuiten. Durch einen Krieg hatten sie nichts mehr zu verlieren, wohl aber alles zu gewinnen. Das geht mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aus einem Schreiben des Jesuiten Rümer hervor, in dem er sich also ausläßt: „Ich höre, daß man für den Kaiser Kriegsvolk wirbt gegen die Böhmen. Entschließt man sich in dieser Sache zur Kriegführung, so bin ich froher Hoffnung. Kömmt es aber zu einer friedlichen Vergleichung, so fürchte ich, wird es uns gehen wie in Venedig, wir werden wohl aus Böhmen fortbleiben müssen. Denn die Stände nehmen uns gewiß nicht wieder auf, wenn sie nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden“ (Krebs, a. a. O., S. 103 f.). So sind sie unermüdlich tätig gewesen, ihrem Zögling Ferdinand die Thronfolge zu sichern und Mittel zum Kriege zu verschaffen. Ja, als auch dieser in seiner bedrängten Lage Zugeständnisse zu machen bereit war und sich in Verhandlungen einlassen wollte, womit er freilich auf seiten der Evangelischen begreiflichem Mißtrauen begegnete, haben die Jesuiten unaufhörlich zum Kriege gehetzt. —

Der Sieg der kaiserlichen Waffen am Weißen Berge (8. Nov. 1620) führte die frommen Väter zurück, und das unglückliche Land bekam ihre Rache zu fühlen. Unzeitige Anwandlungen der Milde gegenüber den Besiegten, wovon selbst ein Ferdinand II. nicht immer frei blieb, wußten sie schnell zu vertreiben. Unter Verübung unerhörter Greueltaten mittels brutaler Gewalt wurden in den folgenden Jahren die Ketzer — „freiwillig, ohne allen Zwang, allein durch fleißige und fromme Arbeit und Mühe der ehrwürdigen Herren Patres“ — in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Die Jesuiten gingen bei diesem Geschäft der entmenschten Soldateska mit gutem Beispiel voran und suchten sie womöglich noch an Eifer zu übertreffen. So ermordete nach einem amtlichen Bericht des Stadtrats von Ölsnitz (bei Sugenheim a. a. O. II, 37) der Jesuit La Mournay bei der Eroberung der Stadt Ölsnitz drei evangelische Geistliche mit eigener Hand und erteilte einem Kroaten, der eben einem Kinde den Kopf an der Mauer zerschmettert hatte und noch mit dessen Hirn besudelt war, auf der Stelle Absolution für alle seine Sünden. Immer aufs neue schürten sie den Haß. „Estote ferventes (seid brennend) — so schrieb der Jesuit Lorenz Forer, Beichtvater des Bischofs von Augsburg und Professor in Dillingen an die katholischen Heere — sollten einige das hindern, so soll man brennen, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne schmelzen.“ Und als

auch den katholischen Mächten bei dem ungeheuren Ringen allmählich Kräfte und Mittel zu fehlen begannen, haben die Jesuiten ihnen immer wieder große Summen zur Kriegführung vorgeschossen, so der Liga nachweislich nahezu 1 Million Gulden (nach Münchener akademischen Abhandlungen 1883, S. 103 f.). Die Jesuiten allein hatten ja Vorteil von dem Kriege, der Deutschlands Wohlstand auf ein Jahrhundert und länger hinaus vernichtete. Unermeßliche Reichtümer sind ihnen in dieser Zeit durch die Freigebigkeit des Kaisers, der die eingezogenen Güter der Ketzer ihnen mit besonderer Vorliebe zuwandte, in den Schoß gefallen. „Nehmt nur, ihr Väter" — so rief er zwei Jahre vor seinem Tode den Jesuiten gelegentlich einer neuen Schenkung zu — „nehmt, nicht immer werdet ihr einen Ferdinand II. haben!"

Und die edlen Väter haben sich nicht lange nötigen lassen zuzugreifen. Nur ein Beispiel für viele.

Der Freiherr Georg von Schoenaich zu Carolath-Beuthen hatte in Beuthen neben der dortigen Volksschule mit fünf Lehrern im Jahre 1616 ganz aus eignen Mitteln eine gelehrte Schule errichtet, die ihrer besonderen Eigenart wegen weithin Aufsehen erregte. Sie war nämlich in Wahrheit eine Art Universität im kleinen, an der Professoren Vorlesungen hielten über Theologie, Ethik, Rechtswissenschaft, Physik, Medizin, Geschichte, Politik, Beredtsamkeit, Mathematik und Astronomie; auch durfte sie die Würde des Bakkalaureus und des Magisters verleihen. Dieses akademische Gymnasium, wie es von den Zeitgenossen darum genannt wurde, war den Jesuiten natürlich ein Dorn im Auge, da es für die Evangelischen Schlesiens von großer Bedeutung werden mußte. Gelegenheit, der aufblühenden Schule den Garaus zu machen, fand sich denn auch bald. Der Nachfolger Georgs von Schoenaich, Hans, hatte dem Winterkönig auf seiner Flucht aus Böhmen eine Nacht in Beuthen Obdach gewährt, und er war es auch gewesen, der danach im Namen der schlesischen Fürsten und Stände zu dem König nach dem Haag gereist war, um diesem die „geleistete Pflicht aufzukündigen und ihn um Entbindung ihres Gehorsams gegen ihn zu bitten". Diese Tat, die deutlicher als alles andere die volle Loyalität und aufrichtige Gesinnung der Schlesier bezeugt, wurde zu einer Tat des Hochverrats gestempelt. Hans von Schoenaich wurde der Prozeß gemacht, und aus besonderer kaiserlicher Gnade wurde er nur zur Zahlung von 54 444 Taler verurteilt. Diese Summe aber überwies der Kaiser den Jesuiten in Glogau, denen dafür die ganze Herrschaft Carolath verpfändet werden mußte bis zur geschehenen Abzahlung der ganzen 54 444 Taler innerhalb der nächsten sieben Jahre. Es wurde aber ausdrücklich hinzugefügt: „Im Fall den Patribus ein einziger Termin, es sei welcher es wolle, an Zinsen oder alsdann in Abgebung des Kapitals nicht innegehalten würde, sollten sie guten Fug, Recht und

Macht haben, daß sie propria auctoritate, ohne einzige gerichtliche Hülfe, die ganze Herrschaft apprehendieren, ohne einzige Reitung oder Ablegung der Rechnung innen haben, genießen und gebrauchen und sich davon ihres besten Gefallens bezahlt machen möchten."

Damit war also der protestantische Freiherr den Jesuiten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Denn wie sollte er in dieser unruhigen, schweren Zeit jährlich 3000 Taler Zinsen und dazu in sieben Jahren die ganzen 50 000 Taler aufbringen können? So kam denn, was kommen mußte. Da der Freiherr in den folgenden Kriegsjahren seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, er auch durch Gustav Adolfs Siege wieder in den Verdacht der Untreue gekommen war, mußte er schließlich ins Elend gehen. Er starb in der Fremde und sein Besitz wurde eingezogen. Und wenn es der Familie auch gelang, nach dem westfälischen Frieden das Stammgut wieder zu erlangen, so mußte sie doch den Jesuiten sechs schöne Güter erb- und eigentümlich überlassen, da diese von einer weiteren Verpfändung nichts wissen wollten und hartnäckig darauf bestanden, sich mit diesen Gütern bezahlt zu machen (W. Barth, Die Familie von Schönaich und die Reformation, 1891).

Bei solchem Vorgehen der Jesuiten versteht man, daß es ihnen an Geld nicht fehlte, während Fürsten und Völker verarmten. Und man begreift auch, warum ausgerechnet die Jesuiten von Frieden nichts wissen wollten. Sie standen sich im Kriege ja sehr gut. So haben sie sich den Friedensverhandlungen aus allen Kräften entgegengestemmt, und das Verdammungsurteil Papst Innozenz' X. über den westfälischen Frieden war auch das ihre.

Wie hilft sich nun gegenüber diesen fatalen Tatsachen die ultramontane „Wissenschaft", um die Jesuiten weiß zu brennen? Sie setzt sich mit der ihr eigenen großartigen Geberde aufs hohe Pferd und erklärt, nur Geschichtsunkenntnis könne den Dreißigjährigen Krieg für einen Religionskrieg ansehen. In Wahrheit sei er nichts weiter als ein kombinierter politischer Krieg gegen das Haus Habsburg, dessen Macht in Deutschland und Spanien insbesondere den Neid Frankreichs erweckte; und dieses habe sich zur Schwächung der österreichischen Hausmacht und somit der deutschen Kaisermacht mit den vaterlandsverräterischen protestantischen deutschen Fürsten usw. verbunden. Das patriotische Mäntelchen, das sich hier der Ultramontanismus umhängt, steht im besonders gut. Er weiß, was in unserer Zeit Eindruck macht, bedenkt aber nicht, daß er den Jesuiten mit dieser tönenden Phrase einen schlechten Dienst erweist. Im Hinblick auf die geschilderte umfangreiche Tätigkeit der Jesuiten vor Beginn und während des Krieges wird man doch nur dann von einem rein politischen Krieg reden dürfen, wenn man zugibt, daß der Jesuitenorden kein religiöser Orden, sondern eine rein politische Gesellschaft ist. Im

übrigen haben natürlich auch politische Fragen in dem Kriege eine Rolle gespielt. Frankreich und zum Teil auch Schweden hatten gewiß politische Gründe, sich einzumischen. Vor allen Dingen aber verfolgte der Kaiser politische Ziele, da er die alte ständische Verfassung des Deutschen Reiches umstoßen und einen reinen Absolutismus nach spanischer Art aufzurichten beabsichtigte. Hat er doch zur Zeit des Restitutionsedikts geäußert, „die Kurfürsten hätten gar zu große Autorität im Reiche erlangt, der Kaiser sei beinahe in völlige Abhängigkeit von ihnen geraten; dieser Zustand sei nicht länger zu ertragen." Aber daß diese Motive politischer Art von ganz untergeordneter Bedeutung waren, beweisen nicht nur die bekannten Äußerungen Ferdinands II. vor dem Kriege, er wolle lieber Leib und Leben und Reich in die Schanze schlagen, ehe er die Ausrottung der Ketzer unterlasse, das beweisen vor allem die Tatsachen, die diesen Äußerungen genau entsprechen, das Verhalten des Kaisers zur Zeit seiner größten Machtstellung (Restitutionsedikt) und ganz besonders die Rolle, welche die religiöse Frage in den Friedensverhandlungen spielte: Sie war und blieb der eigentliche Kern, um den sich alles drehte. Dafür ist nichts bezeichnender, als das Schreiben des Brandenburgischen Gesandten in Osnabrück, Fromholt, an den Oberst von Schoenaich vom 8. Januar 1649, in dem es heißt: Für die schlesischen Erbfürstentümer habe hinsichtlich der Religion nicht mehr erreicht werden können, denn „die Kaiserlichen hätten mit hochteuerlichen Eidschwüren sowohl den königlich Schwedischen als der gesamten Kurfürsten und Ständen Gesandtschaften offen bezeugt, daß Ihre Kaiserliche Majestät viel eher dero ganzen Staat, ja Leib und Leben hasardieren, als das freie exercitium religionis in dero Erblanden nachgeben würden" (Barth, a. a. O., S. 65 f.). Über alles andere war leichter eine Einigung zu erzielen; selbst Frankreichs Raubgelüste zu befriedigen wurde den Römischen nicht so schwer, wie das Zugeständnis der Gleichberechtigung an die Protestanten. — Aber vielleicht geschah das auch aus Patriotismus!

Das sind so einige Proben von der Wirksamkeit des Jesuitenordens zur Zeit der Gegenreformation. Daß es damit heute kaum anders bestellt ist, dafür wurden bereits einige Beispiele mitgeteilt. Grundsätze und Methoden des Jesuitenordens sind dieselben geblieben. Ja, wer die Zeit unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege genauer kennt, mag wohl erschrecken vor der furchtbaren Ähnlichkeit, die sie in vielfacher Beziehung mit unserer Zeit hat. Konfessionelle Absonderung und Verhetzung bis zum Äußersten, daß sich kaum noch irgendwelche Berührungspunkte zwischen den beiden Konfessionen finden — das ist die Signatur unserer Zeit ebenso, wie der vor 300 Jahren. Auch die Mittel, durch die man das zu erreichen sucht,

sind heute noch dieselben wie damals: Fanatisierung der Massen durch eine verleumderische, durch und durch verlogene Presse „für Wahrheit, Freiheit und Recht", Geschichtslügen, Hetzschriften und eine Unzahl von Vereinen, Kongregationen, Bruderschaften; Abrichtung der Jugend in Schule und Beichtstuhl, besonders der weiblichen Jugend, die man, wie wir sahen, am liebsten in ausländischen Klöstern erziehen läßt; Beeinflussung der hochstehenden Persönlichkeiten im jesuitischen Sinne, Verstellung und weitgehende „Toleranz", wo es nützlich scheint, fanatische Unduldsamkeit, wo man sich gehen lassen darf, und neuerdings noch ganz besonders die Ausbeutung der christlichen Liebestätigkeit zu Propagandazwecken. Vom Seelenfang an Krankenbetten muß man leider immer wieder lesen. Und selbst der gute Vater Bodelschwingh, der doch wahrhaftig weit über allem konfessionellen Hader stand, hat bitter Klage führen müssen über diesen Mißbrauch. „Wir haben vorwiegend evangelische Städte, in welchen die katholischen Schwestern nach dem Verhältnis der Seelenzahl der Konfessionen in 10-, 20-, ja 30facher Übermacht im Felde stehen und evangelische Familien in schädlichster Weise verwöhnt werden, während überwiegend katholische Orte oft sehr kümmerlich oder gar nicht bedient sind. . . . Wollten wir annähernd Gleiches mit Gleichem vergelten, so müßten wir mindestens 1000 unserer eifrigsten jungen Geistlichen und 10 000 Diakonen und Diakonissinnen nach Österreich werfen." (Bodelschwingh, Wie kämpfen wir siegreich gegen die Jesuitengefahr? 1904, S. 19 f.)

Wie zutreffend dies Urteil Bodelschwinghs ist, beweisen folgende Zahlen: Berlin hatte im Jahre 1900 gegenüber 737 evangelischen 357 katholische Schwestern, und dabei waren nur 10 % der Einwohner katholisch. Im Fürstbistum Breslau, dessen Gebiet zu drei Vierteln protestantisch ist, kommt auf 660 Katholiken eine Ordensschwester, in dem überwiegend katholischen Erzbistum Posen-Gnesen aber erst auf 3168 Katholiken. (Vgl. auch Pollack, Die Niederlassungen der „Grauen Schwestern" im Königreich Sachsen.) Ganz außerordentlich bezeichnend ist aber die Überflutung Dänemarks mit Ordensschwestern. Das Land hatte unter 2½ Millionen Einwohnern 1901 nur 5373 Katholiken (das apostolische Vikariat berechnete ihre Zahl allerdings auf 9674; doch gab das Annuaire pontifical für 1908 selbst nur 7110 an). Und auf diese wenigen Tausend Katholiken kamen 1901 nach dem eigenen Bericht des apostolischen Vikars Johann von Euch auf dem Katholikentag zu Osnabrück 70 Priester und 400 Ordensschwestern in 12 katholischen Hospitälern und Krankenhäusern, unter denen sich das 1901 eingeweihte St. Josephsstift in Kopenhagen mit allein 300 Betten befindet. (Vgl. Joh. Werner in „Die Religion in Geschichte und Gegenwart", Handwörterbuch, herausgegeben v. Schiele, Tübingen, unter „Dänemark".)

Daß hier jesuitische Einflüsse sich geltend machen, die auch das große Gebiet der christlichen Liebestätigkeit ihren Zwecken dienstbar zu machen trachten, ist selbst Bodelschwingh nicht entgangen. Die Jesuiten kennen aber keine Rücksichtnahme. Ihre Gesellschaft ist ihnen der Mittelpunkt der Welt, und darum muß alles, aber auch rein alles — so wenig es auch immer für derartige Machinationen geeignet sein mag — ihrem Ordensinteresse dienen.

In welchem Maße das der Fall ist, davon gibt uns der spanische Priester Don Segismundo Pey-Ordeix, augenscheinlich ein ganz vortrefflicher Kenner des Jesuitismus, in seinem Jesuitendrama „Paternidad" eine deutliche Vorstellung.

7. Paternidad.

Spanisches Jesuitendrama von Don Segismundo Pey-Ordeix, Priester der katholischen Kirche.*)

Sehr allmählich nur gelang es den Jesuiten, in Spanien festen Fuß zu fassen — dank der Feindschaft der dort überaus einflußreichen Dominikaner. Auf die Dauer konnten diese indes dem Eindringen des neuen Ordens, der mit allen Mitteln arbeitete — es sei nur an die heimliche Aufnahme Franz von Borgias, Herzogs von Gandia, in den Orden erinnert! — nicht Widerstand leisten. Gerade Spanien wurde bald das Dorado des Jesuitenordens, der das Land innerlich und äußerlich zugrunde gerichtet hat. Nirgends hat die verjesuitisierte Kirche so unumschränkt geherrscht, wie in Spanien, und nirgends sieht es so trostlos aus in jeder Beziehung, wie dort. „Spanien ist das unglücklichste Land der Erde, weil in ihm der Jesuitismus herrscht — schreibt Pey-Ordeix einmal. — Ein Volk ohne Glauben und Vertrauen, ohne Männlichkeit, ohne Kraft, ohne Gesetz, ohne Wissenschaft, ja ohne Ehrgefühl." Diese schmerzliche Erkenntnis ist es, die dem katholischen Priester die Feder in die Hand gedrückt hat, um in seinem „Paternidad" ein wahrhaft erschütterndes Bild von der verderblichen Wirksamkeit des Jesuitenordens zu entwerfen.

Zwei raffinierte Intrigen spielen in dem Stück ineinander. Es gilt zwei junge Männer, Paquito, den einzigen Sohn des Grafen Villafuerte, und Joaquin Valladares, den Sohn des reichsten Kaufmanns der Stadt, für den Orden zu gewinnen, um mit ihnen ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Jesuitenorden dienstbar zu machen. Die jugendliche Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit der jungen Leute sind, wie stets, so auch hier, die besten Bundesgenossen der Jesuiten. Paquito hat ein junges Mädchen, das im Dienste seiner Eltern steht, liebgewonnen, und der Jesuit Arburu ist auf Befehl

*) Autorisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Frankfurt a. M. 1902. Neuer Frankfurter Verlag.

seiner Oberen ein lebhafter Förderer dieser Liebe. Paquito läßt sich endlich hinreißen, heimlich eine Gewissensehe mit der Geliebten einzugehen, in der Absicht, ihr die gesetzliche Bestätigung zu geben, sobald er volljährig ist. Aber damit ist er den Jesuiten rettungslos ausgeliefert. Seine bigotten Eltern, die selbst heimliche Jesuiten sind, können sich nicht darein finden, daß ihr Sohn sich in ein niedriges Dienstmädchen verliebt hat und finden es unbegreiflich, wie ein Priester Gottes noch gar unter Androhung der schwersten Höllenstrafen von ihm verlangen könne, daß er die Verführte unter allen Umständen heiraten müsse. Da sind die Jesuiten weitherziger. Treten die beiden Sünder nur in den Orden ein, so ist alles vergeben. Und so werden sie nun beide unermüdlich bearbeitet, bis endlich mit Hilfe der heiligen Gebetsübungen ihr Widerstand gebrochen ist. Die beiden jungen Herzen sind auseinandergerissen, ihr Kindlein ist ihnen genommen; die Großeltern werden es erziehen, jedoch mit dem „innerlichen Vorbehalt“:: soweit ihr Gewissen (d. i. der Beichtvater) ihnen das erlaubt. Sie selbst haben ihren Sohn Paquito für immer verloren, denn „die Jesuitenbrüder haben keine Kinder — ebensowenig haben sie Eltern.“ Damit schließt der erste Akt.

Der zweite Aufzug bringt die Intrige gegen den jungen Valladares, die schon im ersten Akt eingeleitet ist, zum Abschluß. Joaquin Valladares ist schwer an einer Lungenentzündung erkrankt. Zur Pflege erhält er eine junge Krankenschwester aus niedrigem Stande, aber von großer Schönheit, die von den Jesuiten erzogen ist und das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Väter Jesu abgelegt hat. Ramona — so heißt sie — hat die Aufgabe, den Kranken in sich verliebt zu machen und um jeden Preis an sich zu fesseln, selbst auf die Gefahr hin, daß sie dabei zu Falle kommen könnte. „Solche Fehltritte sind im voraus gerechtfertigt — belehrt sie der Jesuit Aburu. — Wer sich ins Meer stürzt, der begeht eine Todsünde, da er sein Leben in Gefahr bringt; wenn er es aber tut, um einem Schiffbrüchigen das Leben zu retten, so begeht er, selbst wenn er dabei umkommen sollte, nicht nur keine Sünde, sondern er ist sogar ein Märtyrer der Nächstenliebe. So wäre auch hier, wenn Sie bei dieser Gefahr zu Fall kommen sollten, Ihr Fall verdienstvoll . . . bis zu einem gewissen Grade . . .“ denn damit hätten dann die klugen Väter den jungen Mann in ihrer Hand, der aus Furcht vor einem öffentlichen Skandal allen ihren Wünschen würde entsprechen müssen. Der so fein angelegte Plan mißlingt, weil die Jesuiten sich in Ramona verrechnen. Gerade das rohe, herzlose Verfahren der Jesuiten Paquito gegenüber öffnet ihr die Augen. „Ich sah alles mit an: Ich sah, wie Sie mit Wonne ihre Herzen zerissen; ich sah, wie Sie die Seelenruhe der armen Eltern hier zerstörten. Ich sah, wie Sie den beiden Alten ihren Sohn raubten, dem Sohn seine Eltern und seine Braut, und dem

Sohn und der Braut ein unschuldiges Kindlein, die Frucht ihrer unbedachten Liebe. Und ich hörte ihre Seufzer, über diese meine Hände rannen ihre glühenden Tränen. . . . Und eines Tages, da fiel mein Auge auf das unschuldige Kind, das überall vergeblich seine Mutter suchte, die Sie ihm geraubt.“ Eine mütterliche Zärtlichkeit gegen das verlassene Kindlein ergreift Ramona; ihr in jesuitischen Fesseln erstarrtes Herz wird weich, sie gewinnt Valladares, dem sie Liebe heucheln sollte, wirklich lieb, und dieser, der die Jesuiten durchschaut, zerreißt das trügerische Gewebe, in dem er sich fangen soll, mit fester Hand: Ramona wird seine Frau. —

Der dritte Akt führt uns in das Ordenshaus der Jesuiten nach Florenz, wa Paquito das feierliche Gelübde ablegen soll. Aber alle Bemühungen der Oberen, ihn dazu zu veranlassen, scheitern an seiner Gewissenhaftigkeit. Er kann seine Liebe nicht aus dem Herzen reißen. Und so entschließt er sich endlich, aus der Gesellschaft Jesu auszutreten, obwohl er weiß, daß er damit dem Elend preisgegeben ist. Denn seine Eltern sind inzwischen vor Gram gestorben, sein Vermögen gehört dem Jesuitenorden, er ist vollständig mittellos. Und dabei bleibt er doch auf Lebenszeit an die Gesellschaft gebunden, auch wenn sie ihn ausstößt. Hier erhalten wir einen tiefen Einblick in das innere Getriebe des Ordens. Der Jesuit, der das einfache Gelübde abgelegt hat, bleibt ewig an die Gesellschaft gebunden; diese aber sagt ihm nicht, ob sein Gelübde angenommen ist oder nicht; der Jesuit weiß also nicht einmal, ob er zur Gesellschaft gehört oder nicht.*) Und jeder Jesuit, auch ein Profeß der vier Gelübde, kann ohne weiteres ausgestoßen werden, ohne zu erfahren: warum? **) Die Folge ist, daß schon der Trieb der Selbsterhaltung jeden einzelnen zu fanatischem Eifer anspornt, um ja nicht das Mißfallen der Oberen zu erregen. So ist es eine Lebensfrage für den Provinzial Leiva, daß Paquito

---

*) Nach Institut. S. J., Declar. in Const. Pars V, Cap. IV, § A u. B. Durch ein öffentliches Gelübde verpflichtet sich der Neuling, für immer in der Gesellschaft Jesu zu leben, omnia intelligendo iuxta ipsius Societatis Constitutiones, was übrigens in den meisten Fällen nicht einmal zutrifft; denn im Examen generale heißt es in Declar. zu Cap. I Litt. G ausdrücklich: Non oportebit Constitutiones universas ab iis qui novi accedunt, legi; sed compendium quoddam eorum ubi quisque quid sibi observandum sit intelligat: nisi forte Superiori videretur alicui peculiares ob causas omnes ostendi oportere (I, 342). Natürlich! Denn dazu gehört eben die stillschweigende Bedingung: „vorausgesetzt, daß die Gesellschaft sie behalten will“ (cum tacita quadem, quod ad perpetuitatem attinet, conditione, quae haec est: Si Societas eos tenere volet, Decl. § B zu Const. Pars V, Cap. IV, I, S. 406).

**) Const. Pars II, I S. 365 ff., besonders Cap. I, Decl. A g: „In quibusdam casibus etiam Professi, cuiuscumque gradus et dignitatis in Societate sint, dimitti possent (I, 365) dagegen darf aber keiner austreten ohne Genehmigung des Generals (I, 35).

das Gelübde ablegt: „Wenn er das Gelübde nicht tut, so wird der Zorn des Generals keine Grenzen kennen. Wahrscheinlich wird man für alles, was dann eintritt, mich verantwortlich machen; man wird mich die furchtbarsten moralischen Folterqualen ausstehen lassen — vielleicht werde ich für meinen Mißerfolg mit der Ausstoßung büßen müssen. Und wenn ich ausgestoßen werde — was fange ich dann an? Die Jesuiten verfolgen mich bis in den Tod; die Geistlichkeit stößt mich von sich; die Laien, die den Jesuiten ergeben sind, betrachten mich als einen Ehrlosen — so hab' ich's ihnen ja selber gelehrt! Alle meine Fehler werden an die Öffentlichkeit gezerrt; meine geringsten Vergehungen werden übertrieben dargestellt, und ich stehe da als ein — erbärmlicher Abtrünniger! Ich, ein Abtrünniger? Niemals! Villafuerte wird Profeß tun, und wenn nicht — so quetsche ich den Arburu an die Wand; und wenn Arburu mit Schimpf und Schande ausgestoßen wird, so rettet das vielleicht mich selber — Gesellschaft Jesu, was verlangst du? Der Fall Villafuerte soll zum Abschluß gebracht werden? Gut, gut! Du sollst deinen Willen haben! . . ." Und so wird denn Leonor die falsche Nachricht gebracht, Paquito sei gestorben; sie darf sogar an seinem Begräbnis teilnehmen; und während sie selbst in Florenz im Ordenshaus der Jesuiten weilt, erhält Paquito dort die Traueranzeige, daß sie ihrem Söhnlein im Tode gefolgt sei. Dadurch im Innersten gebrochen, legen beide das Gelübde ab, doch nicht, ohne zuvor in einem um vierzehn Tage zurückdatierten Schreiben an den Ordensgeneral erklärt zu haben, daß sie einander verabscheuten und verfluchten. Denn die Gesellschaft Jesu läßt sich nicht als bloßen Notbehelf mißbrauchen, wenn die Welt einem nichts mehr zu bieten hat!

Der vierte Akt bringt einen letzten Versuch der Ramona und ihres Gatten Valladares, die beiden Unglücklichen doch noch den Händen der Jesuiten zu entreißen. Es gelingt Ramona, mit Paquito, der inzwischen als Missionar in China durch seinen Todesmut in den Ruf eines Heiligen gelangt ist, eine Zusammenkunft zu bewerkstelligen. Hier enthüllt sie ihm das ganze schmachvolle Spiel, das man mit ihm getrieben hat, und führt ihm die angeblich gestorbene Geliebte und seinen Sohn zu. Aber Leonor flieht entsetzt vor ihm, weil sie ihn für tot hält, sein Sohn ist ihm völlig entfremdet, und die Gesellschaft Jesu hält ihn mit ehernen Banden fest. Es ist eine Szene von großartiger dramatischer Gewalt, in der Leiva den tieferschütterten Mann in die alten Fesseln zurückzwingt:

Paquito.

Ich werde den niederträchtigen Betrug aufdecken, dem ich zum Opfer gefallen bin.

Leiva.

Was für ein Betrug?

Paquito.

Die falsche Vorspiegelung, daß wir beide tot seien, wodurch Leonor und ich dazu gebracht wurden, das Gelübde abzulegen.

Leiva.

Seien Sie kein Kind, Padre Villafuerte. Die Gesellschaft ist stets auf ihrer Hut und läßt sich nicht so leicht beikommen. Was werden Sie gegen diese Schriftstücke vorbringen? (Er zieht Papiere aus der Tasche und zeigt sie Paquito.) Sie sagen, man habe Sie betrogen, man habe ihnen den Glauben erweckt, Leonor sei tot . . . ah! und vierzehn Tage vor dem angeblichen Tode schrieben Sie an den General . . ., gestanden Ihr unerlaubtes Verhältnis ein, erbaten dafür Verzeihung und erklärten auf ihren Eid, daß sie Leonor verabscheuten. . . .

Paquito.

Ah! ich erinnere mich, Padre Leiva! Das falsche Datum . . .

Leiva.

Was für ein falsches Datum? Wären Sie etwa imstande gewesen, das Datum eines so wichtigen Schriftstückes zu fälschen? Sie haben zu wählen: entweder sind Sie ein Fälscher oder ein ehrloser Eidbrüchiger.

Paquito.

Ein Ehrloser?

Leiva.

Ja. Die Gesellschaft ist von Ihnen und von Schwester Maria (Leonor) betrogen worden. Sie beide haben sich zwei Wochen vor Ablegung des Gelübdes verabredet, zum Schein zu erklären, daß Sie Ihr Liebesverhältnis bereuten. Dies aber geschah nur zu dem Zweck, als Angehörige desselben geistlichen Ordens einen bequemen Verkehr unterhalten zu können.

Paquito.

Sie wissen, daß derartige Behauptungen lauter Lügen wären.

Leiva.

Lügen? Davon weiß ich nichts. Ich kenne nur das, was Schwester Maria und Sie schwarz auf weiß schrieben.

Paquito.

Und die Todesanzeige?

Leiva.

Als Sie nach China gingen, haben Sie sie in Florenz vergessen . . . und sehen Sie, die Gesellschaft hat sie als Reliquie aufbewahrt.

Paquito.

Das wäre ja Schurkerei!

Leiva.

Die Gesellschaft macht sich nichts daraus, das zu sein, was sie Ihrer Meinung nach ist . . . (Paquito vergräbt den Kopf in seine Hände.) Hören Sie: Leonor will nichts von Ihnen wissen: Vidalito (der Sohn!) läuft vor Ihnen weg. Wie stehen Sie da? Als ein schlechter Sohn — denn Sie haben Ihren Eltern das Leben vergällt; als ein schlechter Vater — denn Sie haben Ihr Kind im Stich gelassen; als ein gewissenloser Mädchenverführer; als ein abtrünniger Jesuit; als ein heuchlerischer Wüstling!

Paquito.

Die menschliche Gesellschaft wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Leiva.

Nein! Die menschliche Gesellschaft wird Ihnen ins Antlitz speien. Und wenn Sie in Ihrer Not, in Ihrer Verzweiflung sich rächen wollen, so bringt der erste Versuch Sie — ins Zuchthaus! . . . Wenn Sie nicht überhaupt sofort ins Zuchthaus kommen wegen unzüchtigen Angriffs auf eine Nonne.

Paquito.

Ich?

Leiva.

Ja, Sie! Sie sind sehr unbesonnen gewesen; es sind Zeugen vorhanden: Arburu . . . Don Juan, der Sozius, Vidalito . . . und — Leonor.

Paquito.

Sie würden sagen . . .

Leiva.

Alles, was ich ihnen befehle. Sie werden blindlings gehorchen. Das Zuchthaus! . . . (Lange Pause; dann dicht an Paquitos Ohr, nachdrücklich) Das Zuchthaus!

Paquito.

Das Zuchthaus! Die Gesellschaft Jesu klagt mich an . . . Die menschliche Gerechtigkeit verurteilt mich . . . Die Kirche stößt mich von sich . . . Die menschliche Gesellschaft verteidigt mich nicht . . . Herausgerissen sind aus meinem Herzen alle Gefühle, die ich als Sohn, die ich als Vater, die ich als Gatte empfand. Erfülle ich meine Mannespflicht, indem ich mich für eine Schurkerei räche, so komm' ich ins Zuchthaus! Tu' ich meine Christenpflicht — so bin ich ein Abtrünniger! Also ich soll und muß Hyäne sein . . . Nun denn! Menschheit, die du mich nicht beschützest, nimm dich in acht! Gerechtigkeit, die du den Trug nicht zu entdecken weißt, ich werde dich zu foppen wissen. —

So wird Paquito „ein Jesuit, der jetzt weiß, was es heißt, Jesuit zu sein! Ein Jesuit ohne Gewissen, ohne Herz, ohne Scham, ohne einen andern Gott, als den Vorsteher der Gesellschaft Jesu, ohne ein anderes Gesetz, als den blinden Gehorsam. Ein Jesuit, der keine Eltern mehr hat, keine Familie, kein Vaterland, keine Menschenwürde . . .“ „Perinde ac cadaver“.

Das ist der Gang der Handlung in Pey-Ordeix' „Paternidad“. Und man wird zugeben müssen: es ist ein Drama von seltener innerer Geschlossenheit und immer sich steigernder Kraft. Pey-Ordeix kennt die Jesuiten genau, sowohl nach ihren Grundsätzen wie nach ihrer praktischen Wirksamkeit, und in heiligem Zorn geht er ihnen zu Leibe. Aber er hat auch am eigenen Leibe ihre Macht, die er so packend zu schildern weiß, spüren müssen. Messelesen und Tragen der Priesterkleidung wurde ihm verboten. Er geriet in äußerste Not und hat sich nun, wie noch alle, die auf eine innere Reform der katholischen Kirche hoffen, „löblich“ unterworfen.

Es ist nun einmal so die Art der Jesuiten, Gegner auf diese Weise zu „überzeugen“. Doch haben sie, wo das nicht angeht, auch noch andere Mittel zur Hand, sich ihrer Gegner zu entledigen. Auf diese jesuitische Kampfesweise, wie sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit besonderer Vorliebe von den Jesuiten und ihren Schülern geübt wird, muß ich doch noch mit ein paar Worten eingehen. Sie ist zu bezeichnend, als daß sie es nicht verdiente, ein wenig niedriger gehängt zu werden.

8. Jesuitische Kampfesweise.

Gioberti sagt einmal, die jesuitischen Schriftsteller pflegten „wie die Enten hintereinander herzupatschen und gewissenhaft sich immer ein und dasselbe nachzukauen“. Daß das auch heute noch zutrifft, läßt sich an jeder einzelnen der unzähligen jesuitenfreundlichen Schriften, die anläßlich der großen evangelischen Protestbewegung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes das Licht der Welt erblickt haben, nachweisen. Wer diese Literatur durchzuarbeiten genötigt ist, wendet sich bald mit Grausen, wenn er sieht, wie nicht nur die alten, jämmerlichen Argumente der Janßen, Duhr, Hammerstein usw. immer wieder hoch zu Roß gegen ihn anrücken, sondern wie auch die sogenannte katholische Wissenschaft allgemach durch diese bewährte Methode wie das Huhn durch den Kreidestrich hypnotisiert zu sein scheint. Es sind immer wieder dieselben Pfiffe und Kniffe, die zur Verschleierung der Wahrheit herhalten müssen. Der Jesuitengegner wird als unduldsamer Katholikenfeind verschrien, wovon natürlich niemals auch nur entfernt die Rede ist; die Janßensche Zitierkunst feiert wahre Orgien; als Eideshelfer müssen den Jesuiten Heiden und Zöllner,

Juden und Judengenossen dienen, die vom Protestantismus wie vom Christentum überhaupt ungefähr so viel verstehen, wie die Kuh vom Geigenspiel; der Gegner wird passend zurechtgestutzt und dann mit Leichtigkeit mausetot geschlagen; im ehrlichsten Biederton werden die verzwicktesten Silbenstechereien und Wortverdrehungskünste geübt; und zieht das alles nicht mehr, so werden die Gegner frisch und fröhlich verleumdet und verlästert — die Jesuitenfeinde waren von jeher ruchlose Bösewichter, elende Lügner und Verleumder, hoffnungslose Dummköpfe! — ja, Jesuiten scheuen sich gelegentlich auch heute nicht, wie einst in Schweden, unter der Maske eines „liberalen Protestanten" ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

Das ist jesuitische Taktik. Wer einmal einen lebendigen Eindruck von dieser Kampfesweise gewinnen möchte, sei angelegentlichst auf das Schriftchen von Professor Bornemann, Sind die Jesuitengegner „Lügner" und Verleumder? (Leipzig 1903) verwiesen. Es ist das eine Sammlung von Aktenstücken zu dem Kampf mit dem ultramontan-jesuitischen „Frankfurter Volksblatt", das die Urheber der Frankfurter Petition gegen die Aufhebung des § 2 wiederholt als „Lügner und Verleumder" bezeichnete, ohne natürlich den leisesten Versuch zu machen, diese ungeheuerliche Anschuldigung gegen 21 angesehene, ehrenwerte Männer irgendwie zu begründen. Die so schmählich Angegriffenen veranstalteten darauf eine Protestversammlung, zu der die Redaktion des Frankfurter Volksblattes durch eingeschriebenen Brief eingeladen wurde, um öffentlich Mann gegen Mann die erhobene Anklage zu vertreten. Dieser Brief ist ebenso wie der folgende Vortrag von Professor Bornemann: „Sind die Verfasser der Petition gegen Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes „Lügner" und „Verleumder"? ein Muster vornehmer Sachlichkeit. Die Redaktion des Frankfurter Volksblattes lehnte jedoch jede Aufforderung zur ehrlichen, offenen Aussprache ab, um unverfroren weiterzuschimpfen, und bediente sich schließlich in ohnmächtiger Wut derartig niederträchtiger Mittel, daß sie in den Augen aller anständig denkenden Katholiken gerichtet sein muß. Professor Bornemann hatte nämlich in der Versammlung selbst einen — allerdings unwesentlichen — Punkt von den in der Protestresolution gegen die Jesuiten erhobenen Anklagen freiwillig und öffentlich zurückgenommen. Das „Frankfurter Volksblatt" hatte selber davon berichtet. Und dann kam es nach einigen Tagen auf einmal mit dem Verlangen, Professor Bornemann solle eben diese von ihm ausdrücklich fallen gelassene Behauptung beweisen. Ohne diesen Beweis sei den Unterzeichnern jener Resolution der Vorwurf der „Lüge" und „Verleumdung" zu machen. Auf das übrige, wahrhaft erdrückende Material, das Professor Bornemann in seiner Rede vorgebracht hatte, ging sie mit keiner Silbe ein, stellte sich vielmehr so — und das unentwegt in einer ganzen Reihe von wei-

teren Veröffentlichungen —, als hätten die Unterzeichner der Resolution auch nicht einmal den Versuch gemacht, ihre Anklage gegen die Jesuiten zu begründen.

Diese Kampfesweise ist durchaus charakteristisch für den modernen Jesuitismus. Wer jemals wider die Jesuiten geredet und geschrieben hat, weiß davon ein Lied zu singen. Auch ich könnte mit ähnlichen Erfahrungen aufwarten. Der Zweck dieser Art von Polemik ist ja durchsichtig: Man sucht dem Gegner den weiteren Kampf durch möglichste „Ruppigkeit" zu verleiden. Ein halbwegs anständiger Mensch hält es nach solchem mehr als abgefeimten Verfahren für unter seiner Würde, sich mit solchen Gegnern noch ferner zu messen. Das war eben der Zweck der Übung. Denn nun setzt man sich aufs hohe Pferd: Der Gegner muckt nicht mehr; man hat also „gesiegt". Und da man seiner Leser durchaus sicher ist und nicht zu befürchten braucht, daß sie sich einmal anderweitig zu orientieren suchen würden, so ist man in jeder Beziehung gedeckt. Eben darum ist es in hohem Maße dankenswert, daß Professor Bornemann sich der Mühe unterzogen hat, den Frankfurter Fall aktenmäßig darzustellen. Er wird hoffentlich manchem die Augen öffnen.

Man glaube aber ja nicht, daß die hier gekennzeichnete Handlungsweise des „Frankfurter Volksblattes" vereinzelt dastehe oder doch nur im Parteigezänk des Tages möglich sei. Es liegt System in dieser Kampfesweise, wie man aus einer außerordentlich charakteristischen Schrift des Freiburger Theologieprofessors H e i n e r, Protestantische Jesuitenhetze in Deutschland, 1903, und einer nicht weniger bezeichnenden Schrift des „Leo"-Redakteurs B. M o c k, Jesuitenmoral um Luthermoral, 1903, ersehen kann. Der hochwürdige Freiburger Professor und der bekannte Redakteur des „Leo" reichen dem obskuren Frankfurter Redakteur, was Wissen und Methode angeht, brüderlich die Hand. Absolute Verständnislosigkeit für evangelisches Christentum paart sich bei beiden mit einer wahrhaft abgründigen — Unwissenheit (um nicht mehr zu sagen!). Der Herr Professor bekommt es fertig, folgendes zu schreiben: „Mit der Toleranz gewisser Richtungen im Protestantismus ist es in der Tat eine eigentümliche Sache. Hinge es von ihnen ab, sämtliche Katholiken, die sich dem „reinen Evangelio" nicht unterwürfen, müßten über die Grenzen des Reiches transportiert, falls ihnen nicht noch Schlimmeres begegnete, und der Katholizismus würde in Deutschland in Grund und Boden vernichtet werden." . . . Die Jesuiten hüten sich, „die Grenzen der Polemik zu überschreiten, die Liebe und den Anstand gegen Andersgläubige zu verletzen (Beispiel: Der Exjesuit von Berlichingen in Würzburg!), wie letzteres heute fast durchgehends in den antikatholischen Preßerzeugnissen und Versammlungen den Katholiken, ihrer Kirche und deren Einrichtungen gegenüber in der gröb-

sten, massivsten und gemeinsten Form seitens vieler Protestanten zu geschehen pflegt. Es sei nur beiläufig an die schmähliche Katholiken- und Jesuitenhetze seitens eines Böhtlingks und Du Moulin in den letzten Tagen erinnert." Vom jesuitischen Gehorsam weiß er zu melden: „Man täuscht sich gewaltig, wenn man glaubt, jeder Jesuit erhalte gleich einem Logenbruder (!) nur von einer Zentralstelle aus die Richtung für sein ganzes Denken, Tun und Lassen." Daß Ignatius von Loyola nicht nur den Gehorsam des Willens, sondern auch den Gehorsam der Einsicht, das Opfer des Intellekts unermüdlich von den Jesuiten gefordert hat, daß nach den Statuten des Ordens (Constitutiones VII, c. 4, 6) ein Jesuit nur mit Approbation des Oberen etwas veröffentlichen darf, weiß also dieser gründliche Kenner, der immer wieder über „den hellen Unsinn, ja Blödsinn in antikatholischen Tagesblättern, Zeitschriften und selbst wissenschaftlichen Werken" jammert, offenbar nicht. Noch einige Stilproben derart, die ich den Lesern nicht vorenthalten möchte, werden zur Kennzeichnung dieses Machwerks genügen. Heiner findet, daß der den Jesuiten besonders verhaßte Professor Böhtlingk „an krankhaften Wahnvorstellungen" leidet, er beobachtet „das ganze wüste Treiben und das tolle Toben und Hetzen gegen die Katholiken (!) in den einzelnen deutschen Ländern, in Presse und Literatur, in Versammlungen und Vereinen, auf Kathedern und Kanzeln (!)" und entdeckt, daß es der „unduldsame, liberale und ungläubige Protestantismus mit seinen Hetzpastoren und Professoren" ist, der „mit fanatischem Wutgeheul" die Rückkehr der Jesuiten zu hintertreiben suche. (Wer erkennte hier nicht die Spekulation auf den Kreuzzeitungsprotestantismus?) Ja, „das Innerste des Menschen zieht sich krampfhaft zusammen (!) ob solcher unerhörten Schmähungen, ungeheuerlichen Lügen und frechen Verleumdungen. Diese gegenwärtige Jesuitenhetze wird eine ewige Schmach für den intoleranten Protestantismus und ein jämmerliches Armutszeugnis für seine Wissenschaft bleiben." So der Herr Professor. Die Weise des Herrn Bernhard Mock wird man sich danach selbst vorstellen können. „Daß gerade dasjenige, was man den Jesuiten vorwirft, im Protestantismus gelehrt und geübt wird", beweist er mit Leichtigkeit. „Ketzer an Leib und Leben zu strafen entspricht wohl den Ideen protestantischer Fanatiker, nicht aber der Auffassung und Lehre der katholischen Kirche" — na also! So sieht er denn auch schon des Unrechtes wegen, das den Jesuiten in Deutschland zugefügt wird, das Gericht über uns kommen. Mit frommem Augenaufschlag schließt er: „Gebe Gott, daß Deutschland wegen des ungerechten Jesuitengesetzes nicht allzu furchtbar gedemütigt und gezüchtigt werde."

Herr Professor Heiner wettert dagegen, daß man immer von dem jesuitischen Geist rede, der in Wahrheit nichts anderes als der Geist

Jesu Christi sei. — Wer den wahren jesuitischen Geist kennen lernen will, der lese nur die genannten Schriften von Heiner und Mock, die ich als Muster jesuitischer Kampfesweise angelegentlich empfehle.

Das aber ist das Bedauerliche, daß dieser jesuitische Geist in der katholischen Kirche nicht nur Bürgerrecht erhalten hat, sondern daß er sie auch nach jeder Richtung beherrscht. Die katholische Kirche ist heute in der Tat durch und durch vom Jesuitismus durchseucht. Eine Scheidung zwischen Jesuitismus und Katholizismus ist darum auch nicht mehr möglich. Darin haben die Jesuiten durchaus recht: das genuin Katholische ist jesuitisch, und das echt Jesuitische ist katholisch im Sinne der offiziellen römischen Kirche. Das lehrt uns ein Blick in das Getriebe der katholischen Kirche, wie sie sich in ihren autentischen Lebensäußerungen gegenwärtig darstellt.





V. Die jesuitisierte Kirche.

1. Der römische Einheitskatechismus.

Einheitskatechismus! — Das Wort muß einen berückenden Klang haben gerade für die Kirche, die sich nicht genug zugute tun kann auf ihre Einigkeit. Die Bestrebungen, den Katechismusunterricht der katholischen Jugend in der ganzen Welt nach einem festen Plane einheitlich zu gestalten, sind denn auch sehr alt. Und die katholische Kirche war auch schon einmal nahe daran, das erstrebte Ideal zu erreichen. Das war, als es dem Katechismus des Jesuiten Canisius gelang, sich unter dem mächtigen Einfluß des Jesuitenordens allenthalten durchzusetzen. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß es da gerade die römische Kurie sein mußte, die durch Herausgabe des Catechismus Romanus dem so heiß erstrebten Uniformierungsprozeß im religiösen Jugendunterricht in den Weg trat und eine Spaltung herbeiführte. Was sich im Laufe der Entwicklung — das hat die ungeahnte Ausbreitung der Katechismen des Canisius deutlich gezeigt — wohl ganz von selbst herausgestellt hätte, ein römischer Einheitskatechismus des Canisius, der dann nur hinterher sanktioniert zu werden brauchte, das ist durch den Catechismus Romanus vereitelt worden.

Es will mir scheinen, als ob der neue „Einheitskatechismus" Pius' X. eine ähnlich verhängnisvolle Rolle in den gegenwärtigen Einigungsbestrebungen spielen wird. Wieder war die katholische Kirche auf dem Wege, sich in dem über die ganze Welt verbreiteten Katechismus des Jesuiten Deharbe, der fast allen katholischen Katechismen der Gegenwart zugrunde liegt, allmählich einen Einheitskatechismus zu schaffen. Und nun kommt dieser päpstliche Katechismus dazwischen, um voraussichtlich alle bisherigen verheißungsvollen Ansätze einer großen Katechismuseinheit im Keime zu zerstören. Es ist ja gewiß begreiflich, daß gerade der Papst die Wünsche des vatikanischen Konzils in dieser Hinsicht zu verwirklichen sucht und dem allgemeinen Verlangen nach einer einheitlichen Fassung des Katechismus, von dem er in seinem Schreiben an den Kardinal Pietro Respighi vom 15. Juni 1905 spricht, entgegenkommen möchte. Nur sollte er wissen, daß sich das schwerlich erzwingen läßt — selbst nicht

durch den Papst in Rom. Jedenfalls läßt das Widerstreben der deutschen Bischöfe gegen eine Übersetzung des päpstlichen Katechismus — gleichgültig, aus welchen Gründen es erfolgt ist — nicht viel Gutes für seine Zukunft in Deutschland hoffen. Und auch der Übersetzer dieses Compendio della dottrina cristiana selbst, Stadtpfarrer Heinrich Stieglitz in München, eröffnet ihm in der Februarnummer der „Münchener katechetischen Zeitschrift“ nur geringe Aussichten in der erwünschten Richtung. „Wird er Weltkatechismus werden?“ — so fragt er S. 34, um sogleich darauf die Antwort zu geben: „Ohne Zweifel gehen die Wünsche und Pläne des Heiligen Vaters weiter als bloß auf Italien. Ein Weltkatechismus wäre in der Tat das Ideal für eine Weltkirche. Der vorliegende freilich wird es nicht sein und will es auch nicht sein. Aber es ist schon eine dankenswerte Tat, daß Pius X. diesen großen Gedanken überhaupt ernstlich ins Auge gefaßt hat; und ich darf wohl sagen: der römische Einheitskatechismus ist der erste Schritt zur Katechismuseinheit in der ganzen Kirche.“

Das ist nun freilich eine, wenn auch stark überzuckerte, so doch immerhin noch recht bittere Pille, die den Freunden dieses Einheitskatechismus wenig munden wird. Die freundlichen Worte ändern nichts an der Tatsache, daß hier der Einheitskatechismus von dem Übersetzer selbst in der vorliegenden Gestalt glatt abgelehnt wird.

Das ist nun aber ein Resultat, das um so mehr überrascht, als es nach den vom Übersetzer in dem genannten Aufsatz gemachten geringfügigen Ausstellungen — sie sind im wesentlichen rein formaler und unterrichtstechnischer Art — in keiner Weise berechtigt ist. Die gegenüber den andern Katechismen hervorgehobenen Vorzüge, insbesondere der darin enthaltene Unterricht über die christlichen Feste und die Berücksichtigung des praktischen Lebens, sind so bedeutend, daß dem gegenüber die vorhandenen Mängel, die Pfarrer Stieglitz vorbringt, unmöglich in Betracht kommen können, zumal da sie mit Leichtigkeit abzustellen wären. Jedenfalls würde der Heilige Vater wohl nichts dagegen haben, wenn — um nur die wesentlichsten Bedenken des Übersetzers zu erwähnen — z. B. „der notwendige Memorierstoff von dem bloßen Erklärungs- und Lesestoff möglichst ausgeschieden“, die einzelnen Fragen numeriert, die wenigen inkorrekten Fragen und Antworten verbessert und hier und da die schmerzlich vermißten Bibelstellen zum Beweis eingefügt würden. Oder sollte etwa das g ä n z l i c h e Fehlen biblischer Beweisstellen seinen Grund haben in dem überwältigenden Bewußtsein päpstlicher Unfehlbarkeit, das keine Berufung auf die Heilige Schrift mehr nötig zu haben wähnt? Das wäre freilich schlimm. Denn auch die guten Katholiken Deutschlands sind von der Ketzerei bereits so sehr angekränkelt, daß sie ohne einen — wenn auch noch so löcherigen — Schriftbeweis schwerlich

zu überzeugen wären. Da sich Pfarrer Stieglitz indes diesen Mangel „teilweise aus der Fassung des Katechismus" erklärt, so würde auch diesem Übelstande leicht abzuhelfen sein. Und es bleibt somit die Tatsache bestehen, daß die Ablehnung des päpstlichen Einheitskatechismus durchaus unzulänglich begründet ist.

Es müssen also andere Gründe vorliegen, die Pfarrer Stieglitz und den deutschen Episkopat mit ihm zu seiner ablehnenden Haltung bestimmen, Gründe, die offen auszusprechen er aber augenscheinlich Bedenken trägt. Einen Fingerzeig könnte vielleicht folgende Notiz im „Echo der Gegenwart" vom 15. Februar 1906 bieten: „In Sachen des sogenannten Katechismus Pius' X. wird der Zentral-Auskunftsstelle (C. A.) von geschätzter Seite geschrieben: Es ist richtig, daß die Bischöfe die Übersetzung des genannten Katechismus zu verhindern suchten. Dieselben wurden dazu veranlaßt durch die Erwägung, daß, sobald eine deutsche Übersetzung vorliegt, sofort verschiedene Hypermänner auftreten werden mit der Behauptung, dieser Katechismus müsse nun auch in Deutschland eingeführt werden, und sodann durch die Erwägung, daß verschiedene scharfe Ausdrücke des Katechismus der gegnerischen Presse in Deutschland Anlaß zu unliebsamen Erörterungen geben werden."

Danach scheint es also doch der Inhalt des Katechismus selbst zu sein, gegen den die Bedenken der deutschen Geistlichkeit sich in erster Linie richten. Mit welchem Recht, wird die folgende Untersuchung ergeben.

Der römische Einheitskatechismus*) ist ähnlich wie die vor ungefähr 150 Jahren aufkommenden rationalistischen Katechismen in recht geschickter Weise zunächst stufenweis gegliedert. Der erste Teil ist „für die ganz Kleinen" bestimmt, „welche schon zu Hause oder in den Kindergärten die Anfangsgründe das Glaubens lernen"; darauf folgt der kleine Katechismus, „hauptsächlich berechnet für die Kinder, welche die erste Kommunion noch nicht empfangen haben"; der größere Katechismus endlich soll zum Unterricht für die Kinder dienen, „welche im kleinen Katechismus bereits unterrichtet sind". Da man nun aber nach S. 40 die Firmung ungefähr im Alter von sieben Jahren empfangen soll, dies aber nur „im Stande der Gnade" geschehen darf, so verteilen sich diese drei Teile ungefähr auf folgende Altersstufen: Der Vorunterricht ist für die Kinder von etwa 3—5 Jahren bestimmt, der kleine Katechismus für die 6—7jährigen, der größere für die älteren.

---

*) Der römische Einheitskatechismus (Handbuch der christlichen Lehre). Mit Genehmigung des Hl. Apostolischen Stuhles und Approbation des Erzb. Ordinariates München-Freising aus dem Italienischen übersetzt von Heinrich Stieglitz. — Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten-München.

Halten wir das fest, so mag einem besonnenen Lehrer allerdings grausen vor dem, was er den Kindern beibringen soll. Die ganz Kleinen haben z. B. folgende Fragen zu beantworten:

Frage: Wie viele Personen sind in Gott?

Antwort: In Gott sind drei voneinander verschiedene Personen.

Fr.: Sind die drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit gleich oder voneinander verschieden?

Antw.: Die Personen der heiligsten Dreifaltigkeit sind vollkommen gleich, weil sie dasselbe Wesen oder dieselbe göttliche Natur haben . . .

Fr.: Auf welche Weise ist der Sohn Gottes Mensch geworden?

Antw.: Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, indem er im reinsten Schoße der Jungfrau Maria durch den Heiligen Geist einen Leib und eine Seele angenommen, wie wir haben . . .

Fr.: Was besitzen wir im Himmel?

Antw.: Im Himmel besitzen wir für immer die Anschauung Gottes und jegliches Gut ohne jedes Leid.

Was so ein Bübchen von 3—5 Jahren sich wohl bei alledem denken wird? Da war unser Dr. Luther doch ein besserer Kenner der Kindesseele, als er seinen berühmten Brief an sein kleines Hänschen schrieb. Unglaublich aber wird es den meisten Lesern scheinen, wenn (S. 4) verlangt wird: „Betet den ‚Glauben'; das ‚Vaterunser'; das ‚Ave Maria'; das ‚Ehre sei'; (auch lateinisch)" — man denke: die ganz Kleinen — auch lateinisch! Der Höhepunkt pädagogischer Unvernunft aber ist es doch, wenn von diesen Kleinsten schon verlangt wird, die fünf Gebote der Kirche aufzusagen:

„1. Du sollst die Heilige Messe an allen gebotenen Sonn- und Feiertagen anhören.

2. Du sollst die vierzigtägige Fasten, die vier Quatember und die gebotenen Vigilien halten; du sollst an verbotenen Tagen kein Fleisch essen.

3. Du sollst jährlich wenigstens einmal beichten und auf Ostern in deiner Pfarrkirche kommunizieren.

4. Du sollst die pflichtmäßigen und herkömmlichen Abgaben an die Kirche entrichten.

5. Du sollst zu verbotenen Zeiten nicht Hochzeit halten, nämlich vom ersten Sonntag im Advent bis Epiphanias und vom ersten Tag der vierzigtägigen Fasten bis zum Oktav von Ostern."

Ich führe das hier im Wortlaut an, um zu zeigen, bis zu welchem Grad von Aberwitz der priesterliche Hochmut fortzuschreiten vermag, der die Gebote der Kirche über alles stellt. Von alledem verstehen Kinder im Alter von fünf Jahren doch buchstäblich kein Wort; ja, zum guten Teil dürfte ihnen wohl gar die Aussprache der einzelnen

Worte unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Aber das System verlangt's nun einmal, daß die Kinder schon mit der Muttermilch den unbedingten Gehorsam gegen die Mutter Kirche einsaugen. Denn „ein wahrer Christ ist allein — so heißt es S. 62 —, wer getauft ist, die christliche Lehre glaubt und bekennt und den rechtmäßigen Hirten der Kirche gehorcht". Unermüdlich wird das den Kindern in dem nun folgenden kleinen und größeren Katechismus eingebläut, daß sie der Kirche unter allen Umständen zu gehorchen haben: „Die Gewalt, Gebote zu geben, hat die Kirche von Jesus Christus selbst; wer deshalb der Kirche nicht gehorcht, der gehorcht Gott selber nicht" (S. 29). Die Kirche aber, der man solchen Gehorsam schuldig ist, wird einzig und allein repräsentiert durch den Klerus. „Unter den Gliedern nämlich, welche die Kirche bilden, ist ein sehr bedeutender Unterschied; denn es gibt solche, die gebieten, und solche, die gehorchen, solche, die lehren, und solche, die belehrt werden" (S. 96). Und „die Ausübung dieser Gewalten (nämlich des Lehrens, der Sakramentsverwaltung und des Gebietens) gebührt einzig dem hierarchischen Stande, nämlich dem Papst und den ihm untergeordneten Bischöfen" (S. 98). „Der Papst aber hat die größte unter allen Würden auf Erden, und sie verleiht ihm die höchste und unmittelbare Gewalt über alle Hirten und Gläubigen" (S. 99), weshalb es auch als selbstverständlich erscheinen muß, daß diese (auch die Kinder von 6—7 Jahren) „den römischen Hohenpriester als Christi Statthalter auf Erden anerkennen" (S. 17).

Gewiß, das alles ist unzweifelhaft römische Lehre. Aber unsere deutschen Katechismen haben sich gerade in dieser Beziehung bisher meist eine wohltuende Zurückhaltung auferlegt und eine allzu krasse Ausdrucksweise glücklich vermieden. Um so begreiflicher ist es, daß die deutschen Bischöfe dadurch peinlich berührt worden sind. Viel unangenehmer aber muß es ihnen sein, daß sich mit dieser maßlosen Selbstüberhebung eine Nichtachtung aller Andersgläubigen verbindet, die schwerlich noch zu überbieten ist. Jedenfalls wird man sonst doch nur selten in so schroffer Weise allen andern das Christentum und die Seligkeit abgesprochen finden, als in diesem päpstlichen Unterrichtsbuch für die Jugend. „Das Kreuzzeichen ist das Kennzeichen des Christen (!), weil es dazu dient, die Christen (!) von den Ungläubigen zu unterscheiden" — so heißt es im kleinen Katechismus S. 8. Auf die Frage: „Gehören also die vielen Vereinigungen von Getauften, welche den römischen Hohenpriester nicht als Oberhaupt anerkennen, nicht zur Kirche Jesu?" haben die Kinder zu antworten: „Nein, alle jene, welche den römischen Hohenpriester nicht als Oberhaupt anerkennen, gehören nicht zur Kirche Jesu Christi" (S. 91). Und der so oft und so leidenschaftlich von katholischer Seite bestrittene Satz: „Außerhalb

der katholischen, apostolischen, römischen Kirche kann niemand selig werden" wird hier (S. 94) jedermann schonungslos ins Gesicht geschleudert. Kein Wunder, wenn danach im ersten Gebot „auch jeder Verkehr mit dem Teufel und aller Anschluß an antichristliche (will sagen: antikatholische!) Parteien" strikte verboten wird (S. 131), wenn jede andere als die katholische Art der Eheschließung für ungültig erklärt wird und der protestantischen Ehe klar und deutlich der Charakter einer wirklichen Ehe abgesprochen wird. Jedenfalls können Äußerungen wie diese: „Die einzige Art, die Ehe gültig und erlaubt unter Christen zu schließen, ist die, sie nach dem Ritus der heiligen Kirche einzugehen" (S. 56) und: „Zwischen Christen kann es keine wirkliche Ehe geben, die nicht Sakrament ist" (S. 220) — solche Äußerungen können doch nur verstanden werden als eine bewußte Verunglimpfung jeder nichtkatholischen Ehe.

Nach alledem wird es niemand mehr überraschen, in dieser päpstlichen Kinderlehre Schmähungen wider den Protestantismus zu finden, so maßlos, wie sie die gottverlassenste Kaplanspresse vorzubringen sich schämen würde. „Was müßte ein Christ (!) tun, wenn ihm von einem Protestanten oder von einem Agenten der Protestanten eine Bibel angeboten würde?" — so heißt es auf S. 230, und die Unverschämtheit dieser Frage wird noch übertroffen durch die sinnlose Wut, von der die Antwort darauf erfüllt ist: „Wenn einem Christen von einem Protestanten oder von einem Agenten der Protestanten eine Bibel angeboten würde, müßte er sie mit Abscheu zurückweisen, weil von der Kirche verboten; wenn er sie angenommen hätte, ohne darauf zu achten, müßte er sie alsbald ins Feuer werfen oder seinem Pfarrer ausliefern." Wie unheimlich muß den Römlingen doch unsere protestantische Bibel sein, wenn sie solchen infernalischen Haß auszulösen vermag! Aber freilich, vom Protestantismus gilt natürlich in erster Linie, was von den verschiedenen Häresien in der kurzen Religionsgeschichte am Schluß des Katechismus S. 307 gesagt wird: „sie sind immer entstanden und aufrechterhalten worden von dünkelhaften Menschen, welche das Verständnis für die allgemeine Kirche aufgaben, um freiwillig und hartnäckig irgendeinen eigenen oder fremden Irrtum gegen den Glauben festzuhalten." Nur eins hat der Protestantismus vor allen andern Ketzereien voraus, er „ist die Summe aller Irrlehren, die vor ihm waren, nach ihm gewesen sind und nach ihm noch entstehen können, um die Seelen zu verderben" (S. 343).

Wir sind ja durch unsere deutschen Katechismen mit ihrem vom Jesuiten Deharbe stammenden Abriß der Kirchengeschichte durch Liebenswürdigkeit dem Protestantismus gegenüber keineswegs verwöhnt. „Blutige Kriege, Empörung, sittliches Verderben" werden auch hier der Reformation zur Last gelegt und ihre großen Erfolge

damit zu erklären versucht, daß „der leichtsinnigen Volksklasse die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre gefiel" (vgl. z. B. Paderborner Katechismus S. 139 f.). Aber bis zu einer solchen Höhe des Hasses, wie sie hier erreicht wird, haben sie sich doch nicht zu versteigen gewagt. Da ist es begreiflich, daß die deutschen Bischöfe diesem neuesten römischen Machwerk nur wenig Geschmack abzugewinnen vermögen. Zur Zeit der Zentrumstoleranz-Anträge ist der Einheitskatechismus Pius' X. wirklich unbequem und lästig.

Doch noch ein anderes dürfte geeignet sein, die Abneigung der deutschen katholischen Geistlichkeit gegen den päpstlichen Katechismus zu vermehren. Der Deharbesche Katechismus beruhte doch, obwohl von einem Jesuiten verfaßt, im wesentlichen auf dem Catechismus Romanus und hatte das spezifisch Jesuitische meist klüglich zurückgestellt. Der neue Einheitskatechismus aber geht nicht nur in seiner äußeren Anordnung auf den Katechismus des Jesuiten Canisius zurück, er ist auch inhaltlich so durch und durch vom Geist des Jesuitismus durchtränkt, daß er stellenweise gerade als ein Kompendium jesuitischer Dogmatik und Moraltheologie anmutet.

Es würde zu weit führen, das im einzelnen ausführlich zu begründen. Nur auf einige der entscheidendsten Stellen sei hier noch kurz hingewiesen.

In einer soeben erschienenen Schrift: „Sehr ernste Enthüllungen zum Einheitskatechismus für die katholisch-theologische Welt"*) weist Stadtpfarrer Dr. Stephan Lederer mit großem Nachdruck darauf hin, wie durch die Jesuiten der katholische Glaubensbegriff in unerhörter Weise verwässert und veräußerlicht sei. Nach Kleutgen (S. J.) ist „der Glaube ein Fürwahrhalten, zu dem uns fremdes Ansehen bestimmt", und der Jesuitenschüler Denzinger drückt das brutal so aus: „Der Glaube ist zunächst und vorzüglich ein Akt der Erkenntnis. Er ist eine wahre Überzeugung des Denkens von der Wahrheit des Gegenstandes, nur nicht aus innern Gründen, sondern aus dem äußern Grunde der Autorität." Lederer weist nach, daß das keinesfalls Lehre der Kirche sei. Gleichwohl findet sich diese Glaubensauffassung auch schon in den Deharbeschen Katechismen, indes doch nur zaghaft angedeutet. In dem Katechismus Pius' X. aber wird diese jesuitische Verflachung des Glaubensbegriffs unermüdlich breitgetreten und bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt: „Der Glaube ist eine übernatürliche, in unsere Seele eingegossene Tugend, durch welche wir gestützt auf das Ansehen Gottes glauben, daß alles wahr ist, was er geoffenbart hat und uns durch die Kirche zu glauben vorstellt" (S. 57, 226 f.). Und auf welche Weise wissen wir die von Gott geoffenbarten Wahr-

*) Erschienen in Augsburg bei Lampart & Co., 1906. 80 Pfg.

heiten? Antwort: „Die von Gott geoffenbarten Wahrheiten wissen wir durch die heilige Kirche, welche unfehlbar ist; das heißt durch den Papst, . . . und durch die Bischöfe . . .“ (ebenda). Aus welchem Grunde also müssen wir die Glaubenswahrheiten annehmen? Antwort: „Weil sie Gott, die ewige Wahrheit, geoffenbart hat und uns durch die Kirche zu glauben vorstellt“ (S. 58).

Weitaus das Schlimmste aber ist, daß in dem päpstlichen Katechismus die jesuitische Beichtstuhlmoral ganz ungeniert den Kindern vorgesetzt wird. Zwar, die Beurteilung einer Sünde als mehr oder minder schwer, als Todsünde oder läßliche Sünde, nach der Größe der Sache, um die es sich handelt, findet sich auch schon in unsern deutschen katholischen Katechismen. Aber wirklich auf das praktische Leben angewendet wird sie erst hier.

Nur ein paar Beispiele!

„Wer am Feiertag arbeitet, begeht eine Todsünde; *Kürze der Arbeitszeit entschuldigt* jedoch von schwerer Schuld (S. 136).

Der Diebstahl „ist eine schwere Sünde gegen die Gerechtigkeit, *wenn es sich um eine bedeutende Sache handelt*; denn es ist überaus wichtig, daß das Recht eines jeden auf sein Eigentum geachtet werde usw.“. Wann aber ist die Sache bei einem Diebstahl bedeutend? — *Antw.*: „Bedeutend ist sie, *wenn man eine erhebliche Sache* nimmt, und auch, wenn der Nächste durch Wegnehmen einer Sache von geringem Werte *einen schweren Schaden* erleidet“ (S. 148).

Fr.: Was für eine Sünde ist die Lüge?

Antw.: Die Scherzlüge oder Notlüge ist eine läßliche Sünde; die Schadenlüge jedoch ist eine Todsünde, *wenn der verursachte Schaden groß ist*.

Fr.: Muß man immer so reden, wie man denkt?

Antw.: *Es ist nicht immer notwendig, besonders wenn der Fragende kein Recht hat, das zu wissen, was er fragt*“ (S. 148).

Diese wenigen Beispiele werden genügen, den römischen Einheitskatechismus auch nach dieser Richtung hin zu kennzeichnen: Es ist echt Gury!*) Und doch soll das Buch keine Anweisung sein für den

*) Ein bißchen ist der Jesuit Gury (in seiner Moraltheologie, übersetzt von J. G. Wesselack, Regensburg 1869) freilich dem Einheitskatechismus doch noch über. So ist es doch nicht gut zu überbieten, ist auch in einem Katechismus nicht recht zu verwenden, was er über *die Lüge in der Beichte* sagt: Nr. 474. „Ist es immer eine schwere Sünde, wenn man in der Beicht lügt? Antwort: An und für sich ist es nur eine schwere Sünde, wenn sich die Lüge auf eine notwendige Materie der Beichte, die man ohne gedachte Ursache verhehlt, oder auf eine wichtige Materie bezieht, die man fälschlich angibt, indem man sich nämlich über eine schwere Sünde anklagt, die

Beichtvater, wie bei den Moraltheologien die beliebte Ausflucht lautet, sondern es ist eine Kinderlehre, deren Gebrauch auf Anordnung des Heiligen Vaters selbst „verpflichtend sein soll für den öffentlichen und privaten Unterricht in der römischen Diözese und in allen andern der römischen Provinz".

Wahrhaftig, viel Staat ist damit nach alledem nicht zu machen, und ihr anfängliches Widerstreben kann den deutschen Bischöfen, wenn es aus lautern Beweggründen und nicht bloß aus Angst vor der öffentlichen Meinung erfolgt ist, nur zur Ehre gereichen. Wir Protestanten aber können Pius X. für seine Offenheit nur dankbar sein. Sein Einheitskatechismus wird doch manchem die Augen öffnen, der noch immer von römischer Friedensliebe träumte und sich durch das Schlagwort von der gemeinsamen Weltanschauung betören ließ.

2. „Alleinseligmachend".

Gleich nach Erscheinen des „Einheitskatechismus" Pius' X. hatte die Wartburg in ihrer Wochenschau vom 23. Februar 1906 (Nr. 8) die beiden seitdem berüchtigt gewordenen Sätze, in denen allen nicht der römischen Kirche angehörenden Christen kurzweg die Seligkeit abgesprochen wird, aus dem neuen päpstlichen Machwerk herausgehoben und ihnen die bei uns in Deutschland besonders beliebte und immer wieder als Beruhigungsmittel für empfindliche Ketzergemüter verwertete katholische „Lehre", besser: Ausflucht entgegengestellt, wonach auch Nichtkatholiken selig werden können, wenn sie sich ohne ihre Schuld außerhalb der allein wahren Kirche befinden. Die Wartburg hatte dieser Feststellung die Bemerkung angefügt: „Ist Rom mit sich selbst uneins? Das sei fern. Rom hält überall zwei Karten bereit. Bald spielt es Toleranz, bald Intoleranz aus, wie's gerade trifft usw."

man nicht begangen hat" (S. 655). „Eine Lüge, in bezug auf solche Dinge, die nicht zur Beichte gehören, oder den Gewissenszustand des Pönitenten nicht betreffen, ist daher an sich keine Todsünde, weil sie, wie vorausgesetzt wird, weder dem Pönitenten sehr schädlich, noch für das Sakrament sehr schimpflich ist, da sie sich nicht auf dasselbe bezieht" (ebenda). Und noch schöner Nr. 619. „Was soll der Beichtvater tun, wenn er gewiß weiß, daß der Pönitent eine Sünde verschwiegen oder abgeleugnet habe? Antwort: 1. Wenn er dies aus der Beicht eines anderen weiß, darf er nur im allgemeinen fragen usw. Ob aber der Beichtvater einen solchen Pönitenten absolvieren soll, darüber ist man im Streite. Der heilige Alphons von Liguori führt die verschiedenen Meinungen an und schließt dann mit den Worten: „Nach meiner Meinung ist es besser, wie Croix sagt, daß man in diesem Falle gar nicht absolviere, sondern nur etwas bete, um die Verweigerung der Absolution zu verbergen" (S. 731), d. h. also: Der Beichtende geht davon in der Meinung, Absolution erhalten zu haben, und in Wirklichkeit ist er betrogen, betrogen unter Umständen um seine Seligkeit. Hier haben wir die Lüge im Zentrum des religiösen Lebens. Höher geht's nimmer,

Das ist ganz gewiß richtig. Wenn aber der Verfasser dieser Wochenschau-Notiz der Ansicht ist, daß dies doppelte Spiel sich lokal abgrenzen läßt, indem der Papst in seinem Katechismus die dummen italienischen Katholiken lehre, was man den aufgeklärteren Deutschen doch nicht mehr zu bieten wage, so ist das ein Irrtum. Denn auch in dem neuen römischen Katechismus findet sich neben jener schroffen Abweisung diese scheinbare Einschränkung: „Wer sich ohne seine Schuld oder im guten Glauben außerhalb der Kirche befände und die Taufe empfangen oder wenigstens das Verlangen danach im Herzen hätte, wer außerdem aufrichtig die Wahrheit suchen und den Willen Gottes nach Kräften vollbringen würde, der wäre, wenn auch getrennt vom Leibe der Kirche, dennoch mit ihrer Seele vereinigt und deshalb auf dem Wege des Heiles." (Einheitskatechismus, übers. v. Stieglitz, S. 94 f.)

Man kann sich denken, mit welchem Behagen die „Augsburger Postzeitung" dies kleine Versehen, das, wie sich gleich zeigen wird, für die Sache selbst völlig belanglos ist, für ihre Zwecke auszuschlachten bemüht ist. Nachdem sie bereits in ihrer Nr. 55 gewaltig vom Leder gezogen und in der ihr eigenen lieblichen Weise von „Taschenspielerei und Verlogenheit" der Wartburg gefaselt hatte, weil diese nämlich „die das gerade Gegenteil besagende Katechismusfrage" — ich bitte diese treffliche Feststellung für meine folgende Ausführung zu beachten — einfach unterschlagen habe, bringt sie in Nr. 121, offenbar durch das Schweigen der Wartburg über ihre Anrempelei ermutigt, einen neuen Artikel: „Die Noblesse der Wartburg", der zwar ebensowenig wie jener erste eine Entgegnung verdient, mir aber erwünschten Anlaß gibt, die vielverhandelte Frage des „Alleinseligmachend" mit besonderer Berücksichtigung ihrer Stellung in dem neuen päpstlichen Katechismus einmal ausführlicher zu behandeln.

Die „Augsburger Postzeitung" sucht die Sache zunächst völlig

---

es sei denn, daß man dem Dr. Fidelis in seiner Schrift „Hoensbroech kontra Dasbach," 1904, die Krone zuerteilt. Dieser bekommt es fertig, zu dem berüchtigten Fall der Frau Anna in Gurys „Casus conscientiae" folgendes zu bemerken: „So verwerflich einerseits der Ehebruch ist, so unerlaubt im allgemeinen ist andererseits die Offenbarung desselben, falls er geheim ist. Denn eine solche Offenbarung führt zum ehelichen Unfrieden, zu Ärgernissen, selbst zur Auflösung der Familie" usw. Es ist weiter zu beachten, daß der Ehegatte — und dasselbe gilt im umgekehrten Falle von der Ehegattin — kein Recht hat, in die Gewissensgeheimnisse des andern Eheteiles sich einzudrängen und daher auch kein Recht hat, wie ein Richter seine Gattin zu verhören und von ihr das eigene Geständnis eines geheimen Vergehens zu erpressen, für das er keinen stichhaltigen Beweis in Händen hat" (S. 31) — ein Recht, das aber natürlich dem fremden Priester selbstverständlich zukommt! Das ist doch eine beinahe schon krankhafte Verwirrung des sittlichen Urteils.

unmotiviert in Parallele zu stellen mit dem bösen Reinfall Dr. Schädlers in der Landtagssitzung vom 14. März, in der er auf Grund eines gar nicht in der Wartburg vorhandenen Zitats diese einer „geradezu unsagbaren Frechheit“ zieh. Der sehr durchsichtige Zweck dieser Übung ist, die nun folgende Verschleierung des Tatbestandes vorzubereiten. Die „A. P.“ sucht nämlich im folgenden den Anschein zu erwecken, als ständen die von der Wartburg zitierten Sätze überhaupt nicht in dem päpstlichen Katechismus drin, worauf jene Einleitung ausgezeichnet hinzuführen geeignet ist. Aus ganz demselben Grunde redet sie dann weiter von einem „ganz unrichtigen Artikel über den neuen, von Papst Pius X. vorgeschriebenen Katechismus“. Ein solcher Artikel lag aber damals überhaupt nicht vor. Es sind nur, wie jedermann selber nachlesen kann, zwei Fragen aus dem Katechismus angeführt, und daran sind einige Bemerkungen geknüpft. Aber eben diese beiden Fragen sollen hinauseskamotiert werden; darum heißt es weiter: „Danach (d. h. nach der Korrespondenz der Wartburg) soll (!!) dieser (der Katechismus) lehren, daß alle Andersgläubigen verdammt werden, wozu die Wartburg bemerkt: So lehrt der Papst die dummen italienischen Katholiken usw.“ Und nun folgt der schöne Satz, die „A. P.“ habe längst „dargetan, daß die Wartburg Taschenspielerei und Verlogenheit treibt, indem sie die das gerade Gegenteil besagende Katechismusfrage einfach unterschlägt“.

Ja, muß bei einer so raffiniert ausgeklügelten Darstellung nicht jeder unbefangene Leser, der den Sachverhalt nicht ganz genau kennt, ohne weiteres annehmen, die Wartburg habe sich jene beiden Fragen, die in dem päpstlichen Katechismus stehen „sollen“, aus den Fingern gesogen, da ja doch „das gerade Gegenteil“ im Wortlaut angeführt wird?

In Wirklichkeit stehen aber die beiden Fragen, die allen Andersgläubigen mit kühlen dürren Worten die Seligkeit absprechen, wörtlich so drin, wie sie die Wartburg zitiert. Der „A. P.“ zur Gedächtnisstärkung, und da sie für die weitere Erörterung wichtig sind, seien sie hier noch einmal hergesetzt:

1. Fr.: Gehören also die vielen Vereinigungen von Getauften, welche den römischen Hohenpriester nicht als Oberhaupt anerkennen, nicht zur Kirche Jesu Christi? — Antw.: Nein, alle jene, welche den römischen Hohenpriester nicht als Oberhaupt anerkennen, gehören nicht zur Kirche Jesu Christi. (In der Übersetzung von Stieglitz S. 91.)

2. Fr.: Kann man außerhalb der katholischen, apostolischen, römischen Kirche selig werden? — Antw.: Nein, außerhalb der katholischen, apostolischen, römischen Kirche kann niemand selig werden, wie niemand aus der Sündflut gerettet wurde

außerhalb der Arche Noes, die ein Vorbild der Kirche war. (S. 94.)

Der Vollständigkeit halber seien hier gleich noch die übrigen Katechismusaussagen, die für unsere Frage in Betracht kommen, angeführt:

3. Fr.: Sagt deutlicher, was notwendig ist, um ein Glied der Kirche zu sein? — Antw.: Um ein Glied der Kirche zu sein, ist es notwendig, getauft zu sein, die Lehre Jesu Christi zu glauben und zu bekennen, teilzunehmen an denselben Sakramenten, den Papst und die andern rechtmäßigen Hirten der Kirche anzuerkennen. (S. 91, Voraussetzung für Fr. 1.)

4. Fr.: Ist es genug, um selig zu werden, überhaupt ein Glied der Kirche zu sein? — Antw.: Nein, um selig zu werden, ist es nicht genug, überhaupt ein Glied der katholischen Kirche zu sein, sondern man muß ein lebendiges Glied sein. (S. 94.)

5. Fr.: Welche sind lebendige Glieder der Kirche? — Antw.: Lebendige Glieder der Kirche sind alle die Gerechten, aber nur die Gerechten, das heißt jene, die wirklich in der Gnade Gottes sind. (S. 94, Voraussetzung für Fr. 2.)

6. Fr.: Wer gehört nicht zur Gemeinschaft der Heiligen? — Antw.: Zur Gemeinschaft der Heiligen gehören nicht im andern Leben die Verdammten und in diesem Leben jene, welche sich außerhalb der wahren Kirche befinden.

7. Fr.: Wer befindet sich außerhalb der Kirche? — Antw.: Außerhalb der Kirche befinden sich die Ungläubigen, die Juden, die Häretiker, die Abgefallenen, die Schismatiker und die Exkommunizierten. (S. 104.)

8. Fr.: Wer sind die Häretiker? — Antw.: Die Häretiker sind jene Getauften, die hartnäckig eine von Gott geoffenbarte und von der katholischen Kirche als zu glauben gelehrte Wahrheit verwerfen, z. B. die Arianer, die Nestorianer und die verschiedenen Sekten der Protestanten. (S. 105.)*)

Fassen wir kurz zusammen, was hier über den Anspruch der katholischen Kirche, die alleinseligmachende zu sein, gesagt wird, so ist es dies:

Es gibt nur eine wahre Kirche (S. 92), das ist diese ganz bestimmte römische Kirche. Denn die vier Kennzeichen der Einheit,

*) Um sie im folgenden besser verwenden zu können, habe ich diese 8 Fragen numeriert.

Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität sind nur in jener Kirche zu finden, „welche den Bischof von Rom, den Nachfolger des heiligen Petrus, als Oberhaupt anerkennt" (S. 93). Alle anderen sogenannten Kirchen, die sich christlich nennen, gehören also nicht zur Kirche Jesu Christi (s. oben Fr. 1). Folglich kann man nur innerhalb dieser einen römisch-katholischen Kirche selig werden. Wer außer ihr ist, ist verloren, wie in der Sündflut alles zugrunde ging, was sich außerhalb der Arche Noahs befand (s. oben Fr. 2). Doch genügt es nicht zum Seligwerden, überhaupt ein Glied der katholischen Kirche zu sein; man muß auch ein lebendiges Glied sein (Fr. 4). Lebendige Glieder sind aber nur die Gerechten, d. h. jene, die wirklich in der Gnade Gottes sind (Fr. 5). Nun sind aber alle diejenigen ohne die Gnade Gottes, die sich im Stand der Todsünde befinden (S. 103), und in den Stand der Gnade gelangt man nach begangener Todsünde nur durch das Bußsakrament; „das Bußsakrament ist allen zur Seligkeit notwendig, die nach der Taufe eine schwere Sünde begangen haben" (S. 193). Da nun aber das Bußsakrament nur innerhalb der katholischen Kirche gültig verwaltet werden kann (S. 191), so ist es völlig ausgeschlossen, daß jemand außer ihr ein lebendiges Glied der Kirche und somit selig wird. Übrigens wird S. 97 auch noch ausdrücklich die Verpflichtung hervorgehoben, die lehrende Kirche, d. h. „die Bischöfe mit ihrem Haupte, dem römischen Hohenpriester", zu hören „unter Strafe der ewigen Verdammnis" (S. 97). Da es nun die spezifische Eigentümlichkeit des Ketzers, auch des gutmütigsten und unwissendsten, ist, der römischen Kirche nicht zu gehorchen, so folgt schon hieraus, daß er unweigerlich der Verdammnis verfallen ist.

Man sieht, wie das „Alleinseligmachend", bis in seine äußersten und schärfsten Konsequenzen durchgeführt, das ganze römische System durchzieht, ja, wie dies zum guten Teil auf dem „Alleinseligmachend" beruht.

So dürfen wir uns nicht wundern, wenn der päpstliche Katechismus schließlich alle diejenigen, die sich außerhalb der wahren Kirche befinden, darunter auch die Häretiker (oben Fr. 7) und unter diesen besonders „die verschiedenen Sekten der Protestanten" (oben Fr. 8) mit den „im andern Leben" Verdammten als nicht zur Gemeinschaft der Heiligen gehörig in eine Linie stellt (oben Fr. 6).

Hier muß jedoch bemerkt werden, daß diese Ausführungen des neuen päpstlichen Katechismus nichts Neues enthalten. Schon der alte Cathechismus Romanus hat es (I, 10, 18) als katholische Lehre verkündigt: „Wie diese eine römische Kirche in der Überlieferung der Glaubens- und Sittenlehre nicht irren kann, da sie vom heiligen Geiste geleitet wird, so müssen alle andern Kirchen, die sich den Namen ‚Kirche' anmaßen, als vom Geist des Teufels getrieben in den

verderblichsten Irrtümmern des Glaubens und der Sitte sich befinden.“ Und Pius IX. gar hat es in seinem Syllabus (Satz 17) den Gläubigen ausdrücklich verboten, „in betreff der ewigen Seligkeit aller derer zum mindesten gute Hoffnung zu hegen, die sich in keiner Weise innerhalb der wahren (römischen) Kirche befinden“.

Es gilt also der Satz in seiner vollen Schärfe: Außerhalb der römisch-katholischen Kirche gibt es kein Heil. Und doch folgt unmittelbar auf diesen Satz in dem neuen päpstlichen Katechismus jene andere, oben im Wortlaut angeführte Frage, die nach Meinung der „Augsburger Postzeitung“ das gerade Gegenteil besagt. Die „A. P.“ merkt anscheinend gar nicht oder glaubt wenigstens, daß andere es nicht merken werden, welch einen schlechten Dienst sie mit dieser Feststellung Pius X. erweist. Denn folgt auf die Frage, die allen Nichtkatholiken in schärfster Tonart die Seligkeit abspricht, sogleich eine andere, die das genaue Gegenteil besagt, so ist damit zugegeben, daß es in Wirklichkeit noch viel schlimmer steht, als der Wartburgkorrespondent angenommen hatte. Die Wartburg hatte von einem doppelten Spiel Roms in den verschiedenen Ländern gesprochen. In der Tat aber muß man nach den Ausführungen der „A. P.“ sagen: Rom hat stets und überall, selbst in demselben Katechismus und auf ein und derselben Seite zwei grundverschiedene Karten zur Hand, für Fanatiker ihrer ganzen Vergangenheit entsprechend eine schwarze, für sentimentale Gemüter eine weiße. Denn das steht außer Frage: Dieser scheinbar so milde Satz s o l l nach den vorangegangenen Äußerungen schroffster Unduldsamkeit augenscheinlich den entgegengesetzten Eindruck machen, auch wohl der gegnerischen Polemik die Spitze abbrechen, was die „A. P.“ gleich trefflich herausgefühlt und weislich verstanden hat. Denn nun kann man ja allen Angriffen auf jene rohen Sätze entgegenhalten: Was wollt ihr? Es steht ja auch das Gegenteil da!

Indes, die Sache steht noch schlimmer.

Wer einigermaßen mit den jesuitischen Schlichen vertraut und insbesondere dahintergekommen ist, wie geschickt Jesuiten ihre wahre Meinung hinter einem ungeheuren Schwall von Worten zu verbergen wissen, merkt bald, daß dies scheinbar so weitherzige Wort von der M ö g l i c h k e i t des Heils auch für diejenigen, die ohne eigene Schuld oder im guten Glauben sich außerhalb der katholischen Kirche befinden, im Grunde auch nicht ein Tüttelchen nachläßt von dem vorhin gekennzeichneten Standpunkt des „Alleinseligmachend“. Denn was soll denn das heißen: „Ohne eigene Schuld oder im guten Glauben“? Macht man mit dem Gedanken ernst, so hebt er den Begriff der Ketzerei einfach auf, und der doch immer noch festgehaltene Anspruch, die alleinseligmachende Kirche zu sein, ist auch in seiner bescheidensten Form damit gefallen. Denn guten Glaubens sind die

Ketzer gewiß, soweit es ihnen überhaupt ernst ist mit ihrem Christentum; alle andern aber, die Gleichgültigen und geistig Toten, kommen überhaupt nicht in Frage. Denn die werden in der katholischen Kirche ebensowenig selig wie außer ihr (s. oben Fr. 4). Das „Ohne eigene Schuld" aber schrumpft in den jesuitischen Erläuterungen dieses Satzes ganz von selbst zu dem beneficium ignorantiae*) von der wahren Religion zusammen, was wiederum auf die Ketzer nicht zutrifft, da es ja doch gerade ihre Eigentümlichkeit ist, „hartnäckig eine von Gott geoffenbarte und von der katholischen Kirche als zu glauben gelehrte Wahrheit zu verwerfen" (s. oben Fr. 8). Außerdem aber schlägt der ganze Satz einem andern schnurstracks ins Gesicht, welcher besagt: „Es ist nicht genug (zum Heile), allgemein und unbewußt alle Glaubenswahrheiten anzunehmen, denn es gibt manche Wahrheiten, welche alle ausdrücklich und im einzelnen notwendig glauben müssen, z. B. die Einheit und Dreieinigkeit Gottes, die Menschwerdung und den Tod des Erlösers" (S. 58). Reicht aber selbst ein allgemeines und unbewußtes Annehmen aller Glaubenswahrheiten nicht aus zum Seligwerden, was kann da ein noch so eifriges Suchen nach Wahrheit helfen?

Aber freilich, es wird ja auch allen diesen Wahrheitssuchern die Seligkeit nicht in sichere Aussicht gestellt. Keineswegs. Sie sind nur „auf dem Wege des Heils". Und hier haben wir den springenden Punkt. Denn diese Wendung kann nach dem ganzen Zusammenhang nur so verstanden werden: sie sind auf dem Wege zur katholischen Kirche. Selbstverständlich können sie aber nur wirklich selig werden, wenn sie auch den letzten Schritt auf diesem Wege getan haben, wenn sie nämlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sind.

Daß diese Deutung die allein richtige ist, wird sofort deutlich, sobald man im Anschluß an jenen „weitherzigen" Glaubenssatz die einfache Frage stellt: Wird also die katholische Kirche einen Ketzer, an dessen sittlichem Ernst kein Zweifel ist, an den sie aber, etwa weil er in Mischehe lebt, ein besonderes Recht zu haben wähnt, in Frieden sterben lassen, oder wird sie dem unbekehrt Gestorbenen wenigstens anstandslos die letzte Ruhe auf ihrem Gottesacker gönnen?

Die Antwort auf diese Frage kann im Zeitalter der Bekehrungsversuche auf dem Sterbebette, von denen fast jede Zeitung berichten muß, und der Friedhofskandale keinen Augenblick zweifelhaft sein. Damit ist aber erwiesen, daß die römische Kirche auch heute noch, selbst in der Kinderlehre, ihren alten Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, in voller Schärfe aufrechterhält und zugleich allen Andersgläubigen die Seligkeit abspricht. Die scheinbare Milderung, die man

---

*) Wohltätiger Vorzug der Unwissenheit.

diesem Anspruch neuerdings zu geben liebt, hat ungefähr den gleichen Wert, wie zur Zeit der Inquisition und der Hexenprozesse die heuchlerische Bitte an die weltliche Obrigkeit, den ihr zur Hinrichtung übergebenen armen Sünder zu schonen. Man möchte unter voller Behauptung aller Ansprüche doch den guten Schein wahren.

3. „Der Heilige".

(Ein Beitrag zur Heiligenverehrung in der römischen Kirche der Gegenwart.)

Der bekannte italienische Schriftsteller Antonio Fogazzaro hat vor kurzem einen Roman unter dem Titel „Der Heilige" veröffentlicht, der allgemein berechtigtes Aufsehen erregt hat. Zwar die Geschichte selbst, daß aus einem schlimmen Sünder durch ein schweres Schicksal ein wirklicher Heiliger wird, rechtfertigt diese Aufregung keineswegs. Denn das ist die Lebensgeschichte der meisten „Heiligen". Aber das Drum und Dran ist bedeutsam. Dieser Benedetto ist nämlich einerseits ein durchaus moderner Mensch und dabei doch andererseits ein richtiger Heiliger der guten alten Zeit, ein Heiliger, wie Bernhard von Clairvaux und die nordische Birgitta, die niemals ein Blatt vor den Mund nahmen und die fressenden Schäden der Kirche ihrer Zeit stets schonungslos zu geißeln wußten. So sagt „der Heilige" Fogazzaros, der eigentlich der ewig junge Heilige des Reformkatholizismus ist, der Kirche recht gründlich die Wahrheit, und hätte darum, wenn's nach Recht und Billigkeit ginge, wohl ebensogut wie jene alten Heiligen die feierliche Kanonisation verdient.

Statt dessen aber ist er von dem „Reformpapst" Pius X. in Grund und Boden verdammt worden, und alle Spuren seines Erdendaseins sollen rücksichtslos ausgelöscht werden. — Ein Glück für ihn, daß er nur ein papierner Heiliger ist!

Aber freilich, die Gerechtigkeit erfordert zu gestehen, daß es doch auch recht töricht von dem guten Benedetto ist, wenn er das 12. mit dem 20. Jahrhundert verwechselt. Damals konnte sich die Kirche allenfalls noch strafpredigende Heilige leisten. Nach dem vatikanischen Konzil hat sie das nicht mehr nötig. Heilige von der Art des Benedetto Fogazzaros kann sie nicht brauchen.

Fogazzaro hätte am 16. Juni 1906 einmal das Königreich Sachsen besuchen sollen, wenn er die Kirche durchaus mit einem neuen Heiligen beschenken wollte. Da hätte er sehen können, wie ein Heiliger beschaffen sein muß, an dem die jesuitisierte Kirche ihre Freude hat. **Der heilige Benno von Meißen,** dessen 800. Todestag das katholische Sachsen an diesem Tage festlich beging, ist ein Heiliger nach dem Herzen der Kirche. Ihn soll sich zum Muster nehmen, wer künftig

Heilige machen will. Darum: zu Nutz und Frommen aller Heiligen-Romanschreiber sei hier ein Lebensbild dieses Musterheiligen mitgeteilt.

I. Wer der Heilige Benno war.

Die Frage nach dem Nationale des heiligen Benno ist leichter gestellt als beantwortet. Es ist nämlich kläglich wenig, was die Geschichte von diesem großen Heiligen zu berichten weiß. Und dies Wenige ist noch viel weniger wert. Dr. Langer, der allen geschichtlichen Quellen Bennos sorgfältig nachgegangen ist, bemerkt dazu: „Verschiedene, sonst reichhaltige Werke (der gleichzeitigen Geschichtsschreiber) gedenken seiner überhaupt nicht, und erwähnt man ihn hier und da, so geschieht dies gewöhnlich so nebenhin, daß man kaum irren dürfte, wenn man lediglich aus dieser Erwägung behaupten sollte, daß den zeitgenössischen Chronisten die Person des Meißner Bischofs nicht als eine so wichtige, auf ihre Zeit so einflußreiche erschienen sein wird, als man dies aus den mit der Kanonisation (Heiligsprechung) zusammenhängenden Schriften zu schließen geneigt sein kann. Wider Erwarten aber gewähren auch Schriftsteller späterer Jahrhunderte, da doch der Ruhm Bennos sich zu verbreiten begann, sogar die der sächsischen Lande, durchaus keine Ausbeute." (In Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, 1884—88.)

So wissen wir denn nichts von der Familie, aus der Benno stammt; seine Eltern sind uns völlig unbekannt; ebensowenig wissen wir Geburtstag und -jahr; seine Jugend, seine Ausbildung, alles ist in tiefes Dunkel gehüllt. Das hat er ja nun freilich auch mit andern Männern der Geschichte gemein, die größer waren als er. Aber auch was uns von seiner Wirksamkeit als Bischof erzählt wird, ist kaum der Rede wert und noch dazu für den Geruch seiner Heiligkeit wenig vorteilhaft.

Im Jahre 1066 ist er, der bisher Kanonikus in Goslar war, Bischof von Meißen geworden und hat als solcher die Gunst seines Königs, Heinrichs IV., zunächst reichlich erfahren. Als aber Heinrich in Konflikt mit den Sachsen geriet, hat Benno sich sofort den Gegnern seines Fürsten zugesellt. Wir wollen ihm diesen seinen Undank und seine Untreue nicht zu hoch anrechnen, da der unbedeutende und schwachmütige Mann vielleicht von seinem Erzbischof zu seiner Handlungsweise mit fortgerissen worden ist. Aber daß er auch hinterher, nachdem er dem Kaiser aufs neue Treue gelobt hatte, immer wieder und wieder auf seiten der Feinde seines Herrn finden war, und daß er zuletzt gar, nachdem er bei dem kaiserlichen Papst in Rom selbst um Verzeihung für seine bisherige Treulosigkeit gebeten und von dem großmütigen Kaiser sein Bistum wieder erhalten hatte, dennoch wieder die Treue gebrochen hat — das behaftet sein Leben mit einem

unauslöschlichen Makel. Er war ein Mann ohne Charakter, dem schwankenden Rohr gleich, das von jedem Lufthauch in anderer Richtung bewegt wird, dazu so unbedeutend, daß selbst ein Gesinnungsgenosse von ihm sagen mußte, „es sei nicht von Gewicht gewesen, ob dieser oder jener Partei Freund oder Feind gewesen sei". (Lambert in seiner Chronik.) So hat sein Tod keine Lücke gerissen. Ja, so wenig hat er die Zeitgenossen berührt, daß uns nicht einmal Jahr und Tag seines Todes überliefert worden ist. Von seinem Geburtstag könnte man sich das allenfalls noch gefallen lassen. Jahr und Tag der Geburt ist ja auch von manchem großen Helden der Weltgeschichte unbekannt geblieben. Hat aber einer in seinem Leben wirklich etwas geleistet für die Ewigkeit, so bleibt doch sein Todestag unvergessen. Von Bischof Benno kann man nur sagen, daß er zwischen 1103 und 1107 gestorben ist. Seine Spur ist verweht.

Aber ist das wirklich wahr? Ja, ist er denn nicht ein Heiliger, der heute von Hunderttausenden verehrt und gepriesen und selbst als Fürsprecher bei Gott in Anspruch genommen wird?

Freilich, das ist richtig. Sehen wir denn, wie das zugegangen ist.

II. Wie Benno ein Heiliger wurde.

Fogazzaro hat sich die Sache mit seinem Benedetto doch recht leicht gemacht. Als ob es so einfach wäre, als ob ein recht frommes Leben dazu genügte, ein Heiliger zu werden! Bischof Bennos Heiligwerdung mag ihn eines Besseren belehren.

Bischof Benno hat's sich müssen blutsauer werden lassen, ein Heiliger zu werden. Mehr als 400 Jahre hat er nach seinem Tode sich plagen müssen im Schweiße seines Angesichts, ehe er's geschafft hatte, so daß er einen fast schon dauern kann. Und wenn ihm nicht zuguterletzt noch ein guter Freund zu Hilfe gekommen wäre, der seine Sache besser verstand als Fogazzaro — wer weiß, ob nicht dennoch alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen wäre! Es läßt sich nämlich heute aufs Klarste nachweisen, wie aus dem „sehr mit Mängeln und sittlichen Runzeln bedeckten Bischof Benno" allmählich ein immer heiligerer „Heiliger" geworden ist, bis er zuletzt „in strahlendem Scheine und unvergleichlicher Reinheit mit Tränen in den Augen" vor uns steht.

In der zum Jubiläum erschienenen Schrift Löschers: „Wie Sachsen beinahe einen Schutzheiligen bekommen hätte" ist das sehr ergötzlich zu lesen, entspricht aber durchaus den Tatsachen. Ich bitte das bei Löscher selber nachzulesen, auf dessen Schriftchen*) hiermit empfehlend hingewiesen sei. An dieser Stelle muß ich mich darauf be-

*) Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Sächsischen Landesvereins des Evangelischen Bundes, Halle a./S.

schränken, nur die wichtigsten Stadien in der Entwicklung Bennos zum Heiligen herauszuheben.

Die erste Spur davon, daß Benno im Volke verehrt wurde, findet sich 180 Jahre nach seinem Tode in der Ablaßbulle Bischof Withegos von Meißen vom 6. August 1285, in der allen denen ein 40-tägiger Ablaß zugesagt wird, die das Grab Bennos besuchen, zugleich beichten und eine kleine Spende zum Ausbau des Domes beitragen würden. Bischof Withego brauchte Geld, und Heilige waren im Mittelalter so gut wie bar Geld. Darum ließ Withego sich's auch etwas kosten, die Verehrung Bennos in Fluß zu bringen. „Er ließ Bennos Grab öffnen, man fand die Gebeine Bennos in unversehrtem Meßgewande und mit erhaltenem Hirtenstabe. Glücklicherweise war auch sofort eine kranke Frau aus Pretzschendorf bei Freiberg zur Hand. der man das bischöfliche Meßgewand anlegte und den Hirtenstab in die Hand gab. Sie wurde dadurch zwar nicht zum Bischof, aber doch gesund. Außerdem kam Withego auf den gesundheitlich und nach seiten des guten Geschmacks gleich vorzüglichen Gedanken, die Gebeine des Heiligen mit Wein abzuwaschen und dies so gewonnene Lebenselixier den Kranken einzugeben, was ebenfalls mehreren Kranken die Gesundheit verlieh . . . Withego schrieb natürlich alle Wunder, die Namen der Geheilten, ihre Gebrechen — nur nicht ihre „kleinen Spenden" auf und legte diese Urkunde in das Domarchiv. Aber mit den Urkunden hat Benno nun einmal kein Glück. Als man sie später vor der Heiligsprechung recht gut hätte verwenden können, waren sie weg. Die Gebeine Bennos ließ Withego in ein Marmorgrab legen." (Löscher, S. 22.)

Damit war die Verehrung Bennos trefflich in die Wege geleitet. Und es ist kein Wunder, wenn sich nun die fromme Phantasie seiner bemächtigte und bald unzählige Legenden von Bischof Benno im Schwange gingen. Als daher im endenden 15. Jahrhundert das Bedürfnis nach einem Meißnischen Separatheiligen rege wurde, verfiel man naturgemäß auf Benno. So wurde denn der Kanonisations-prozeß eingeleitet. Zunächst wurde in Meißen ein „Zeugenverhör" angestellt, zu dem alle geladen wurden, die über die Person und Lehre, das Leben und Wirken, die Schriften und Wunder Bennos „wahrheitsgemäße" Aussagen machen könnten — 400 Jahre nach seinem Tode! Und richtig wurde in diesem Zeugenverhör durch die Aussagen vieler Leute festgestellt, daß Benno im Laufe der Zeit 20 Tote erweckt und 50 wunderbare Heilungen vollbracht hatte.

Man hätte meinen sollen, daß es Benno nach solchen Taten nicht hätte fehlen können. Aber Rom ist vorsichtig und zäh. Trotz alledem haperte es noch sehr mit Bennos Heiligsprechung, und man kann es Herzog Georg, der sich die Sache schon sehr viel hatte kosten lassen, nicht verdenken, wenn er schließlich unmutsvoll ausrief: „An Geld

hat es nicht gebrochen, aber er ist der Geburt ein purer Deutscher gewesen; das dünkt mich, hat ihm wenig Förderung getan. Denn wäre er ein Franzos oder Florentiner gewest, oder nur seine Mutter eine Florentinerin, trag ich keinen Zweifel, es hätte längst seine Endschaft erreicht."

Da erstand dem armen Benno in Dr. Hieronymus Emser, Luthers „Bock von Leipzig", ein Anwalt, wie er ihn nimmer besser hätte finden können.

Nach einer alten Lebensbeschreibung Bennos, die in der Klosterbibliothek zu Hildesheim auf höchst wunderbare Weise gefunden sein soll, und die doch niemals vorhanden gewesen ist, hat Emser ein Leben Bennos verfaßt, durch das er mit dem „Vater der Lüge" in aussichtsvolle Konkurrenz tritt. Es ist heute erwiesen, daß dies ganze Emsersche Leben Bennos so ziemlich von Anfang bis zu Ende erlogen ist. Der im Staatsarchiv zu Hannover 1886 aufgefundene Briefwechsel zwischen dem Meißner Domdechanten Joh. Hennig und dem Hildesheimer Klosterprofeß Henning Rose gewährt uns einen lehrreichen Einblick in die lustige Fälscherwerkstatt. Emsers Leben Bennos ist ein Roman, und nicht einmal ein guter; wenigstens ist er in keiner Weise mit Fogazzaros „Il Santo" zu vergleichen. Und doch hat er viel mehr ausgerichtet als dieser. Er hat Benno mit zur Heiligkeit verholfen. Das heißt: wer weiß? Wäre nicht die Reformation dazwischengekommen, vielleicht wäre Benno trotz Emser noch immer nicht im Heiligenhimmel. Der Haß gegen die Luthersche Ketzerei aber hat schließlich zuwege gebracht, was den vereinten Bemühungen aller „Frommen" nicht gelingen wollte. Am 31. Mai 1523 wurde Benno von Papst Hadrian VII. heilig gesprochen. Jedermann, der von nun ab am Todestage Bennos zu seinem Grabe wallt, erhält 7 Jahre und 7 mal 40 Tage Ablaß.

So wurde Benno ein Heiliger.

Aber hilf Himmel! Wie sah der Mann jetzt aus? Benno, der Heilige, ist ein ganz anderer als sein geschichtliches Urbild. Mit Benno, dem Bischof von Meißen, hat er wenig mehr als den Namen gemein. Das gibt auch sein neuester Biograph, Prälat Klein, unumwunden zu, indem er zwischen dem historischen Benno und dem Benno der Kirche (nach den Aussprüchen der kirchlichen Autoritäten), der allein als Heiliger verehrt wird, scheidet. So bedarf also das Lebensbild des heiligen Benno, wie ich es im ersten Abschnitt gezeichnet habe, noch einer wesentlichen Ergänzung in der Richtung, wie nun eigentlich dieser Benno der Kirche aussieht.

III. Wer der Heilige Benno heute ist.

Das Nationale Bennos als des Heiligen ist nicht ganz leicht festzustellen. Welches sind denn nun seine Eltern: die wirklichen oder die vorgeschobenen?

Ist nämlich der Benno, wie er in den Aussprüchen der kirchlichen Autoritäten sich darstellt, überhaupt ernst zu nehmen, so sind seine Väter natürlich eben diese kirchlichen Autoritäten, d. h. mit andern Worten: Emser und Genossen, während als seine Mutter etwa der kirchliche Aberglaube gelten dürfte; und sein Geburtstag wäre der Tag der Heiligsprechung des alten Bischofs Benno, der 31. Mai 1523. Das genügt aber den Benno-Verehrern keineswegs. Ihr Heiliger soll nun doch wieder zugleich der alte Meißnische Bischof sein, obwohl sie selber zugeben müssen, daß er's nicht ist; und so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als jenem alten Benno unzählige Geschichten anzudichten, von denen sie selber überzeugt sind, daß sie niemals geschehen sind.

Dieser ihr Benno-Mischling sieht aber so aus:

Er ist geboren in Hildesheim im Jahre 1010 als Sohn des edeln, hochangesehenen Grafen Friedrich von Woldenburg und seiner frommen Gattin Bezela. Seit seinem fünften Lebensjahre von dem später heilig gesprochenen Bischof Bernward von Hildesheim erzogen, wurde er ein wahrer Ausbund von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, trat nach Bernwards Tode in seinem 18. Lebensjahr selbst ins Kloster ein und wurde in rascher Folge Doktor der Theologie, Priester und Abt, selbstverständlich in echter christlicher Demut nur nach langem Sträuben. So braucht es uns nicht zu wundern, daß er sich später, ob seines heiligen Wandels zum Bischof von Meißen vorgeschlagen, aufs Entschiedenste weigerte, das Amt anzunehmen, bis er sich endlich durch die Aussicht, ein Apostel der heidnischen Slawen zu werden, bewegen ließ, die schwere Bürde auf sich zu nehmen. Dann aber wurde er ein Bischof, wahrhaftig nach dem Herzen Gottes, rastlos, unermüdlich tätig für die ihm anvertrauten Seelen, ein gewaltiger Prediger des Evangeliums, auch unter den heidnischen Sorben, ein Tröster der Betrübten und Helfer der Armen, wie es kaum jemals einen zweiten gegeben hat. In dem Streit Heinrichs IV. mit den Sachsen und dem Papst zeigte er sich allezeit als treuer Diener der Kirche, wofür er ununschuldigerweise viel Bitternis zu leiden hatte. Dafür bekannte sich Gott aber auch zu ihm durch Wunder und Zeichen ohne Maß. Als er einmal nach Rom reiste zu einer Kirchenversammlung, übergab er die Kirchenschlüssel zwei Kanonikern mit der strengen Weisung, sie lieber in die Elbe zu werfen, als sie Heinrich IV. und seinen Anhängern auszuliefern. Was geschieht? — Als Benno nach langer Abwesenheit unerkannt zurückkommt und in einer Herberge einkehrt, wird dort gerade ein großer Fisch geöffnet, in dessen Eingeweiden sich die Kirchenschlüssel nach berühmtem Muster unversehrt vorfinden. Natürlich wird der Heimgekehrte nun im Triumph zum Dom hinaufgeleitet. Als er einst Schnitter unter brennendem Durst leiden sah, machte er über einem Wasser das Kreuzeszeichen und sofort verwan-

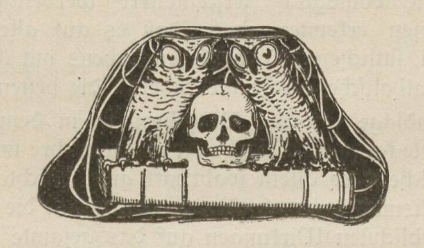
delte es sich in Wein. Ein andermal, da er spät von einem Gang durch die Fluren jenseits der Elbe zurückkehrte, schlug er das Kreuz über den Elbstrom, und trocknen Fußes ging er über die Wellen hin. Ein Bäuerlein sah das und folgte ihm mit einem Fuder Heu, und siehe da, es kam auch glücklich hinüber. Die meisten und größten Wunder aber tat Benno nach seinem am 16. Juni 1106 erfolgten Tode. Nach den Acta Sanctorum wurden allein von 1270—1539 durch Bennos Fürbitte 37 Tote erweckt, 56 Menschen aus Todesgefahr errettet, 558 Kranke geheilt, 9 Besessene, 12 Stumme, 46 Blinde, 9 Taube, 68 Gichtbrüchige von ihren Qualen erlöst, 6 Gefangene befreit, 13 Gebärende wunderbar entbunden, 9 Personen aus anderen Gefahren errettet. Und dabei sind das noch längst nicht alle Wunder, die Benno in dieser Zeit vollbracht hat, und die Wunder aus früherer und späterer Zeit sind noch nicht einmal miteingerechnet. Das Erstaunlichste ist aber die Art dieser Wunder. Ein Beispiel für viele! In Freiburg wurde durch ein einstürzendes Gerüst ein Knabe von 15 Jahren so zerquetscht, daß von einer menschlichen Gestalt nichts mehr an ihm zu erkennen war. Aber nachdem er 3 Stunden tot dagelegen hatte, riefen die Umstehenden den heiligen Benno an, und sofort lebte der Knabe wieder auf und wurde ohne jeden Körperfehler geheilt.

Das also ist Benno, der Heilige, wie ihn die Kirche ins Leben gerufen hat, und wie er im Herzen seiner Gläubigen waltet. Daß diese es einem solchen Helden zutrauen, die vier Millionen ketzerischer Sachsen, wenn er's nur ernstlich will, innerhalb zehn Jahren in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen, läßt sich begreifen. Weniger begreiflich wird es manchem sein, wie halbwegs vernünftige Leute den Saltomortale vom geschichtlichen zu diesem kirchlichen Benno fertig bekommen, ohne dabei ihrer Vernunft und ihrem Gewissen den Hals zu brechen. In der Beziehung ist das mit großem Eifer in Szene gesetzte, wenn auch trotz aller Anstrengungen recht kläglich verlaufene Benno-Jubiläum typisch und ein Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es steht, dünkt mich, genau in der gleichen Linie mit der Aachener Heiligtumsfahrt von 1902. Wie es damals von kirchlich-autoritativer Seite als für die Verehrung völlig gleichgültig bezeichnet wurde, ob die Reliquien echt wären oder nicht, so werden heute die Taten und Wunder Bennos ohne Bedenken als Sagen und Dichtungen preisgegeben, die Verehrung des Heiligen aber wird nur noch gesteigert. Man muß sich nur klarmachen, was das heißt! Es wird indirekt zugegeben: Der wirkliche Benno ist eine in der Tat unbedeutende, wenig verehrungswürdige Person, von der wir nur wenig, vor allem wenig Gutes wissen. Was ihn zum Heiligen machte, alle Taten, auf die hin er heilig gesprochen wurde, sind, wenn nicht geradezu erlogen, so doch zum mindesten —

erdichtet. Und dennoch wird er verehrt, weil es der Kirche einmal so gewollt hat.

Ja, merken es die Macher denn gar nicht, auf welchem gefährlichen Wege sie sich befinden? Nach katholischer Lehre wurden die Heiligen doch bisher verehrt, weil sie „Freunde Gottes und unsere Fürbitter bei ihm sind“ (Einheitskatechismus, S. 131); auch soll man sich am Feste Allerheiligen vornehmen, „ihr Beispiel nachzuahmen, um eines Tages der gleichen Herrlichkeit teilhaftig zu werden“ (S. 303). Ist anzunehmen, daß so wunderliche Heilige, wie Benno, „Freunde Gottes und unsere Fürbitter bei ihm“ sind? Und was ist denn Nachahmungswertes an ihm?

Die ganze Heiligenverehrung bekommt so ein anderes Gesicht. Künftig wird es heißen: Heilige anrufen ist ein gutes und verdienstliches Werk, auch wenn's niemals Heilige gegeben hätte, um so verdienstlicher, je weniger der betreffende Heilige es verdient, weil so zu der pietätvollen Gesinnung, die sich in der Heiligenverehrung kundgibt, auch noch die köstliche Tugend vollkommenen Gehorsams gegen die Kirche kommt. — Mater Ecclesia, quo vadis?





VI. Protestantismus und Katholizismus.

1. Konfessionelle Bilanz.

I.

Zu den beliebtesten Mitteln ultramontan-jesuitischer Kampfesweise im konfessionellen Wettstreit gehört seit Jahren die Aufstellung einer konfessionellen Bilanz, durch die der Protestantismus ins Unrecht gesetzt und womöglich „zerschmettert" werden soll, wenn er zu seinem Leidwesen erkennen muß, daß es auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Lebens mit ihm bergab geht, während die katholische Kirche hier überall die besten Erfolge erzielt.

Die Grundlage für dies Verfahren ist in dem Köhlerglauben gegeben, daß die katholische Kirche die allein wahre und seligmachende sei und als solche auch allein wahrhaft gute Früchte bringen könne. Der Protestantismus habe als Revolution gegen die göttliche Wahrheit die verderblichsten Wirkungen auf das gesamte Volksleben ausgeübt. Es ist nicht nur Katechismusweisheit, daß „blutige Kriege, Empörung, sittliches Verderben" die Folgen der Reformation gewesen sind, und daß der Protestantismus nur deshalb so große Verbreitung gefunden hat, weil „der leichtsinnigen Volksklasse die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre gefiel" — bekanntlich hat auch Papst Leo der 13. in seiner Enzyklika „Diuturnum illud" vom 29. Juni 1881 und späterhin in seiner berüchtigten Kanisius-Enzyklika sich auf den gleichen Standpunkt gestellt und den Protestantismus sogar für den Kommunismus, Sozialismus und Nihilismus verantwortlich zu machen versucht. Und seit die höchste Lehrautorität der katholischen Kirche so mit schlechtem Beispiel in der Beschimpfung des Protestantismus vorangegangen ist, ist es für die treuesten Söhne dieser Mutter natürlich Ehrensache, ihr Oberhaupt nicht bloßzustellen und auf Grund des Dogmas die Geschichte, und nicht nur sie, sondern auch

die tatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart zu „korrigieren“. Für die Vergangenheit haben es die Janßen, Hohoff, Majunke, Denifle und Genossen trefflich besorgt. Und daß nach der Ansicht unserer ultramontanen Zeitgenossen der gegenwärtige Protestantismus schon längst auf dem letzten Loche pfeift, ist männiglich bekannt; nicht nur der Zahl nach geht es rapide mit ihm zurück, er ist auch innerlich so morsch und zerklüftet, daß er einer „windschiefen Bretterbaracke“ verzweifelt ähnlich sieht, die der nächste beste Sturm über den Haufen zu werfen droht.

Allerdings werden auch manchmal ganz andere Stimmen laut, die von einer gewissen wirtschaftlichen und geistigen Inferiorität der Katholiken und einem Rückgang auch im religiösen Leben des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus zu reden wissen — aber entweder sind diese Klagen nicht ernstlich gemeint und sollen nur anspornend wirken, oder sie gehen von Leuten aus, die auf ultramontaner Seite doch nicht ganz für voll genommen werden und als „Reformsimpel“ ein kümmerliches Dasein fristen. Im allgemeinen zeigt sich die katholische Kirche zurzeit von einer Siegeszuversicht im konfessionellen Wettkampf beseelt, die nur zu erklären ist: entweder aus einem in der Tat gewaltig gestiegenen Kraftbewußtsein oder aber aus dem heimlichen Gefühl — der Schwäche, über die man sich durch möglichst selbstbewußtes Auftreten hinwegzutäuschen sucht.

Hier hat lange Zeit die Statistik den ultramontanen Bilanzkünstlern ausgezeichnete Dienste geleistet, so lange nämlich, als die Statistik selbst die konfessionellen Verhältnisse nur unvollkommen berücksichtigte. So hat der Jesuit Tilmann Pesch in seinen berüchtigten „Briefen aus Hamburg“ ganz allgemeine statistische Angaben benutzt, um von dem sittlich-religiösen Zustand Hamburgs ein grauenvolles Bild zu entwerfen, ohne sich auch nur im entferntesten durch den Gedanken etwa an das katholische Paris oder andere katholische Großstädte stören zu lassen; und in einer Anmerkung dazu bekommt er es wirklich fertig, die allerdings erschreckende Steigerung der Verbrechen in Deutschland einfach der „liberalen Ära“ aufs Konto zu setzen, ohne sich auch nur im entferntesten der Mühe zu unterziehen, einmal zu untersuchen, wie sich die Verbrecher auf die einzelnen Konfessionen verteilen Nicht lange danach hat der Jesuit Hammerstein in seinem „Edgar“ ein ähnliches Kunststück vollbracht, indem er mit Hilfe der Statistik zu beweisen suchte, „daß im großen und ganzen die katholischen Länder in bezug auf Glauben und Sittlichkeit und wahres Glück weit höher stehen als die protestantischen und als das schismatische Rußland“, und indem er z. B. Italien und Spanien als katholische Musterländer dem protestantischen Mecklenburg und Pommern gegenüberstellte. Ihm ist allerdings in einer noch heute überaus empfehlenswerten Schrift: „Konfessionelle Bilanz oder: Wie urteilt

der Jesuitenpater v. Hammerstein über die Unsittlichkeit unter den Konfessionen" „von einem Deutschen" gründlich heimgeleuchtet worden. Dennoch kann man auch heute noch (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — ich nenne an dieser Stelle die „Konfessionsstatistik Deutschlands" des Jesuiten H. A. Krose, die sich größtenteils erfreulicher Zurückhaltung befleißigt —) vielfach ganz die gleiche, durch und durch unehrliche Verwertung, richtiger: Mißhandlung der Statistik im Schwange finden. Und die neueste, von dem Jesuiten Reichmann besorgte Ausgabe der „Briefe aus Hamburg" denkt nicht daran, jenes Zerrbild protestantischer Sittlichkeit, wie es Pesch zeichnet, zu berichtigen. Ja, er behält in der Anmerkung die gänzlich unzulänglichen statistischen Angaben der siebziger Jahre bei, die nicht nur für sich gar nichts beweisen, sondern auch längst überholt sind — ein Verfahren, das auch bei weitgehendster Pietät gegen den Verfasser und bei aller nur denkbaren Rücksichtnahme auf den ganzen Charakter des Werkes als „Gelegenheitsschrift" keineswegs gerechtfertigt ist. Denn auch eine Gelegenheitsschrift soll nicht wissentlich falsche Angaben in die Welt hinausschleudern.

Aber freilich, wollte man da überhaupt ändern oder berichtigen, so würde nicht so bald ein Ende abzusehen sein. Ja, das ganze schöne Kapitel über die „Blüten moderner Christlichkeit" würde ungefähr in das gerade Gegenteil verkehrt werden müssen. Denn wenn man aus der Statistik ihrem heutigen Stande nach überhaupt etwas von Belang für die konfessionelle Bilanz herauslesen kann, so ist es dies, daß der Protestantismus die konfessionelle Statistik in keiner Weise zu scheuen braucht. Ja, man kann wohl sagen: Soweit die Statistik überhaupt imstande ist, Material zu liefern für eine konfessionelle Bilanz, schneidet der Protestantismus in allen wesentlichen Punkten entschieden besser ab als der Katholizismus.

Natürlich muß man sich bei Aufstellung einer solchen Bilanz hüten, daß man nicht in denselben Fehler verfällt, wie er auf katholischer Seite so vielfach geübt worden ist. Im Grunde sind doch eigentlich schon Katholizismus und Protestantismus zwei völlig inkommensurable Größen. Wenigstens ist die Auffassung von Glauben und Sittlichkeit, die hier vor allem in Frage kommt, bei beiden grundverschieden. Und diese verschiedene Grundauffassung wird sich natürlich sofort in der verschiedenartigen Bewertung des toten statistischen Zahlenmaterials bemerkbar machen müssen und gewiß manchmal zu entgegengesetzten Resultaten führen. Außerdem aber spielen doch mancherlei verschiedene Umstände in den der Statistik zugrunde liegenden Verhältnissen eine oft recht bedeutende Rolle, die mit Religion und Konfession der Beteiligten gar nichts zu tun haben, wie Rasse, Volkscharakter, wirtschaftliche Verhältnisse, Sitten und Ge-

bräuche und dergleichen. Doch soll man über alledem auch gewiß nicht den Einfluß der Religion auf das Volksleben unterschätzen.

Eine konfessionelle Bilanz ist gewiß nicht unberechtigt. Wie ein ordentlicher Hausvater von Zeit zu Zeit einen Überschlag machen wird über Gewinn und Verlust, Fortschritte oder Rückschritte in seiner Arbeit, um daraus für die Zukunft zu lernen, so dürfen auch die einzelnen Konfessionen gewiß je und dann ihr Soll und Haben sich vergegenwärtigen und mit dem Bestand ihrer — Rivalen vergleichen. Nur muß man sich der Schwierigkeit der Aufgabe stets bewußt bleiben und mit der nötigen Vorsicht darangehen. Vor allem aber wollen wir uns vor Bilanzverschleierungen hüten, die uns gar leicht mit unterlaufen können, ohne daß wir es beabsichtigt haben, da wir nun einmal bei aller Objektivität der Aufgabe doch niemals völlig unbefangen gegenüberstehen können.

Im großen und ganzen scheint mir nun diesen Anforderungen ein Schriftchen von Johannes Forberger (Der Einfluß des Katholizismus und Protestantismus auf die wirtschaftliche Entwicklung der Völker, Flugschriften des Evangelischen Bundes 245/46, Halle a. S. Gesch.-Stelle des Ev. Bundes, 0,80 Mk.) zu genügen. Wie schon der Titel sagt, beschränkt sich Forberger im wesentlichen auf einen Vergleich des Wirtschaftslebens bei den einzelnen Völkern verschiedener Konfession, kann aber selbstverständlich bei der großen Bedeutung der sittlichen Zustände auch für die soziale Lage eines Volkes die Moralstatistik nicht ganz außer acht lassen. So gestaltet sich das Büchlein in der Tat zu einer konfessionellen Bilanz, die sich vor allem auch deshalb als besonders wertvoll erweist, weil sie überall die neuesten Zahlen berücksichtigt und zugleich in einem geschichtlichen Überblick den unheilvollen Einfluß römischer Unduldsamkeit auf das wirtschaftliche Leben der katholischen Völker aufzeigt.

Einige der wichtigsten Ergebnisse der neuesten Konfessionsstatistik mögen denn hier eine Stätte finden.

II.

1. Daß die protestantischen Völker den katholischen wirtschaftlich weit überlegen sind, ist eine ebenso allgemein bekannte wie auch allerseits anerkannte Tatsache. Die beiden großen Hälften Amerikas, Nord- und Südamerika, können hier geradezu als Musterbeispiele für den Einfluß der verschiedenen Konfessionen auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes dienen. Beide Länder wurden fast gleichzeitig entdeckt und besiedelt, höchstens daß Südamerika einen kleinen Vorsprung hatte; beide Länder waren gleich verschwenderisch ausgestattet von der Natur, auch hier Südamerika eher mehr als weniger im Verhältnis zum Norden. Die Ureinwohner beider Länder kommen für einen Vergleich kaum in Betracht, da sie auf die wirtschaft-

liche Entwicklung des Landes ohne Einfluß geblieben sind. Amerika war also ein unbeschriebenes Blatt; hier konnten sich die aufbauenden Kräfte der Kolonisatoren sozusagen in Reinkultur entwickeln. Und nun: welch ein Unterschied zwischen dem vorwiegend germanisch-protestantischen Norden und dem rein romanisch-katholischen Süden in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung! Dort eine Weltmacht, die eine Entwicklung ohnegleichen durchgemacht hat — hier ein Haufen zusammengewürfelter „Revoluzzer-Republiken", deren verrottete und verlumpte Zustände fast zu sprichwörtlicher Berühmtheit in der Welt gelangt sind, und mit denen verglichen die bekannte „polnische Wirtschaft" noch als Muster eines Ordnungsstaates gelten kann! Übrigens darf hier wohl gleich bemerkt werden, daß nach dem Protestantischen Taschenbuch, Sp. 73, von den 325 Kongreßmitgliedern der Vereinigten Staaten nur 25, von den 28 Senatoren nur 2 katholisch sind. Da nun in dem „freien" Amerika, das uns von ultramontaner Seite so oft als Muster vollkommenster Toleranz vorgehalten wird, von „unparitätischer" Behandlung der Katholiken nicht gut die Rede sein kann, so muß diese auffallend niedrige Zahl doch auch wohl in der wirtschaftlichen und intellektuellen Inferiorität der amerikanischen Katholiken ihren Grund haben. Genau dasselbe gilt aber auch von Europa. Man braucht nur die vorwiegend katholischen Staaten: Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Belgien, den vorwiegend protestantischen Staaten: England, Deutschland, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark gegenüberzustellen, um zu erkennen, wo die größere wirtschaftliche Kraft liegt. Und doch war vor 300 Jahren das Verhältnis noch genau das umgekehrte. Forberger führt einige statistische Daten an, um das zu erhärten. Ich hebe folgendes heraus: Den Mobiliarwert, den die 6 vorwiegend protestantischen Völker Europas, Großbritannien, Deutschland, Holland, Schweiz, Dänemark, Schweden-Norwegen, mit zusammen etwa 115 Millionen Einwohnern besitzen, berechnet Guyot auf 171 Milliarden Franken, den der 5 katholischen Länder Frankreich, Belgien, Österreich-Ungarn, Italien, Spanien mit 136 Millionen Einwohnern auf nur 132 Milliarden Franken.

Der Tonnengehalt der Handelsflotten betrug 1903 bzw. 1904 in den genannten protestantischen Ländern (natürlich exklusive Schweiz) nebst den Vereinigten Staaten von Nordamerika*) 21 595 238 Tonnen, in den genannten katholischen Staaten aber nur 3 511 641 Tonnen. Und dabei sind die romanisch-katholischen Völker an natürlichen Hilfskräften keineswegs ärmer als die protestantischen Völker, eher noch reicher. Aber auch wenn man das

*) Auf die Vereinigten Staaten allein kommen davon: 6 097 345 T.

nicht zugeben will und den ungeheuren Abstand mit der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Ländern zu erklären sucht, so findet sich dieselbe Erscheinung der wirtschaftlichen Überlegenheit der Protestanten auch stets in ein und demselben Lande unter sonst völlig gleichartigen Verhältnissen. Fast überall, auch in den rein katholischen Ländern, wie Frankreich, erweisen sich die Protestanten als die Steuerkräftigeren. In Baden kommt z. B. auf jeden Evangelischen ein Kapitalbesitz von 1318,31 Mk., auf jeden Katholiken nur 580,54 Mk.; ein versteuertes Einkommen für jeden Evangelischen von 216,78 Mk., für jeden Katholiken von 112 Mk., so daß selbst die „Germania“ schreibt: „Geht die Entwicklung des Landes noch einige Jahrzehnte so fort, und das ist wahrscheinlich, dann sind die Katholiken nur noch Proletarier in ihrem Vaterlande.“

So sagt denn auch der Jesuit Krose in seiner Schrift: „Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit“ ausdrücklich: „Nun ist es ja jedermann bekannt, daß gerade in bezug auf den materiellen Besitz und die gesellschaftliche Stellung der größte Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung Deutschlands besteht. Die Katholiken sind durchgehend die Ärmeren, die wirtschaftlich Schwächeren.“ Wenn er aber diesen für die Katholiken betrübenden Tatbestand darauf zurückführt, daß den Protestanten u. a. „die Verfügung über die große Staatskrippe“ zustehe und diese von ihnen „in rücksichtsloser Weise zum eignen Vorteil ausgebeutet werde“, so ist das eine gemeine, durch nichts gerechtfertigte Verdächtigung, die in Verbindung mit dem Fall Roeren-Wistuba höchstens geeignet ist, auf die geheimen Wünsche und Absichten der Ultramontanen für den Fall, daß sie einmal die wirtschaftlich Mächtigeren werden sollten, ein bezeichnendes Licht zu werfen.

2. Der Hauptgrund für die wirtschaftliche Inferiorität der Katholiken liegt vielmehr in der gleichfalls notorischen intellektuellen und wissenschaftlichen Rückständigkeit des Katholizismus. Wenn in Deutschland verhältnismäßig wenig Katholiken in höheren Beamtenstellen und wissenschaftlichen Berufen zu finden sind, so liegt das daran, daß zu wenig studieren und die höheren Schulen besuchen (man vergleiche die Tabellen bei Forberger auf S. 10). Daß aber so wenig Katholiken sich dem Studium widmen, hat seinen tiefsten Grund in der echt katholischen Geringschätzung des Wissens und des Intellekts überhaupt. Man braucht nur einmal auf die Zahl der Analphabeten in den einzelnen Ländern zu achten, um zu erkennen, wie hoch das Wissen dort gewertet wird. Wissen aber ist Macht, und Bildung ist Reichtum. Wirtschaftliche und intellektuelle Inferiorität bedingen einander. Oder ist die folgende Ta-

belle nicht das genaue Gegenstück zu den oben genannten Zahlen? Auf je 100 Rekruten kamen Analphabeten in den

vorwiegend evangelischen Ländern,			in den katholischen Ländern		
Deutschland	(1899)	0,08	Frankreich	(1896)	5,18
Schweden	(1883)	0,27	Belgien	(1892)	13,60
Dänemark	(1881)	0,36	Österreich	(1894)	22,00
Schweiz	(1896)	0,35	Ungarn	(1888)	25,90
Niederlande	(1896)	4,70	Italien	(1894)	38,94

Genau das gleiche Bild ergibt die folgende Tabelle. Nach Kürschners Jahrbuch 1905 kamen 1902 auf je 100 Einwohner Briefsendungen in den

vorwiegend evangelischen Ländern,		in den katholischen Ländern	
Großbritannien	7341	Österreich	4387
Schweiz	7198	Belgien	3715
Deutschland	5672	Frankreich	2828
Dänemark	4479	Ungarn	1777
Niederlande	3458	Italien	975
Norwegen	2438	Portugal	761
Schweden	2377	Spanien	637

Sonach wird es wohl sein Bewenden dabei haben müssen, daß die katholische Kirche, wenn auch gewiß mancherlei andere Faktoren mitwirken, ein gut Teil Schuld trägt an der allgemeinen wirtschaftlichen und geistigen Rückständigkeit der Katholiken aller Länder.

3. Je weniger aber das zu bestreiten ist, mit um so größerem Eifer hat man sich auf die Moralstatistik gestürzt, um wenigstens auf dem Gebiet der Sittlichkeit eine Überlegenheit des Katholizismus über den Protestantismus konstatieren zu können.

Aber auch hier hat sich die Statistik dem Katholizismus wenig günstig erwiesen. Mit Recht bemerkt Forberger S. 14: „Die jesuitische Behauptung, daß auf dem Gebiete geschlechtlicher Unsittlichkeit die Protestanten viel ungünstiger ständen, als die Katholiken, ist teils unwahr, teils unerweislich. Die Statistik der außerehelichen Geburten weist für einzelne Teile derselben Länder so verschiedene Zahlen auf, daß man daraus vor allem das schließen muß, daß gerade auf diesem Gebiete, wo so vieles sich der statistischen Zählung entzieht, bloße Zahlen ein schlechter Gradmesser sind. Dieselben Zahlen können unter Berücksichtigung aller näheren Umstände sehr Verschiedenes bedeuten. Da muß die Zahl der Adoptionen, der Findlinge, Drehläden (eine Einrichtung fast ausschließlich katholischer Länder), Umfang der Prostitution, Schärfe der Kontrolle usw. berücksichtigt werden." — Im einzelnen ist zu sagen, daß Österreich mit 17,8 außerehelichen Geburten auf 100 überhaupt von allen Ländern am schlechtesten dasteht; ihm zunächst kommen Portugal mit 12,21 und Frank-

reich mit 10,2 — alles katholische Länder! Deutschland hat mit 9,8 dieselbe Zahl wie Italien (9,8), dessen Zahl aber durch die massenhaften Kindesaussetzungen — 1879—1881 wurden in Italien 32 093 Kinder, 1894—96 noch 14 823 Kinder in Drehläden gefunden — eine viel schlimmere Bedeutung gewinnt. In Deutschland selbst schneidet am schlechtesten ab das katholische Bayern r. d. Rh. mit 14,89, dem allerdings das evangelische Sachsen mit 12,71 sehr nahekommt. Interessant ist, daß Belgien 8,75 % uneheliche Geburten aufzuweisen hat, während die benachbarten Niederlande nur auf 3,20 kommen. In Preußen freilich stehen die Protestanten schlechter als die Katholiken (1893—97 erstere 10,3 %, letztere 6,5 %); das muß rückhaltlos anerkannt werden, obgleich gerade hier mit Recht besondere Gründe geltend gemacht werden dürften, durch die das ungünstige Ergebnis stark modifiziert würde. Im ganzen ist jedenfalls das Ergebnis für die katholische Kirche geradezu niederschmetternd, und alle Redensarten und Entschuldigungsgründe, mit denen der Jesuit Krose den peinlichen Eindruck zu verwischen sucht, ändern daran nichts.

Die Selbstmordstatistik ist für den Protestantismus allerdings weniger günstig, aber Grund zur Überhebung gibt auch sie dem Katholizismus in keiner Weise. Am schlimmsten steht es auch hier mit einem katholischen Lande, nämlich Frankreich mit 246 Selbstmorden auf 1 Million Einwohner; daran reihen sich freilich gleich Dänemark mit 238, Schweiz mit 223, Deutschland mit 206; dann erst kommt Österreich mit 164 Selbstmorden auf 1 Million. Das katholische Belgien übertrifft auch hier wieder mit seinen 127 Selbstmorden die benachbarten Niederlande mit 57 bei weitem nach der schlechten Seite hin. Im übrigen trifft Forberger (S. 18) den Nagel auf den Kopf mit der treffenden Bemerkung: „Nicht nur heldenhafter Glaube und fromme Geduld können in schweren Zeiten vor einem Schritte der Verzweiflung bewahren, sondern auch Stumpfsinn und Gleichgültigkeit. Umgekehrt kann deutsche Neigung zur Selbstkritik (und ich füge hinzu: das dem ohne Beichtvater lebenden Protestanten aufgenötigte Gefühl schwererer sittlicher Selbstverantwortlichkeit) leichter zu unheilvoller Tat führen, die romanische Leichtlebigkeit verhütet."

Ganz schlimm dagegen steht es für die katholische Kirche mit einer Statistik der verübten Mordtaten. In Italien kommen auf 1 Million Einwohner 33 Morde, in Spanien gar 45, in Österreich noch 19, in Deutschland kaum 8, in England nur 3,16. Gewiß liegt gerade hier viel an dem Volkscharakter und dergleichen, aber wenn z. B. Belgien 20 Morde, die benachbarten Niederlande nicht ganz 10 haben, so erkennt man, daß damit längst nicht alles erklärt ist.

Noch auffälliger aber ist, daß die Kriminalstatistik in Deutschland bereits seit Jahrzehnten den Katholiken ungünstig ist und anscheinend

Jahr für Jahr eine Zunahme der Verbrechen auf katholischer Seite erkennen läßt. Während nämlich des Deutsche Reich 1900 im ganzen 62,51 % Evangelische, 36,05 % Katholiken zählte, waren 1903 von 505 333 Verurteilten nur 57,00 % Evangelische, dagegen 40,90 % Katholiken. Es kamen mithin auf 100 000 Einwohner 897 Bestrafungen, auf 100 000 Evangelische aber nur 819, auf 100 000 Katholiken dagegen 1017.

Das alles sind Zahlen, die nicht aus der Welt zu schaffen sind. Und sie beweisen, daß der Protestantismus auf die Völker in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung zum mindesten durchaus nicht, wie ihm von katholischer Seite vorgeworfen wird, verderblich einwirkt.

Im Gegenteil. Ohne sich der gleichen Übertreibung, wie sie von der Gegenseite geübt wird, schuldig zu machen, darf man mit Fug und Recht behaupten: Der Protestantismus hat den ihm anhängenden Völkern in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung eine gewisse Überlegenheit über die katholischen Völker gegeben und jedenfalls in höherem Maße fördernd auf die treibenden Kräfte des Volkslebens eingewirkt als der Katholizismus. Auch sein gewaltiges Wachstum der Zahl nach in dem vergangenen Jahrhundert hat ihn als den Lebenskräftigeren erwiesen. Während nämlich der Katholizismus von 1801—1901 in Europa nur um 68 % zugenommen hat, ist der Protestantismus ebendort um 132 % gewachsen; nimmt man dazu Amerika und Australien, so ergibt sich für die Protestanten eine Zunahme von mindestens 300 %. (Yves Guyot, Prot. Taschenbuch, Sp. 1235.) Die gesamte Bevölkerung der wichtigsten protestantischen Staaten mit Einschluß ihrer Kolonien hat nach dem Protestantischen Taschenbuch von 1786—1886 um das 2,7fache zugenommen, diejenige der katholischen Staaten nur um das 1,5fache.

Das ist eine Bilanz, mit der der Protestantismus zufrieden sein kann. Sie soll uns ein Ansporn sein zu entschlossener Weiterarbeit; aber wir wollen auch aus ihr die fröhliche Zuversicht mitnehmen, daß dem Protestantismus trotz mancherlei Schlappen und Mißerfolge, die er besonders in Preußen erlitten hat, bei treuem Ausharren die Zukunft gehört.

2. Die Überlegenheit des Protestantismus.

I. Der Tatbestand.

In ihrer Nummer 510 vom 14. Juni 1907 brachte die „Kölnische Volkszeitung" einen Artikel von Dr. Hans Rost über „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart", der in Verbindung mit den statistischen Zusammenstellungen über die Konfession der Schüler an den höheren Schulen Nord- und Mitteldeutschlands in Nr. 640 und 704 eine sehr willkommene Bestätigung und zum Teil Ergänzung meiner konfessionellen Bilanz bietet.

Die wichtigsten Angaben daraus seien hier zunächst nachgetragen. Was zuerst die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken angeht, so bemerkt Dr. Rost mit Recht: „Ohne ein weitschichtiges Zahlenmaterial zu besitzen, kann man sagen, daß im Deutschen Reiche in den agrarischen Berufen mit ihrer geringen Einträglichkeit die Katholiken ein sehr großes Kontingent stellen, daß sie dagegen in den Erwerbsgruppen des Handels und der Industrie hinter den Protestanten und Juden zurückstehen. Größere Ausnahmefälle, wie das industriereiche Rheinland, verwischen nicht die Gesamtgestaltung." Er weist das besonders für Elsaß-Lothringen nach, wo die Katholiken im Handels- und Verkehrsgewerbe hinter ihrem Bevölkerungsanteil in der Tat ganz erheblich zurückbleiben. Das gleiche gilt für Frankfurt a. M., wo die Katholiken „ein starkes Kontingent zur Kategorie der häuslichen Dienste sowie zur Landwirtschaft" stellen, während die Protestanten weit mehr in den „öffentlichen und liberalen Berufsarten" vertreten sind, und für Baden, wo die Protestanten „nach der ökonomischen wie gesellschaftlichen Seite hin einen erklecklichen Vorsprung haben". So ist hier die ländliche Verschuldung in den protestantischen Gegenden geringer, als in den katholischen; in den akademischen und liberalen Berufen stehen die Katholiken ziemlich zurück; zu den Offizieren stellen die Protestanten fast den doppelten Anteil wie zur Bevölkerung.

Wenn auch nicht überall in Deutschland dieselben Verhältnisse vorliegen und darum eine Verallgemeinerung sich von selbst verbietet, so läßt sich nach Rost doch „ohne Widerspruch behaupten, daß die Katholiken von den drei Konfessionsgruppen neben den Protestanten und Juden der ärmste Volksteil sind".

Das geht mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus dem Verhältnis der einzelnen Konfessionen zu den von ihnen aufgebrachten Steuern hervor.

In Berlin entfallen auf den Kopf des Katholiken an Steuern 107,6 Mk., des Protestanten 135,4 Mk., des Juden bzw. Dissidenten 329,8 Mk. bzw. 367,5 Mk. In Frankfurt a. M. zahlte 1900 der protestantische Steuerzahler das Doppelte, der jüdische das Siebenfache des Steuerbetrages des katholischen Steuerzahlers. Ganz ähnlich ist es in Baden, wo namentlich hinsichtlich der Kapitalrentensteuer die Katholiken übel abschneiden. „So sind in Freiburg i. Br. die Protestanten etwa dreimal, die Juden etwa mehr denn viermal so reich als die Katholiken pro Kopf der konfessionsangehörigen Bevölkerung". Und für das ganze Land stellt sich das Verhältnis so, daß „der protestantische Kapitalienbesitzer im Durchschnitt über das doppelte, der jüdische über das dreizehnfache Kapital verfügt, welches der Katholik versteuert". Einen weiteren Anhaltspunkt für die Erkenntnis des höheren Reichtums einzelner Konfessionen bilden neben den

steuerlichen Nachweisungen die Sparkassenbücher, welche in ihrer Häufigkeit einen Beweis besserer Einkommensverhältnisse und in stärkerem Maße vorhandenen Sparsinnes darstellen. So entfallen in den preußischen Regierungsbezirken „Sparkassenbücher auf 100 Einwohner in Aachen 26,2, Oppeln 10,3, Münster 20,7, Köln 21,4, Trier 10,2, Posen 10,6, Koblenz 12,9, Bomberg 10,1, Düsseldorf 22,1, Marienwerder 10,7, Osnabrück 28,4, Danzig 16,1. Diese Bezirke haben alle eine überwiegend katholische Bevölkerung. In den folgenden überwiegend protestantischen Bezirken ist die Volkssparsamkeit viel größer. Die gleichen Zahlen lauten in Breslau 27,2, Wiesbaden 27,0, Erfurt 33,9, Königsberg 13,4 Liegnitz 44,2, Kassel 24,1, Hildesheim 37,6, Berlin 37,3, Hannover 37,9, Potsdam 26,3, Magdeburg 38,6, Frankfurt 38,2, Merseburg 43,1, Lüneburg 35,9, Stade 30,1, Köslin 24,5, Stralsund 27,2, Stettin 25,1, Schleswig 33,9, Gumbinnen 6,6. Die Gegenden mit einem vorwiegend katholischen Bevölkerungsstocke gehören also zu denen mit geringer Spartätigkeit und geringerem Reichtum.“

Endlich verdient noch erwähnt zu werden, daß es auch in Bayern keineswegs anders ist. „Auch in Bayern bewohnen die Katholiken vorzugsweise die unwirtschaftlicheren und industriearmen Gebiete, so in der Oberpfalz im südlichen Bayern. Ein Blick auf die Reichtumsverteilung in den Städten unter dem Gesichtswinkel der Konfession zeigt durchgehends, namentlich in Bayern, die nicht zu leugnende Tatsache, daß das besser situierte Bürgertum mit höherer sozialer Lebensstellung, daß angesehene Lebensstellungen mit einträglichem Einkommen von den Protestanten weit stärker vertreten sind, als von den Katholiken.“

So wird also auch von diesem Statistiker die allerdings notorische Rückständigkeit der Katholiken auf wirtschaftlichem Gebiete offen zugegeben und zum Teil neu belegt. Ein Vertuschen würde freilich auch nichts helfen, da die vorliegenden Tatsachen einfach brutal sind. Aber Dr. Rost redet auch mit der gleichen Offenheit von der „sogen. Inferiorität der Katholiken im Wissenschaftsbetriebe“, was um so mehr anzuerkennen ist, als er selber von einem, wie mir scheinen will, in den allerweitesten Kreisen völlig unbekannten, vor ihm aber „klar zutage liegenden Aufschwung der Katholiken in Deutschland überhaupt in literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht“ etwas gemerkt haben will.

Er weist darauf hin, daß der Anteil der Katholiken am Universitätsdozententum ganz unzureichend ist und auch am Universitätsstudium auf ihrer Seite die entsprechende Beteiligung fehlt. „Diese Gestaltung rührt her von dem Bildungsdefizit, welches die Katholiken in dem mittleren Studium an den Tag legen.“ Das ist, wiewohl absolut nicht neu, doch ein bedeutendes Zugeständnis, dessen

man sich freuen kann. Weit erfreulicher aber ist es, daß auch die für die Katholiken höchst unerfreulichen Tatsachen, auf die sich dieses Urteil begründet, nicht verschwiegen werden:

„Dem Bevölkerungsanteil der Konfessionen entsprechend waren die Katholiken in Preußen Ostern 1905 im Vergleich mit den protestantischen Abiturienten an den Gymnasien um 21 Studierende zu viel, an den Realgymnasien um 294 zu wenig, an den Oberrealschulen um 183 zu wenig, im ganzen um 456 Studierende zu wenig beteiligt. Zusammen mit der Überzahl der Israeliten beträgt der jährliche Vorsprung des protestantischen und jüdischen Bevölkerungsanteils an Abiturienten für das spätere öffentliche Leben vor dem katholischen 806 Studierende." Ganz auffallend ist das Verhältnis in Elsaß-Lothringen. Nach der Statistik der Reifeprüfungen an den Gymnasien und Realschulen waren in der Zeit von 1890 bis 1900 die Katholiken um 31,4 % zu gering, die Protestanten um 26,5 %, die Juden um 5,3 % zu stark im Vergleich zu ihrer Volkszahl vertreten. In Bayern erreichen die Katholiken die ihnen nach ihrer Bevölkerung zukommende Zahl beinahe an den Gymnasien, während sie an den Realgymnasien, Progymnasien und Lateinschulen völlig unzulänglich sind. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß von den katholischen Gymnasialabiturienten Bayerns sich im Jahre 1905 im ganzen 28,99 % der Theologie zuwandten, also den wissenschaftlichen Laienberufen verloren gingen.

Ganz ähnlich steht es übrigens in Preußen. Nach den Ausführungen in Nr. 640 der Kölnerin bleibt trotz geringfügiger Ansätze zur Besserung „die Tatsache bestehen, daß nach wie vor die Besuchsziffern, welche die Katholiken zu den Realanstalten stellen, geradezu klägliche sind selbst in den Provinzen, in welchen wir gute Gymnasialziffern haben — von Schlesien, Posen, sowie den beiden Preußen ganz zu schweigen. Von den 7058 Abiturienten der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen waren 1989 Katholiken (28,03 %). Davon gingen ab von Gymnasien 1832 (33,5 %), Realgymnasien 95 (9,8 %), Oberrealschulen 62 (9,7 %). Diese an sich schon ungünstigen Zahlen werden noch ungünstiger, wenn man berücksichtigt, daß 485 katholische Abiturienten sich dem Studium der Theologie zuwandten — gegenüber nur 288 Protestanten und 7 Israeliten. Von 6278 restierender Abiturienten bleiben alsdann nur noch 1504 Katholiken für die Laienberufe (23,9 %). Im Vorjahre waren es 1397 = 24,2 %."

Das ist allerdings ein niederschmetterndes Ergebnis. Der katholische Bevölkerungsteil zeigt sich — daran ist nicht der mindeste Zweifel möglich — „ärmer an materiellen Gütern und anteilsloser am

Wissenschaftsbetrieb, als der protestantische und israelitische Volksteil" (Rost), d. h. er ist auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete durchweg rückständig. Daß er auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit dem Protestantismus in keiner Weise überlegen ist, habe ich oben S. 150—152 nachzuweisen gesucht. Den dortigen Ausführungen über die sich für die Katholiken von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltende Kriminalistik darf ich an dieser Stelle wohl ergänzend hinzufügen, daß nach Nr. 704 der „Köln. Volkszeitung" von den im Jahre 1905/06 eingelieferten 4612 Zuchthausgefangenen 2632 evangelisch, 1943 katholisch, 34 Juden und 3 Andersgläubige waren, d. h. 57,07 % evangelisch, 42,11 % katholisch und 0,80 % andere. Dabei zählte das Deutsche Reich 1900 — die genauen Zahlen der letzten Volkszählung habe ich nicht zur Hand; doch hat sich das bisherige Verhältnis nur um ein ganz geringes verschoben — 62,51 % Evangelische und 36,05 % Katholiken.

Alles in allem ein für die Katholiken wenig erfreulicher Tatbestand! — Worin hat er seinen Grund?

II. Die Ursachen der katholischen Rückständigkeit.

Es ist begreiflich, daß die Tatsache der notorischen, in keiner Weise mehr zu leugnenden Rückständigkeit der Katholiken auf fast allen Gebieten des Lebens, wie sie nicht nur innerhalb Deutschlands, sondern erst recht bei einem Vergleich vorwiegend protestantischer Länder mit solchen vornehmlich katholischer Bevölkerung (vgl. S. 147 f.) zutage tritt, den Angehörigen der katholischen Kirche, soweit sie von dem Tatbestand überhaupt eine Ahnung haben, schwer zu schaffen macht. Von Kardinal Manning an über Hertling (Das Bildungsdefizit der Katholiken in Bayern), Ehrhardt, Schell bis hin selbst zu den Katholikentagen hat man sich vielfältig mit dieser Sachlage befaßt und ist eifrig darauf bedacht gewesen, diesem Mangel abzuhelfen. Auch Dr. Rost beschäftigt sich in dem mehrfach erwähnten Aufsatz eingehend mit der Frage, wie dem bestehenden Übel am besten zu begegnen sei. Und in der richtigen Erkenntnis, daß man einer chronischen Krankheit nur dann erfolgreich beizukommen vermag, wenn man zuvor die sie bewirkenden Ursachen sicher festgestellt hat, sucht er zunächst die Ursachen der katholischen Rückständigkeit zu ergründen.

Aber so richtig dieser Gedanke ist, so völlig unzureichend ist seine Ausführung in der „Köln. Volkszeitung". Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man sieht, welche total verkehrten Folgerungen Dr. Rost aus dem von ihm selbst festgestellten Tatbestand zieht. Was er im ersten Teil seiner Abhandlung so treffend ausgeführt hat, ist jetzt einfach für ihn nicht mehr da, ja, stellenweis schlägt es dem, was er daraus entnehmen zu sollen glaubt, schnurstracks ins Gesicht, und das noch dazu gerade an den entscheidenden Punkten.

Daß die geographischen Verhältnisse, auf die Dr. Rost ein so großes Gewicht legt, kaum irgendwelchen nennenswerten Einfluß auf die Rückständigkeit der Katholiken haben können, liegt viel zu sehr auf der Hand, als daß es sich verlohnte, darauf ausführlicher einzugehen. Hier nur soviel. Es ist gewiß richtig, daß die Katholiken vielfach die unfruchtbaren Gegenden Deutschlands bewohnen, aber warum suchen sie dann nicht, wie es bei den Protestanten in ähnlicher Lage doch meist der Fall ist, durch Gewerbefleiß, Industrie und Handel diesen Mangel auszugleichen? Daß „die ländliche Verschuldung in den protestantischen Gegenden geringer" ist als in den katholischen, und daß die Protestanten (wie Dr. Rost feststellt) „die Verbreitung intensiver Feldsysteme haben", dafür ist doch die Bodenbeschaffenheit nicht verantwortlich zu machen. Endlich bindet ja auch die Katholiken niemand an ihre Scholle. Die gewiß bedauerliche Landflucht, vornehmlich im protestantischen Osten, hat doch in erster Linie ihren Grund in dem durchaus begreiflichen Streben der ländlichen Arbeiterbevölkerung nach Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage, die sie in den Städten und Industriezentren für sich erhoffen. Wenn Katholiken vielfach an ihre Stelle treten, so ist das volkswirtschaftlich sehr erfreulich; es wird aber doch wohl niemand behaupten wollen, daß sie das lediglich aus Opferwilligkeit tun, der heimischen Landwirtschaft zuliebe. Das Entscheidende ist jedenfalls nicht der überkommene Bestand, obwohl auch hier ein ungünstiges Vorurteil gegen die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Katholiken durchaus begründet ist, wenn sie tatsächlich überall die unfruchtbareren Gegenden bewohnen. Denn daß die Protestanten sich extra die fruchtbaren Gegenden ausgesucht haben sollten, um sie dann mit Hilfe ihres berüchtigten Grundsatzes: „cuius regio, eius religio!" gewaltsam an sich zu bringen, dieser von Dr. Rost allerdings nur schamhaft angedeutete Gedanke ist zu drollig, als daß er ernst genommen zu werden verdiente. Oder will er etwa damit sagen, daß bereits im 16. Jahrhundert die wirtschaftlich Tüchtigeren als die intellektuell Vorgeschritteneren sich dem Protestantismus zuwandten, und daß die Katholiken seitdem immer mehr auch in der wirtschaftlichen Ausbeutung ihres Grund und Bodens zurückgeblieben sind? Der Gedanke möchte allerdings nicht völlig von der Hand zu weisen sein, wenngleich derlei Behauptungen — Dr. Rost hat selber ein sehr lebhaftes Gefühl dafür — schwer zu beweisen sind.

Aber, wie gesagt, auf den überkommenen Bestand kommt wenig an. Viel mehr schon darauf, was die gegenwärtige Generation daraus zu machen versteht. Ob die katholische Bevölkerung (in diesem besonderen Falle die L a n d bevölkerung) vorwärtsstrebt, ob sie sich die Errungenschaften der Neuzeit auf technischem und naturwissenschaftlichem Gebiete zunutze zu machen weiß, kurz, ob sie zu dem Geschlecht gehört, „das aus dem Dunkeln ins Helle strebt" — das ist die

entscheidende Frage; und eben damit sieht es nach dem von Dr. Rost selbst beigebrachten Material über die starke ländliche Verschuldung, den Mangel an intensiven Feldsystemen, den geringen Sparsinn auf katholischer Seite traurig genug aus. Ob unter diesen Umständen überhaupt von einem Mangel an Bildungsgelegenheiten für die katholische Landbevölkerung die Rede sein kann, dürfte billig zu bezweifeln sein. Schließlich sind doch die protestantischen Landbewohner des größten deutschen Agrarstaates, Preußens, mit ihren katholischen Berufsgenossen in genau der gleichen Verdammnis, und doch sind gerade hier, wie wir sahen, die Besuchsziffern, die die Katholiken zu den höheren Lehranstalten stellen, allenthalten überaus kläglich.

Die Heranziehung der geographischen Verhältnisse zur Erklärung der katholischen Rückständigkeit hat also ungefähr den gleichen Wert, als wenn man die Schwindsucht von Krampfadern oder Haarschwund herleiten wollte. Dr. Rost sieht sich darum auch genötigt, andere Erklärungsgründe heranzuholen, und findet endlich den „Hauptgrund für die katholische Unterbilanz und das Bildungsdefizit der deutschen Katholiken, insbesondere in Süddeutschland (!), in der geschichtlichen Entwicklung".

Nach der profunden Weisheit dieses Geschichtskenners nämlich hat „in Preußen wie in Bayern im Laufe des verflossenen Jahrhunderts eine dem Katholizismus abholde Tendenz geherrscht", insbesondere ist in Preußen „die Zurücksetzung und Ausschließung des katholischen Volksteils aus hohen Stellen der Staatsbehörden noch ein heute bestehendes schreiendes Unrecht. In Bayern brachte die Auflösung des alten Reiches und die Säkularisation den unerfreulichen und von Staats wegen verhätschelten Vorsprung des Protestantismus". (Ausgerechnet in Bayern mit seiner Kniebeugungsorder und ähnlichen bis in die Gegenwart reichenden Knebelungsversuchen der protestantischen Minderheit!)

Zu diesen Ausführungen des Dr. Rost kann man nur sagen: Spottet seiner selbst und weiß nicht wie! Eben erst hat er selber festgestellt, daß der Anteil der Katholiken am Studium in gar keinem Verhältnis steht zu ihrem Bevölkerungsanteil, daß es also infolgedessen selbstverständlich von vornherein an katholischen Bewerbern für die höheren Beamtenstellen fehlen muß; er weiß auch, daß das früher noch in viel höherem Maße der Fall gewesen ist — und nun auf einmal ist es „staatliche Bevorzugung der Protestanten", wenn sie entsprechend ihrem größeren Anteil am Studium auch in den höheren Beamtenstellen stärker vertreten sind, was, nebenbei bemerkt, noch nicht einmal der Fall ist; so ist in Preußen die Zahl der katholischen Juristen in höheren Stellen um ca. 4 % höher als die der Studierenden, und an den deutschen Universitäten kommen auf 100 Ordinarien an Privatdozenten: 140 evangelische und nur 69 katholische (Prot.

Taschenbuch 1639). — Man weiß daher wahrhaftig nicht, worüber man sich mehr verwundern soll: über die Naivität, um nicht zu sagen Unverforenheit, mit der dem Staate hier zugemutet wird, die tatsächlichen Verhältnisse zugunsten der Katholiken zu korrigieren, und wenn er für eine derartige schreiende Ungerechtigkeit nicht zu haben ist, ihm Bedrückung und Zurücksetzung der Katholiken vorgeworfen wird, oder über diese merkwürdige Art von Logik, die die Ursache für die geringere Anteilnahme der Katholiken am Studium in der natürlichen Folge davon, dem gesellschaftlichen und beruflichen Tiefstand der Katholiken, sucht.

Die Meinung des Dr. Rost über die ungünstigen Wirkungen der Säkularisation auf das Geistesleben der Katholiken sei nur der Kuriosität halber angeführt. Er sagt wörtlich: „Aus den Klöstern und Abteien flossen die Mittel, Söhnen der Bevölkerung das Studium zu ermöglichen. Dieses Jahrhunderte währende kirchliche Mäzenatentum war (durch die Säkularisation) mit einem Schlage vernichtet, ohne daß ein Ersatz geschaffen worden wäre. Von den damals empfangenen Wunden hat sich der Katholizismus noch nicht erholt, während dem Protestantismus von der Regierung bequem die Wege geöffnet wurden.“ — Dr. Rost ahnt also augenscheinlich nichts davon, daß die evangelische Kirche im 16. Jahrhundert eine ungleich gründlichere Säkularisation erlebt hat als die katholische Kirche vor hundert Jahren, ohne dadurch in ihrem geistigen Fortschritt gehemmt worden zu sein — obwohl Dr. Rost gewiß auf dem Boden der ultramontanen Geschichtskonstruktion steht, wonach die Reformation nur deshalb solche Ausbreitung gefunden hat, weil unter anderm die Aufhebung der Stifter und Klöster den habsüchtigen Großen so sehr gelegen kam. Ebensowenig weiß er etwas davon, daß die katholische Kirche z. B. in Preußen seit den Tagen Friedrich Wilhelms III. ganz außerordentlich bevorzugt worden ist und ihr für Kirchen, Pfarren und Schulen weit größere Summen aus Staatsmitteln zugewandt worden sind als der evangelischen Kirche. So wird, um nur an eins zu erinnern, in Preußen an die katholische Kirche mehr als die Hälfte dessen, was die evangelische Kirche erhält, aus Staatsmitteln zu den Pfarrergehältern gezahlt, während sie ihrer Zahl nach nur ein Drittel erhalten dürfte, und zur Errichtung von Schulstellen sind in den Jahren 1897—1901 den Evangelischen 524 000 Mk. aus Staatsmitteln bewilligt worden, den Katholiken aber fast ebensoviel, nämlich 508 000 Mark. Wenn übrigens die Klöster und Abteien hier und da wirklich einmal einem ihrer Hörigen zu einer wissenschaftlichen Ausbildung verholfen haben oder auch sonst bisweilen sich als Mäzene von Kunst und Wissenschaft aufspielten, so ist das bei den wirtschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters selbstverständlich. Es wirft aber ein sehr übles Licht auf das Bildungsstreben unserer heutigen Katholiken,

wenn sie sich im Ernst nach den Fleischtöpfen dieses kirchlichen Mäzenatentums zurücksehnen.

Endlich beklagt es Dr. Rost bitterlich, daß der katholischen Geistlichkeit „überall infolge ihrer geringen Einkommensverhältnisse die Hände gebunden sind, die Anteilnahme der Katholiken am Studium materiell zu fördern" — ja, glaubt er denn, daß die evangelische Geistlichkeit die Züchtung von Akademikern gleichsam sportsmäßig betreibt? Wenn aus den katholischen Pfarrhäusern den höheren Berufen keine Söhne zuströmen, so liegt das doch nicht an den Gehaltsverhältnissen, sondern allein am Zölibat. Immerhin steckt aber gerade in diesem Gedanken etwas Richtiges. Aus den protestantischen Pfarrhäusern ist in der Tat dem Volkstum viel Kraft zugeflossen. Das ehe- und kinderlose katholische Pfarrhaus dagegen entzieht dem katholischen Volke fortgesetzt Kraft. Aber man muß doch ehrlicherweise zugeben, daß dieser Unterschied in den innerkirchlichen Verhältnissen der beiden Konfessionen begründet ist.

Es berührt auf die Dauer geradezu komisch, wie Dr. Rost die fernliegendsten Dinge, die augenscheinlich in gar keiner oder doch nur ganz loser Beziehung zur katholischen Rückständigkeit stehen, förmlich an den Haaren herbeizieht, um auf diese Weise dem ihm höchst unangenehmen Schluß auf die Schuld der katholischen Kirche an diesem unerfreulichen Zustand des katholischen Wirtschafts- und Geisteslebens zu entgehen. So sieht er natürlich den Wald vor lauter Bäumen nicht, oder w i l l ihn nicht sehen und d a r f ihn nicht sehen. Denn eine Ahnung von dem wirklichen Sachverhalt hat er schon. Er weiß etwas von dem politischen Charakter des Katholizismus, wodurch „sehr viele tüchtige Kräfte in Anspruch" genommen worden sind — aber natürlich, daran ist lediglich der Kulturkampf schuld, der so viele tüchtige Kräfte hinderte, ihre Lebensaufgabe in der Hingabe an akademische und staatliche Berufe zu erblicken! Und auch die Unterschätzung alles Wissens seitens der katholischen Bevölkerung ist ihm nicht ganz unbekannt.

„Wenn der katholische Bauer oder Handwerker" — sagt er — „seinen Sohn zum Studium schickt, so geschieht dies im wesentlichen im H i n b l i c k a u f d e n g e i s t l i c h e n S t a n d. Der Katholik verlegt den Schwerpunkt des Lebens mehr ins J e n s e i t s als ins Diesseits. Darum hat das katholische Volk auch einen bedeutend g r ö ß e r e n A n t e i l a n d e n K u l t u s s t i f t u n g e n, als an den Wohlfahrtsstiftungen, welche mehr Diesseitszwecke verfolgen. Obwohl die Katholiken in Preußen (1889—1898) nur 34 % der Gesamtbevölkerung ausmachen, haben sie in diesem Zeitraum etwa 8,8 Millionen Mk. für Kultuszwecke mehr aufgebracht, als die 64 % Protestanten in Preußen. Diese Tatsache bedeutet für die Protestanten eine stärkere Vermögensbereicherung und für die Katholiken einen finan-

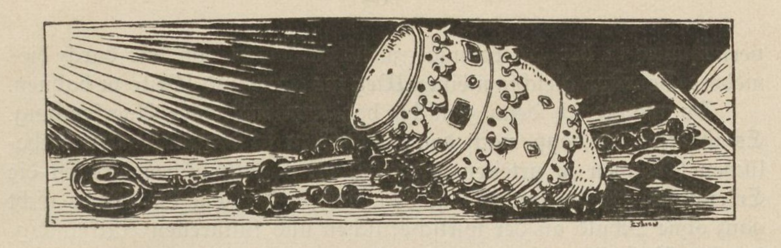
ziellen Entgang des Vermögens für Bildungs-, wissenschaftliche und soziale Ziele."

Hier bricht also endlich die Erkenntnis durch, daß doch auch die Religion mit unter die Ursachen der katholischen Rückständigkeit zu rechnen ist. Freilich ist sie es nach der Ansicht des Dr. Rost nur zum allergeringsten Teil. Da aber alle die anderen von ihm beigebrachten Gründe, wie wir gesehen haben, recht betrachtet überhaupt keine Gründe sind, aus denen sich die katholische Rückständigkeit erklären ließe, so stehen wir einfach vor einem Rätsel, wenn wirklich, wie Dr. Rost will, auch die katholische Weltanschauung als Ursache ausgeschaltet ist. Indes führt auf die katholische Kirche als die Hauptursache der Rückständigkeit der Katholiken eine ganz einfache Erwägung, die bei einigermaßen logischem Denken nicht leicht jemand entgehen dürfte. Ist nämlich festgestellt, daß die Katholiken überall, ebensogut in verschiedenen Ländern wie in ein und demselben Staat, wirtschaftlich und geistig hinter den Protestanten zurückgeblieben sind, so ist der Schluß unausweislich, daß diese ihre Rückständigkeit vornehmlich in ihrer Eigenschaft als Katholiken, d. h. in ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche begründet ist. Denn mag man bei einem Vergleich verschiedener Länder auch immerhin Rassenunterschiede, geographische, klimatische und wer weiß was sonst noch für Unterschiede gelten lassen, obwohl gerade die internationale katholische Kirche selbst davon am wenigsten wissen will, so sind dergleichen Unterscheidungen doch bei den Bewohnern eines und desselben Landes bezüglich Ländchens wenig angebracht. Es ist doch nicht gut anzunehmen, daß die Katholiken äußerlich und innerlich anders organisiert sind als ihre protestantischen Nachbarn, mit denen ihnen, abgesehen von ihrem Glauben, sonst augenscheinlich alles gemein ist. Und daß ausgesucht die Katholiken überall Stiefkinder des Glückes seien, die stets auf der Schattenseite des Lebens stehen, ist ein ebenso unmöglicher Gedanke.

Bleibt also in der Tat nur das einzige, was sie in den meisten Fällen von ihren protestantischen Brüdern scheidet: ihre religiöse Weltanschauung mit ihren praktischen Konsequenzen, die sie für den Wettbewerb mit den Protestanten auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete untüchtig macht. Und das ist ohne Zweifel ein Grund, der zur Erklärung der katholischen Rückständigkeit vollauf genügt, ohne ein krampfhaftes Suchen nach andern Ursachen nötig zu machen. Die verschiedenartige Stellung des Menschen zu Gott bedingt auch eine verschiedenartige Stellung zur Welt und verleiht zuletzt auch eine ganz andersartige Stellung in der Welt. Der Protestantismus, dessen Ziel die innerliche Überwindung der Welt ist, sieht in der Welt die gottgegebene Unterlage, in der und mit der Gott sein

Reich baut. So stehen ihm alle die reichen Kräfte der Welt zur Verfügung, deren er sich freudig bedient, wo und wie er ihrer bedarf. Dieser Weltoffenheit des Protestantismus steht die weltflüchtige Stimmung des Katholizismus gegenüber, dem diese ganze natürliche Welt verteufelt ist. Der Katholizismus weiß mit der Welt nichts anzufangen; sein Ideal ist trotz aller politischen Vielgeschäftigkeit im Grunde auch heute noch ein asketisches. So steht er der Welt mit dem ganzen Reichtum ihrer Kräfte und Gaben mißtrauisch gegenüber, und statt sie sich dem alten Schöpfungssegen entsprechend untertan zu machen, reibt er sich auf und vergeudet seine beste Kraft in rastlosem Kampf, der immer vergeblich sein muß, weil der Katholizismus selber ein Stück Welt ist und bleiben wird. „Der Katholik verlegt den Schwerpunkt des Lebens mehr ins Jenseits als ins Diesseits," sagt Dr. Rost. Ganz recht. Aber eben daraus folgt, auch wenn wir uns jedes Urteils über das Recht oder Unrecht dieses Standpunktes enthalten, unmittelbar, daß der Katholik dem Protestanten, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit steht, in weltlichen Dingen nicht gewachsen sein kann. Seine Stellung zur Welt ist eine gebrochene, wenn es ihm überhaupt ernst ist mit seinem Glauben. Aus dieser Quelle fließt die Bildungsfeindlichkeit, die Unterschätzung von Kunst und Wissenschaft, die Verachtung alles selbständigen, von der Kirche unabhängigen Geisteslebens im Katholizismus. Daß aber Leute, die die mächtige Woge des modernen Geisteslebens gleichgültig oder wohl gar verächtlich an sich vorüberbrausen lassen, schließlich auch wirtschaftlich ins Hintertreffen kommen müssen, ist selbstverständlich. Die wirtschaftliche Rückständigkeit ist zum größten Teil eine Folge, nicht eine Ursache der geistigen Inferiorität.

Und zu diesem religiösen Moment kommen nun noch die maßlosen Ansprüche der katholischen Hierarchie an ihre Untertanen. Von der Ehelosigkeit der Priester war schon die Rede. Dazu die Unmenge der kirchlichen Feste, die Heiligenverehrung, die ganze katholische Frömmigkeitsübung mit ihren kultisch „guten Werken", das kirchliche Almosenwesen, Wallfahrten, die Opferwilligkeit für die „tote Hand" usw. — Das alles sind Dinge, die nur genannt zu werden brauchen, um jedem, der sehen will, zu zeigen, daß die so belasteten Katholiken wirtschaftlich und geistig hinter allen denen, die von alledem frei sind, zurückbleiben müssen. Alle die großen und kleinen Mittel und Mittelchen, die von katholischer Seite zur Beseitigung der Rückständigkeit der Katholiken auf wirtschaftlichen und geistigem Gebiet vorgeschlagen und auch zum Teil schon eifrig angewandt werden, müssen darum ohne Erfolg bleiben, solange der eigentliche Krankheitserreger, die katholische Weltanschauung und der ganze kirchliche Geschäftsbetrieb unangetastet bleibt. Erst wenn man sich entschließen wird, dieser letzten Krankheitsursache entschieden zu Leibe zugehen, ist auf dauernde Besserung zu hoffen.



VII. Katholizismus und Kultur.

1. Auftakt.

Die Frage nach der Rückständigkeit der Katholiken auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet hat in der letzten Zeit eine Unzahl „katholischer" Federn in Bewegung gesetzt und wird auch wohl sobald nicht von der Tagesordnung verschwinden. Wenigstens spricht ein Geistlicher in der „Germania" diesen Wunsch aus mit der Begründung, es sei zu wichtig, „daß diese Frage, die geradezu brennend geworden ist, von verschiedenen Seiten beleuchtet wird".

In der Tat haben denn auch „Germania" und „Kölnische Volkszeitung" ihre Spalten weit aufgetan, um alles, was auch nur entfernt zur Erklärung dieser für die katholische Kirche höchst betrüblichen Tatsache dienen könnte, aufzufangen. Viel Freude dürften sie aber an der Sintflut von Zuschriften dieser Art nicht gehabt haben. Das meiste ist, wie die „Germania" in ihrem Schlußwort selber zu betonen sich gedrungen fühlt, weder neu, noch — so darf man wohl mit ihrer Erlaubnis hinzufügen — sonderlich wertvoll. Dr. Hans Rost, dessen kürzlich erschienene Schrift: „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart" den unmittelbaren Anlaß zu diesem allgemeinen katholischen Wettschreiben gegeben hat, hat ohne Frage so ziemlich alles viel besser gesagt, was hier in unendlicher Wiederholung vorgebracht worden ist. Da nun Rosts Aufstellungen, wie sie in ihren Grundzügen bereits im Sommer 1907 in der „Köln. Volkszeitung" vorlagen, im vorigen Abschnitt bereits gründlich beleuchtet worden sind, könnte ich mich mit einem Hinweis darauf begnügen, wenn nicht einige in den erwähnten Herzensergüssen immer wiederkehrende Anwürfe unsern energischen Widerspruch herausforderten und so doch schließlich einmal eine grundsätzliche Behandlung der ganzen Frage nach dem Verhältnis von Katholizismus und Kultur nötig machten.

Ehe ich jedoch zu dieser prinzipiellen Erörterung übergehe, sei es mir gestattet, mit ein paar Worten auf die erwähnten Zuschriften

vornehmlich in der „Germania" zurückzukommen, um mir durch dies niedere Gestrüpp gleichsam einen Weg ins Freie und Weite zu bahnen.

Da möchte ich denn zunächst beginnen mit einer Anerkennung. Es ist erfreulich, daß, nach den Zuschriften in den führenden katholischen Organen zu urteilen, hier und da in katholischen Kreisen die Erkenntnis sich durchzusetzen scheint, daß in der Tat die Kirche nicht ganz ohne Schuld an der wirtschaftlichen und kulturellen Rückständigkeit der Katholiken ist.

So wird von verschiedenen Seiten hingewiesen auf die materielle Einbuße, die die katholische Bevölkerung durch die vielen katholischen Wochenfeiertage erleidet. Ein Geistlicher berechnet den dadurch hervorgerufenen jährlichen Lohnausfall der Katholiken auch bei vorsichtigster Ansetzung aller in Betracht kommenden einzelnen Posten auf mindestens 25 Millionen Mk., so daß also seit Gründung des Deutschen Reiches den Katholiken mindestens eine Milliarde Verdienst entgangen ist. Und das ist nur der Ausfall. Gar nicht mitgerechnet sind dabei, worauf ein anderer Geistlicher aufmerksam macht, die großen Summen, die diese arbeitsfreien Wochenfesttage für Vergnügungen und Lustbarkeiten verschlingen: „Es bleibt nicht bei dem Verlust von 2,50 Mk. Verdienst (pro Tag), nein, 2,50 Mk. werden noch vertrunken, und der nächste Tag wird noch blau gemacht."

Nicht minder bedenklich erscheint mehreren Einsendern, darunter auch einem Architekten, der übergroße Aufwand, der vielfach beim Bau und noch mehr bei der Ausstattung von Kirchen getrieben wird. Danach kommt es z. B. vor, daß für einen Altar allein 50 000 Mk. ausgegeben werden, wo es mit einem Altar für 3000—5000 Mk. auch getan gewesen wäre; und bei vielen Kirchbauten hätten mit Leichtigkeit 50 000 Mk. erspart werden können, die zu andern Zwecken unzweifelhaft besser verwandt worden wären — ein Übelstand, der indes auch auf protestantischer Seite sich findet und viel beklagt wird.

Weit mehr dürfte dagegen ins Gewicht fallen „die überstarke Neigung der Katholiken, die Kirche mit Stiftungen und Testaten zu bedenken", die neuerdings auch in gutkatholischen Kreisen mit recht kritischen Augen betrachtet zu werden scheint. Dr. Rost weist statistisch nach, daß in Bayern die katholischen Kreise vorwiegend Stiftungen zu kirchlichen Zwecken machen. In Preußen haben die Katholiken, obwohl sie nur 34 % der Bevölkerung ausmachten, in den Jahren 1889—98 fast 9 Millionen Mk. mehr für kirchliche Stiftungen aufgebracht als die Protestanten (vgl. S. 160). Dr. Rost erachtet es daher für sehr wünschenswert, daß „an Stelle der vielfach überflüssigen und toten Kultusstiftungen Stiftungen für lebendige Zwecke: für den Albertus-Magnusverein, für die Görresgesellschaft, für Studierende katholischer Konfession auf Gymnasien und Universitäten" errichtet

würden. Und er findet mit diesen Ausführungen den lebhaftesten Beifall der „Köln. Volksztg.“, die der Hoffnung Ausdruck gibt, daß diese Anregungen „in den weitesten Kreisen des Klerus und der Laienwelt auf fruchtbaren Boden fallen“ möchten. Denn „es handelt sich da um Millionen alljährlich, welche den lebendigen, der Wohlfahrt dienenden Zwecken entzogen werden. Man möge sich einmal bei uns umsehen, wie es in dieser Beziehung bei uns steht. Ob wir nicht zu viel Lourdesstationen, Antoniusbüsten usw. in unsern ohnedies schön geschmückten Kirchen aufstellen? Ob nicht in der Ausschmückung unserer Kirchen und Pfarrhäuser des Guten zu viel getan wird? . . . Wenn es gelingt, die vielfach überflüssigen Kultusstiftungen und Übertreibungen auf diesem Gebiete zu Wohlfahrtseinrichtungen, namentlich zu Studienzwecken, umzuwandeln, gewinnen die Katholiken Millionen für lebendige Zwecke, welche das Ansehen und die Kraft der Kultur des Katholizismus enorm zu heben imstande sind“.

Daß damit ein recht wunder Punkt berührt ist, steht außer Frage. Es wird aber in den Zuschriften an die „Germania“ auch diejenige kirchliche Einrichtung nicht vergessen, die vielleicht doch noch viel mehr dazu beigetragen hat, den Katholizismus gegenüber dem Protestantismus wirtschaftlich und kulturell ins Hintertreffen zu bringen: der Zölibat.

„Gibt es denn nicht“ — so heißt es da unter anderem — „in Deutschland einen ganzen Beamtenstand, einen spezifisch protestantischen Beamtenstand, der seine Söhne studieren lassen kann und fast ausschließlich studieren läßt, den wir Katholiken aber nicht haben? *Das protestantische Pfarrhaus liefert dem Staat eine große Masse von Beamten*, den Gymnasien und Universitäten eine große Menge Studierender, denn wir haben über zwanzigtausend protestantische Pfarrer in Deutschland. Sie sind finanziell bedeutend besser gestellt als die katholischen Geistlichen; sie sind darauf angewiesen, ihre Söhne dem Studium zuzuführen; sie sind vermöge reicher Heiraten in den meisten Fällen auch sehr wohl dazu imstande. Sollen wir Katholiken es bedauern, daß uns daraus der Vorwurf der Rückständigkeit gemacht wird? Gewiß nicht; aber man plage sich doch nicht damit ab, die Gründe für den geringeren Anteil der Katholiken am Kulturleben *in der katholischen Religion selbst zu suchen; sie sind vielmehr recht äußerlicher Natur* (!?). In den katholischen Dörfern des flachen Landes ist nur *ein* Beamter *vielleicht* imstande, seine Söhne studieren zu lassen, das ist der Volksschullehrer, in den protestantischen Dörfern ist es außer dem Lehrer auch noch der Pfarrer. Man rechne die Söhne der protestantischen Pfarrer ab von den Studierenden der Gymnasien und Universitäten und man wird finden, daß ohne diese die Zahl der katholischen Studenten relativ größer ist, als die anderer

Konfessionen. Man wende nicht ein, daß auch die katholischen Pfarrer vielfach ärmere beanlagte Knaben der Pfarrei oder ihre Neffen und Verwandten dem Studium zuführen — Pflicht und Wohlwollen ist ein großer Unterschied." — Das sind neben allerlei törichtem Zeug doch alles in allem immerhin recht bemerkenswerte Zugeständnisse, so daß es einen fast wundern kann, wie man über all diesen doch mehr indirekten und zum größten Teil selbstgewollten Ausbeutelungen der frommen Katholiken den eigentlichen Krebsschaden der katholischen Kirche hat übersehen können, nämlich: die ganze kuriale Finanzgebarung, die heute noch genau ebenso wie zur Zeit Luthers ganz ungeheure Summen außer Landes schleppt.

Man denke an den Peterspfennig, der den deutschen Katholiken besonders drückend aufliegt, seit sich die älteste Tochter Roms, Frankreich, so ungebärdig zeigt, und der einer großen Anzahl römischer Monsignori zu einem beschaulichen Dasein in süßem Nichtstun verhilft. Denn trotz der lobenswerten Auskehr, die Pius X. im Vatikan gehalten hat, gibt es dort noch immer einen ganzen Haufen von untätigen Drohnen, die nur durch den Bienenfleiß vor allem deutscher Katholiken unterhalten werden.

Oder man denke an die massenhaften Wallfahrten nach Rom, Loretto, Lourdes usw., die so manchem sauer verdienten Groschen im Auslande ein ebenso gottwohlgefälliges wie lustiges Ende bereiten. Haben doch z. B. im Jubeljahr Leos XIII. nach der „Germania" (1902, Nr. 196) die Pilger allein in Rom 25 Millionen Franken ausgegeben!

Und welche schönen Erträge fließen nicht aus den verschiedenen Taxen, die für die Erteilung von Dispensen und Privilegien aller Art zu entrichten sind!

„Wie einträglich diese Geschäfte sind" — so schrieb vor einiger Zeit ein katholischer Geistlicher in der „Täglichen Rundschau", Unterhaltungsbeilage 1907, Nr. 206—208 —, „geht schon aus dem Umstande hervor, daß die für die einzelnen Staaten bestimmten geistlichen Agenten, durch deren Hände gewöhnlich die vorerwähnten Gesuche um Dispense und Privilegien gehen, in verhältnismäßig kurzer Zeit mit der Fülle zeitlicher Güter gesegnet werden, wie dies z. B. bei den Rektoren des österreichischen Hospizes Santa Maria all' anima in Rom unleugbar feststeht. Wenn schon die abfallenden Brosamen einen so beneidenswert reichlichen Ertrag liefern, wie wird erst der Tisch für den Vatikan selbst gedeckt sein."

Eine treffliche Illustration dazu bietet das Schreiben eines bischöflichen Generalvikars in einer Ehedispenssache, abgedruckt Wartburg 1908, S. 101, in dem es heißt: „Das Dispensgesuch muß nach Rom. Je weniger lang es gehen darf, desto höher steigt die Taxe. Für Habliche ist sie bis 140 Fr.; für Arme 60 Fr. Dann

kann innert 3—4 Wochen die Dispense erwartet werden. Der Dispens ist auch für die Taxe von 40 Fr. erhältlich, wenn die Bittsteller arm sind. Aber es kann dann 6—8 Wochen Zwischenzeit vergehen; denn der Agent fehlt in solchem Falle, der speziell darum sich bemüht und drängt. Die Taxe muß gesichert sein."

Vor allem aber sei auch an dieser Stelle erinnert an die großen Einnahmen, die der Ablaß- und Meßhandel auch heute immer noch abwirft. Wer einmal einen Einblick erhalten möchte in die immer noch im Schwange gehenden seltsamen Geschäftspraktiken der katholischen Kirche, lese den vorerwähnten Aufsatz der „Tägl. Rundschau".

Besonders dürfte auch Katholiken interessieren, was dort über die „Beschneidung" der Stiftmessen gesagt ist. Danach werden stets sämtliche Meßstiftungen einer Diözese auf Grund päpstlicher Vollmacht ohne Vorwissen der Stifter einfach um fünf Sechstel beschnitten, d. h. fünf Sechstel des gestifteten Betrages werden ohne Wissen der Stifter nicht etwa für die Messe, zu deren Abhaltung das Geld gegeben ist, sondern zur Heranbildung eines geeigneten Priesternachwuchses verwandt. „Wie einträglich diese Beschneidung der Stiftungen ist, kann daraus geschlossen werden, daß in einer einzigen Diözese, die mir wohlbekannt ist, ein jährlicher Betrag von 150 bis 160 000 Mk. für die gute Sache hereingebracht wird. Durch solche reichlichen Zuflüsse ist es möglich geworden, daß daselbst zu den bereits früher vorhandenen Konviktsgebäuden Neubauten im Werte von einer halben Million Mark aufgeführt, 300 Zöglinge teils gratis, teils gegen geringe Pension verpflegt und beiläufig 20 Priester als Professoren und Institutsvorsteher entsprechend entlohnt werden konnten."

Hoffentlich ist es der „Germania" nicht allzu unangenehm, in diesem Zusammenhang an einen Artikel in ihrer eigenen Nr. 196 aus dem Jahre 1902 erinnert zu werden, in dem sie eine ausführliche Beschreibung der päpstlichen Hofhaltung gab. Danach lebten damals in Rom an der Kurie genau 1045 Geistliche und mindestens 500 andere vom Vatikan abhängige Esser, wie Kirchensänger, Organisten, Notare, Vermittler usw., die alle vom Papst leben und jährlich etwa 11½ Millionen Franken verzehren. Und dazu die Summen, die sonst noch alljährlich um des Vatikans willen nach Rom fließen! „Die jährliche Gesamtsumme, welche die Römer und die Stadt Rom durch einen Wegzug des Papstes verlieren würden, beträgt mindestens 30 Millionen Franken, in Jubiläumsjahren und bei ähnlichen großen Anlässen jedoch fast das Doppelte."

Und woher stammt nun all das Geld? An regelmäßigen Einkünften aus Grundstücken und Wertpapieren besitzt der Vatikan jährlich höchstens 5½ Millionen. Alles andere fließt aus den Taschen

der frommen Katholiken, und unter ihnen doch wohl vornehmlich aus denen der armen Bauern und Handwerksleute.

Nimmt man endlich zu alledem den ganzen ungeheuren Besitz der kirchlichen Institute, Klöster usw., der sogenannten „toten Hand", die sich übrigens, wie ausgeführt, immer noch recht lebendig erweist, indem sie alles, was ihr in den Weg kommt, gierig an sich rafft — in Österreich (ohne Ungarn) z. B. besaß die „tote Hand" 1898 über eine Milliarde Mark an Grundstücken und Kapitalvermögen, die somit aus dem Nationalvermögen einfach ausgeschaltet sind —, so wird man sich kaum noch wundern, daß die Katholiken im allgemeinen nicht recht auf einen grünen Zweig kommen können. Die Kirche hat eben einen zu guten Magen.

Aber selbstverständlich genügt das alles dennoch längst nicht zur Erklärung der Rückständigkeit der Katholiken, weder auf wirtschaftlichem Gebiet, noch erst recht nicht auf kulturellem Gebiet. Es ist von vornherein klar, daß da noch ganz andere Momente eine bedeutsame Rolle spielen müssen.

Und da bedeutet es wirklich ein erfreuliches Maß von Selbsterkenntnis, wenn Dr. Rost und offener noch einige Einsender der „Germania" auch mancherlei in der katholischen Religion selbst liegende Gründe zur Erklärung heranzuziehen sich nicht scheuen. Hatte bereits der erstgenannte auf die weltflüchtige Stimmung des Katholiken hingewiesen, der „den Schwerpunkt des Lebens mehr ins Jenseits als ins Diesseits verlege", so wird dieser Gedanke in einer Zuschrift der „Germania" kräftig unterstrichen: „Eine gewisse Stimmung des katholischen Volkes, welche den Wettstreit mit den Völkern anderer Konfessionen erschwert, läßt sich nicht leugnen. In der richtigen Bemessung des unendlichen Wertes übernatürlicher Güter pflegen wir den Wert der natürlichen Güter zu niedrig anzuschlagen. Diese Stimmung des katholischen Volkes wird meiner Ansicht nach nicht zum geringen Teil durch unsere asketische Literatur beeinflußt. In dieser Literatur wird nicht selten ohne jede Unterscheidung und Einschränkung die Armut verherrlicht, die menschliche Wissenschaft als eitel, schädlich, gottlos hingestellt, und der Reichtum als eine Last, unnütz, gefährlich dargestellt."

Ganz ähnlich schreibt ein anderer Geistlicher: „Die Gläubigen werden von Kindheit an fast nur auf solche Tugendbeispiele verwiesen, die in ihrer konkreten Gestalt von der übergroßen Mehrheit niemals befolgt werden können. Wir verkennen den Wert solcher unerreichbaren Ideale nicht, aber wäre hier nicht das Wort am Platze, daß das eine zu tun und das andere nicht zu lassen sei? Die einseitige Betonung des tatsächlichen Verzichts auf irdische Güter, wie sie be-

sonders in der Erklärung und Anwendung der Heiligenleben vorkommen dürfte, kann in den Gemeinden einen ungesunden Zustand herbeiführen und die Unternehmungslust und Schaffensfreudigkeit hemmen."

Und auch die „Kölnische Volkszeitung" bemerkt in ihrer Nr. 167 ausdrücklich: „Der wichtigste Gesichtspunkt besteht in der Umwandlung der Gesinnung und Stimmung des katholischen Volkes, welches vieles unterläßt und manches tut, was die Katholiken in ihrer Vorwärts- und Aufwärtsbewegung auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet hindert. Es sei zunächst die Wertschätzung der weltlichen Wissenschaft betont. Bei den Katholiken muß die Ansicht viel lebendiger werden, daß die Vertretung weltlicher Disziplinen auf Hochschulkathedern, in Mittelschulen, im wirtschaftlichen und kulturellen Leben durch überzeugte katholische Laien für unsere Weltanschauung eine Lebensbedingung ist."

Das sind ohne Frage recht bedeutsame Zugeständnisse. Leider bringen sich die Verfasser aber selbst um den Ertrag dieser Erkenntnis durch eine grobe Selbsttäuschung. Sie stellen nämlich alle lediglich als „asketische Einseitigkeit" oder „schlecht verstandenes Christentum" hin, was doch, wie wir sehen werden, ohne Zweifel als die eigentliche katholische Grundanschauung angesprochen werden muß.

Bereits vor 20 Jahren hat Uhlhorn in seiner noch immer überaus lesenswerten Schrift: „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage" (Göttingen 1887, besonders S. 14 ff.) darauf hingewiesen, daß trotz aller Absperrungsmaßregeln sehr viele gute Katholiken in protestantischen Ländern von dem Ketzergift viel stärker angesteckt sind, als sie selber auch nur entfernt ahnen. So kommt es, daß sie oft genug für genuin katholisch halten und darum auch für den Katholizismus in Anspruch nehmen, was ganz augenscheinlich und bekanntermaßen gerade dem Protestantismus eigentümlich ist.

Die vorerwähnten Erklärungsversuche liegen offenbar in dieser Linie und mögen darum auf sich beruhen bleiben. Worauf ich aber noch den Finger legen möchte, das ist der böse Selbstbetrug, der den zugestandenen Mangel schließlich doch wieder nur als Folge der ganz besonderen eigenen Vortrefflichkeit sowie der nichtsnutzigen Boshaftigkeit „der anderen" empfindet.

So können denn die genannten lobenswerten Ansätze besserer Selbsterkenntnis die ehrenwerten Einsender der „Kölnerin" und „Germania" auch nicht im geringsten hindern, die Hauptschuld an der katholischen Rückständigkeit immer wieder dem bösartigen Racker Staat, der die Protestanten ungebührlich bevorzuge, sowie vor allem auch der minderwertigen prote-

stantischen Moral, die den protestantischen Geschäftsmann weniger beenge, als den gutkatholischen die seine, zuzuschieben.

Diese immer wiederholten Anwürfe sind allerdings so ungeheuerlich, daß vielleicht mancher geneigt ist, sie für unmöglich zu halten. Ich sehe mich daher genötigt, wenigstens einige der charakteristischsten Äußerungen der Art hierherzusetzen. Was den ersten Punkt anlangt, so bekommt es die „Kölnische Volkszeitung" fertig, in ihrer Nr. 167 folgendes zu schreiben:

„Hand in Hand mit der materiellen Untergrabung des Besitzstandes der Katholiken geht seit langem eine außerordentliche Bevorzugung der Protestanten, was einflußreiche Posten und Staatsämter anlangt. Von dem „berühmt" gewordenen Dekret Friedrichs des Großen, wonach katholische Beamten mit einem Gehalt von über 300 Talern nicht angestellt werden durften, und das erst im Jahre 1806 aufgehoben wurde, bis in die neueste Zeit herein spielen die Klagen über ungerechte Paritätsverhältnisse eine ständige, sehr berechtigte Rolle. Man braucht nur an die Protestantisierung Elsaß-Lothringens zu denken, wo ein schreiendes Mißverhältnis zwischen der vorwiegend katholischen Bevölkerung und dem vorwiegend protestantischen Beamtentum besteht. Im Jahre 1901 kamen auf die 77,71 Prozent Katholiken daselbst nur 38,77 Prozent der Beamten, während auf die 20,07 Prozent Protestanten 59,58 Prozent Beamten trafen. Abgesehen von dem ideellen Einfluß aller Art ist noch hierbei die enorme Bereicherung der Protestanten durch die höheren Staatsgehälter in Betracht zu ziehen. Von dem Etat für Statthalterei und Ministerium in der Höhe von 990 000 Mk. entfielen z. B. im Jahre 1901 auf die katholischen Beamten rund 280 000 Mk. und etwa 710 000 Mk. auf die Protestanten."

Das schreibt dieselbe „Köln. Volksztg.", die gleichzeitig ihre Spalten mit Klagen füllt über die unzulängliche Beteiligung der Katholiken am akademischen Studium und z. B. gerade für Elsaß-Lothringen wiederholt ein solches ganz außerordentliches Bildungsdefizit der Katholiken konstatiert hat.

„Ganz erschreckend groß ist der Abstand der katholischen Schüler der höheren Lehranstalten in Elsaß-Lothringen von denen der anderen Konfessionen, wenngleich die Statistik in dieser Beziehung eine langsame Besserung aufweist. Während in den Reichslanden in der Zeit von Ostern 1890 bis dahin 1900 1424 protestantische Abiturienten der höheren Lehranstalten gezählt wurden (48,2 Prozent von allen, obwohl die Protestanten nur 21,7 Prozent der Bevölkerung ausmachen), verließen nur 1313 Schüler katholischen Bekenntnisses (gleich 44,5 Prozent aller Abiturienten bei 75,9 Prozent

der Gesamtbevölkerung) die Gymnasien, Progymnasien, Oberreal- und Realschulen mit dem Zeugnisse der Reife. Wie müssen da in den gelehrten Berufen die Katholiken ins Hintertreffen geraten!" (Nach „Germania" vom 22. 3. 08.)

Es steht also auch für diese katholischen Zeitungen fest, daß es für die höheren Staatsämter an katholischen Bewerbern fehlt, aber wenn der Staat diese Stellen infolgedessen notgedrungen mit Protestanten besetzen muß und ihnen somit auch die mit dem betreffenden Amt verbundenen höheren Einkünfte nicht gut verweigern kann, so ist das eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die armen Katholiken, die dadurch selbstverständlich auch wirtschaftlich benachteiligt werden!

Man wird es mir nicht zumuten wollen, mich mit einer derartig perfiden und zugleich lächerlichen Beweisführung noch weiter herumzuschlagen. Nur zu dem uns neuerdings bis zum Überdruß aufgetischten „berühmten" 300 Taler-Dekret Friedrichs des Großen noch ein kurzes Wort! Wenn dem eine so große Bedeutung beizumessen wäre — wie müßten die Katholiken da erst in Bayern den Protestanten überlegen sein? In Bayern, wo noch bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts Beamte, Offiziere und Lehrer auf das Tridentinum verpflichtet wurden und Nichtkatholiken überhaupt nicht die Erlaubnis erhielten, sich ansässig zu machen, wo erst im Jahre 1801 der erste Protestant in München einzog, unter heftigem Widerspruch des Magistrats und des in „durchdringende Bestürzung" geratenen landständischen Ausschusses, und wo noch bis zum Jahre 1845 protestantische Soldaten gezwungen wurden, bei der Fronleichnamsprozession und auf der Wache, wenn das Allerheiligste vorbeigetragen wurde, niederzuknien! Und wie müßten die Katholiken vor allen Dingen in den sogenannten freien Berufsarten eine geradezu überragende Stellung einnehmen, wenn sie lediglich durch die imparitätische Behandlung seitens des Staates von der „großen Staatskrippe" ferngehalten würden! Über die freien Berufe hat der Staat doch nicht zu verfügen. Hier müßte also die große Masse der Katholiken, die im Staatsdienst aus Imparität nicht unterkommen können, zu finden sein.

Aber wie steht es damit? Geradezu erbärmlich! In dem freien Beruf der Rechtsanwälte, Notare, Patentanwälte bleiben die Katholiken hinter ihrem Bevölkerungsanteil um 9,3 % zurück, in der Gruppe: Bildung und Erziehung noch immer um 4,2 %, obwohl gerade auf diesem Gebiet seit Jahren mit Hochdruck gearbeitet worden ist, das Defizit auszugleichen, und bei den Privatgelehrten, Schriftstellern, Journalisten fehlen dem katholischen Volksteil gar 14,7, bei den Schauspielern, Musikern, Künstlern 11,2 %.

Also überall auch in den sogenannten freien, von der „Staatskrippe" unabhängigen Berufen ein Zurückbleiben der katholischen

Bevölkerung. Nur an Geistlichen, Missionaren und kirchlichen Beamten ist reichlich Überschuß vorhanden: 12,1 % mehr, als dem Bevölkerungsanteil entsprechen würde.

Es liegt also ganz klar auf der Hand: Nicht darum ist Mangel an höheren katholischen Beamten, weil der Staat sie als Katholiken ungerecht behandelt hätte, sondern einfach, weil es seit Jahrzehnten an dem entsprechenden akademischen Nachwuchs aus den Kreisen der katholischen Bevölkerung gefehlt hat. Wenn es nicht so wäre, so müßte sich doch im Laufe der Jahre ein gewaltiges katholisches Bildungsproletariat angesammelt haben, das eben vor allen Dingen in den sogenannten freien Berufsarten zu finden wäre. Man hat aber noch niemals etwas davon gehört. Und die Berufszählung von 1907 hat das vollends erhärtet (vgl. meinen Aufsatz in „Wartburg" 1910, Nr. 50: „Zur konfessionellen Bilanz").

Indes darf man wohl sagen: diese Verunglimpfung des preußischen Staates, die wir ja allmählich gewöhnt geworden sind, wird doch weit übertroffen durch die nichtswürdige Verdächtigung eines ganzen ehrenwerten Standes, nämlich der gesamten nicht katholischen deutschen Kaufmannschaft, wie sie vornehmlich in den Zuschriften an die „Germania" zutage tritt.

Man lese folgendes:

„Als Hauptgrund möchte man aber wohl unser ganzes liberales Wirtschaftssystem annehmen können. Für einen gewissenhaften Katholiken ist es einfach unmöglich, mit anderen Geschäftsleuten in Konkurrenz zu treten. Die Arbeit des Arbeiters wird wie eine Ware gekauft, wer am billigsten gute Ware liefert, wird genommen. Ob ein Arbeiter bei derartigen Löhnen existieren kann, ist gleichgültig; ob er bei der Arbeit Gefahren für seine Gesundheit und seine Unschuld ausgesetzt ist, ist gleichgültig. Und dann werden nachher 10, 20, 30 Prozent Dividende verteilt; setzt aber nur irgendwie ein Rückschlag ein, der die hohe Dividende vielleicht um 1 oder 2 Prozent für das nächste Jahr vermindern könnte, dann wird das Heilmittel Lohnreduzierung vorgeschlagen und eventuell auch rücksichtslos durchgeführt. Wucher treibt auch derjenige, welcher die Not des Nächsten zu seinem eigenen Nutzen mißbraucht. Daß eine solche Wirtschaftsweise, die in dem Arbeiter nur eine Maschine, einen Sklaven sieht, auf deren Unkosten billige Waren auf den Markt bringt, ist selbstverständlich, und ein gewissenhafter, nach den Lehren seiner Moral lebender Katholik wird ihr gegenüber stets den kürzeren ziehen." („Germania" vom 11. 4. 08.)

Was hier gemeint ist, wird noch deutlicher in folgendem Erguß der „Germania" vom 3. April 1908:

„Im allgemeinen haben die Juden bei dem freien Wettbewerb in neuerer Zeit am besten abgeschnitten und die vorteilhaftesten „Geschäfte" gemacht. Dagegen ist gerade der Katholik als Geschäftsmann offenbar am wenigsten in seinem Element, während er sich zum Beispiel in den weniger ertragreichen Erwerbszweigen, in der Landwirtschaft und im Handwerk sehr zu Hause fühlt. Die katholische Moral bringt es mit sich, daß er sich im freien Wettbewerb vielfach behindert fühlt, ganz im Gegensatz zu denen, die keine anderen Schranken als die der Staatsgesetzgebung kennen, deren Klippen sich ja mit etwas Geschick und Fertigkeit ziemlich leicht vermeiden oder „umgehen" lassen. Für manche gilt auch nur das eine Prinzip, nämlich sich nicht erwischen lassen. Der Katholik ist im Handel und Wandel vor allem auf die Norm der katholischen Moral bedacht, die sich mit der gesetzlichen noch lange nicht in allen Fällen deckt. Ein katholischer Kaufmann arbeitet oft gerade infolge seiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit mit Defizit."

Hier wird also der katholische Kaufmann allen andern, ob sie nun Juden oder Protestanten sind, gegenübergestellt als einer, der durch seine katholische Moral im freien Wettbewerb vielfach behindert ist und dadurch allen anderen Kaufleuten gegenüber notwendig ins Hintertreffen geraten muß, weil deren Moral „weitherziger" ist, als die katholische. Jedenfalls kann ich diese liebenswürdigen Äußerungen nicht anders verstehen. Denn daß es auch unter den katholischen Kaufleuten hier und da Gauner und Betrüger geben kann und sicher auch gibt, zumindest genau ebenso gut wie unter allen andern auch, und daß umgekehrt auch unter den protestantischen Kaufleuten gewiß mancher mit etwas „übertriebener Gewissenhaftigkeit" begabt sein kann, nicht anders wie unter den Katholiken, das wird auch die „Germania" nicht bestreiten wollen. Mit der Konfession des einzelnen hat das gewiß nichts zu tun. Steht das aber außer Frage, so kann der Sinn der angeführten Sätze nur der sein: die nichtkatholischen Kaufleute fühlen sich im allgemeinen durch ihre Moral viel weniger zum moralischen Handeln in ihrem Beruf angetrieben, als die katholischen Kaufleute durch die ihre, es ist also entweder ihre Moral oder doch ihre Moralität schlechter als die katholische. Seine bessere Moral ist daher für den katholischen Kaufmann in dem selbstverständlich lediglich durch Schuld der „andern" höchst unmoralisch gestalteten Geschäftsbetrieb der Gegenwart ein schwerer Hemmschuh, der ihn am Fortkommen hindert.

Ich muß gestehen: zur gebührenden Kennzeichnung dieses Versuchs, die katholische Rückständigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete einfach mit der besseren katholischen Moral zu begründen, fehlt mir der

parlamentarische Ausdruck. Wir protestieren auf das Entschiedenste gegen eine solche haltlose Verdächtigung und ganz allgemein gehaltene, unqualifizierbare Beschimpfung eines hochangesehenen Standes, der gesamten deutschen Kaufmannschaft, soweit sie nicht katholisch ist. Und das um so mehr, als gerade „die katholische Moral" am wenigsten berufen erscheint, sich etwa der protestantischen Moral gegenüber aufs hohe Pferd zu setzen.

Jedenfalls kann ich nicht finden, daß die katholische Moral die Achtung vor fremdem Eigentum sowie die persönliche Wahrhaftigkeit, diese beiden Grundpfeiler alles geschäftlichen Lebens, höherstellte, als etwa die protestantische oder auch die jüdische Moral. Vielmehr im Gegenteil. Gerade die katholische Moral weiß nichts von einer Pflicht der unbedingten Wahrhaftigkeit um des Gewissens willen; und davon, daß fremdes Eigentum um Gotteswillen unter allen Umständen für uns unantastbar sein muß, hat sie anscheinend gar keine Ahnung. Wenigstens sucht man das — um von der Moraltheologie eines Gury und ähnlicher ganz abzusehen— dort, wo man es doch zuerst erwarten sollte, nämlich in dem römischen Einheitskatechismus Pius' X., vergebens. Dagegen erfährt man in diesem grundlegenden Unterrichtsbuch für die Jugend ganz genau, wie man sich unter gewissen Umständen ohne schwere Sünde um diese beiden Grundpflichten des Gemeinschaftslebens — ich finde keinen andern Ausdruck — herumdrücken kann.

Ich bitte, darüber nachzulesen, was ich in dem Aufsatz über den Einheitskatechismus Seite 128 herausgestellt habe. Es findet sich da bereits im Katechismus selbst das ganze System römischer Kasuistik, d. h. das gewichtweise Abwägen der Schwere der Sünden nach rein äußerlichen Maßstäben, und die Anleitung zum Gebrauch von zweideutigen Reden!

Damit vergleiche man etwa den tiefen, heiligen Ernst, mit dem Luther in seiner Katechismuserklärung der 10 Gebote alles christliche Handeln allein aus dem Beweggrund der Gottesfurcht und Gottesliebe herleitet, oder etwa Paulsens Definition der Lüge: „Lügen heißt durch Reden oder Schweigen, durch Simulieren oder Dissimulieren, durch Auswahl und Anordnung von Tatsachen einem andern mit Absicht falsche Ansichten beibringen." Und man wird die ganze lächerliche Anmaßung und Unver—frorenheit empfinden, die darin liegt, gerade von katholischer Seite die größere sittliche Strenge auch im Geschäftsleben für sich in Anspruch nehmen zu wollen.

Übrigens ist ein katholischer Kaufmann aus Lothringen so ehrlich und anständig, in einer Zuschrift an die „Germania" die dort geübte Verunglimpfung seiner protestantischen Standesgenossen nicht mitzumachen; er schreibt:

„Die katholische Moral, die der Herr Artikelschreiber anführt, stand mir noch nicht im Wege. Aber was den katholischen Kaufmann drückt, das sind meines Erachtens die mangelhaften wissenschaftlichen Kenntnisse im allgemeinen und die geistige Begabung im besonderen. Dies beobachte ich besonders an meinen Gehilfen und Lehrlingen. Ich habe mich auch schon mit den Ursachen dieses Übels befaßt und finde diese darin, daß katholische Eltern ihre Söhne, die wirklich talentvoll sind, nur in ganz geringem Prozentsatze Kaufmann, sondern lieber Subalternbeamte, Schreiber oder Handwerker werden lassen. Der größte Teil der Eltern, die ihre Söhne Kaufmann werden lassen, glaubt offenbar, zum Kaufmann wäre der Dümmste gerade gut genug, und darunter ist wieder ein Teil, die da glauben, als Kaufmann brauche man nur in feinen Kleidern einher zu gehen und weder geistig noch körperlich sich anzustrengen."

Das ist wenigstens aufrichtig. Es gehört aber auch wirklich eine unglaubliche Verbohrtheit dazu, bei dem krampfhaften Suchen nach Erklärungsgründen für die katholische Inferiorität ausgerechnet auf die bessere katholische Moral zu verfallen.

Man hätte viel besser getan, bei dem gewaltigen Einfluß des ganzen katholischen Kirchentums und vor allem der katholischen Weltanschauung, worauf man sich doch sonst bei andern Gelegenheiten in der Regel nicht genug zugute tun kann, auch auf die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der katholischen Völker zu verharren. Wir brauchen den im Vorstehenden von katholischer Seite selbst — wenn auch nur zaghaft — angedeuteten bedenklichen Folgeerscheinungen nur möglichst auf den Grund zu gehen, um zu erkennen, daß die ganze Stellung des Katholizismus zur Kultur eine vollkommen ausreichende Erklärung für das Zurückbleiben der Katholiken auf kulturellem und damit auch auf wirtschaftlichem Gebiet darbietet.

Selbstverständlich werden hier und da auch mancherlei andere Gründe, besonders geschichtlicher, geographischer, volkswirtschaftlicher Art, auf die Dr. Rost so übergroßen Wert legt, mit in Frage kommen. Wenn aber tatsächlich überall die katholischen Völker hinter den vorwiegend protestantischen,*) und in ein und demselben Volke stets die Katholiken in ihrer Gesamtheit hinter den Protestanten kulturell im Rückstande bleiben, obwohl die Protestanten, wie z. B. in Frankreich, nur eine verschwindende Minorität im Volksganzen bilden, so

*) Die verhältnismäßig hohe französische Kultur, auf die Sell in seinem „Katholizismus und Protestantismus" hinweist, verschlägt nichts, da Frankreich seit mehr als 100 Jahren sich von allen katholisch-kirchlichen Einflüssen mehr und mehr emanzipiert hat.

kann man sich dem Schluß auf den Einfluß der religiösen Stellung der einzelnen doch kaum entziehen. Wobei allerdings ein für allemal bemerkt sei, daß alles das viel mehr vom Katholizismus als vom Protestantismus gilt, da beide in ihrer Einwirkung auf die Kulturentwicklung der einzelnen Völker ihrem ganzen Wesen nach grundverschieden sind. Während die katholische Kirche stets bewußt und direkt mit allen ihr nur irgend zu Gebote stehenden Mitteln das wirtschaftliche und kulturelle Leben der von ihr beherrschten Völker zu beeinflussen gesucht hat und in der unbedingten Unterwerfung der Welt unter ihre Herrschaftsansprüche auch in rein äußerlichen Dingen ihre wichtigste Aufgabe sieht, kann beim Protestantismus höchstens von einer indirekten Einwirkung durch die innerlich wirkende Macht seiner Ideen, mit denen er das Volksleben zu durchdringen sucht, die Rede sein. Der Protestantismus steht jeder Kultur frei und unbefangen gegenüber, der Katholizismus jeder andern, als der von ihm approbierten, in der Stellung des Borghesischen Fechters.

Daß diese verkehrte Stellung des Katholizismus zur Kultur die Katholiken auch in der Gegenwart notwendig ins Hintertreffen bringen muß, wird die nachfolgende Untersuchung erweisen.

2. Die modern-protestantische Kultur.

Wenn bisweilen ganz allgemein behauptet wird, der Katholizismus sei stets und überall kulturfeindlich, so ist das natürlich eine Übertreibung, die zu widerlegen den Verteidigern des römischen Systems nicht schwer fällt. Selbstverständlich ist der Katholizismus zu Zeiten ein Kulturfaktor von eminenter Bedeutung gewesen; die gesamte Kultur des Mittelalters beruhte auf ihm und fand in der katholischen Kirche die eifrigste Förderin. Und es wäre Torheit, leugnen zu wollen, daß der Katholizismus auch in der Gegenwart als eine große Kulturmacht dasteht. Für ungezählte Tausende von Menschen in allen Ländern und Völkern ist der Katholizismus auch heute noch der Inbegriff alles Großen, Edeln und Schönen. Nur daß eben diese Kulturmacht des Katholizismus heutzutage allgemein bis weit in die Kreise selbst der guten Katholiken hinein als Unkultur empfunden wird und die offizielle katholische Kirche in der Tat allem, was moderne Kultur heißt, bewußt feindlich gegenübersteht. Hat doch Pius IX. in der Magna Charta des modernen Katholizismus, dem Syllabus von 1864, die Forderung, daß der römische Papst sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation aussöhnen und verständigen könne und müsse, in dem zusammenfassenden Schlußsatz ausdrücklich als ketzerisch verdammt!

Hüten wir uns daher vor falschen Verallgemeinerungen und be-

schränken den weitverbreiteten Satz von der Kulturfeindlichkeit des Katholizismus, ohne auf die Vergangenheit weiter einzugehen, lediglich auf die Gegenwart, so dürfen wir uns auf die römische Kurie selber berufen für die Behauptung, daß der offizielle Katholizismus — und um den kann es sich für uns nur handeln, da die religiöse Unterströmung im Katholizismus nach jahrhundertelangem Ringen um ihre Existenz gegenüber dem im Vatikanum endgültig zum Siege gekommenen Jesuitismus zur vollkommensten Bedeutungslosigkeit verurteilt ist — der grimmigste Feind der gesamten modernen Kultur sei. Alle die verzwickten jesuitischen Auslegungskünste, mit denen man sich um den fatalen Schlußsatz des Syllabus herumzudrücken sucht, sind eitel Wortklaubereien. Je mehr man auf die „falsche" moderne Kultur schimpft, um an ihrer Statt die allein „wahre" katholische Kultur zu empfehlen, desto deutlicher offenbart man damit doch gerade seine Feindschaft gegen diese moderne Kultur. Um etwas anderes, als eben um die gesamte Kultur der Gegenwart, soweit sie nicht katholisch abgestempelt ist, handelt sich's ja gar nicht. Und da bedarf es allerdings nicht erst der päpstliche Erklärung in Satz 80 des Syllabus, um zu erkennen, daß Katholizismus und moderne Kultur unversöhnliche Gegensätze sind. Man braucht diese beiden Größen nur einmal einfach unbefangen nebeneinanderstellen, und man wird erschrecken über die unüberbrückbare Kluft, die sich zwischen ihnen auftut.

Es wäre natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes die gesamte Kultur der Gegenwart auch nur in unbestimmten Umrissen einigermaßen deutlich zu kennzeichnen. Ich begnüge mich daher damit, nur ein paar besonders charakteristische Merkmale der modernen Kultur herauszuheben, die mir für ihre Art und Entwicklung bestimmend zu sein scheinen.

Verstehen wir unter Kultur den Inbegriff alles dessen, was eine Zeit im Innersten bewegt und zusammenhält, die Summe aller Trieb- und Lebenskräfte, die in ihr mächtig sind, aller Gedanken und Ideen, die sie beherrschen, aller Güter und Ideale, denen sie nachjagt, so darf man wohl sagen: die moderne Kultur steht und fällt mit dem Prinzip der Freiheit und Unabhängigkeit des einzelnen ebenso wie jeder geistigen Richtung von jeder äußeren Autorität, sie komme, woher sie immer wolle. „Der Mensch ist frei, und sei er in Ketten geboren". Und frei soll er sich entwickeln, den in ihm liegenden natürlichen und geistigen Anlagen entsprechend, ohne äußeren Zwang und Drill, dem hohen Ziele eines vollen, edlen Menschentums entgegen. Also Freiheit die Grundlage, Humanität das Ziel! Und die Welt mit dem ganzen Reichtum ihrer Gaben und Kräfte die gottgegebene Unterlage, auf der und mit der sich der moderne Mensch seiner Bestimmung zu nähern sucht! So wird also voller Ernst gemacht mit

dem Apostelwort: „Alles ist euer“, und der alte Schöpfungssegen ist das Leitmotiv des modernen Kulturlebens: „Füllet die Erde und machet sie euch untertan“. Irgendwelche Schranken äußerer Art gibt es nicht. Lediglich durch die Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit und unerbittlichen Folgerichtigkeit alles Geschehens sowie durch seine besondere Eigenart fühlt sich der Einzelne innerlich gebunden. Die moderne Kultur steht daher „allen Autoritäten kritisch gegenüber, aber sie ist bereit, jeden geistigen Inhalt nach seinem eigenen Wert zu würdigen. Ihr Fundamentalsatz ist, daß alle Geistestätigkeiten in Wissenschaft, Schule, Kunst, Literatur, Religion vollkommen unabhängig auf sich selbst zu beruhen, sich frei von aller äußeren Bevormundung zu entwickeln haben“. (Sell, Kathol. u. Prot., S. 233.)

Somit kann man, wenn man sich der beliebten Schlagworte bedienen will, als einige der bedeutsamsten Merkmale der modernen Kultur herausheben: völlig freie Entwicklung aller vorhandenen Kräfte und Bewegungen, Herausbildung freier geistiger Persönlichkeiten, vollkommene Beherrschung der Welt und Dienstbarmachung aller Naturkräfte, unbedingte Ablehnung jeder fremden Autorität bloß um ihrer Autorität willen, sofern sie nicht auch innerlich zu überzeugen vermag. Die moderne Kultur meint keiner Anlehnung an außerhalb stehende Größen zu bedürfen; sie will nur auf sich selber stehen und tut sich viel zugute gerade auf diese ihre Unabhängigkeit nach jeder Richtung.

Es steht außer Frage, daß diese ganz moderne Kultur, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrhunderte allmählich herausgebildet hat, im letzten Grunde zurückgeht auf die große „Geistesbewegung der Renaissance, die das gesamte Leben mit Bewußtsein von der Basis des Kirchentums hinweg auf die Basis des Menschentums stellte, und die im Glauben an die Zuverlässigkeit unserer Sinne wie unserer Vernunft die Welt als ein Ganzes, wenn auch nicht zu erklären, so doch zu begreifen unternahm“ (Sell, a. a. O. 234).

Aber ebenso steht doch wohl außer Frage, daß diese ganze große Geistesbewegung an dem Felsen Petri gescheitert wäre — man denke nur an den Prozeß Galileis —, wenn die Reformation nicht gleichzeitig die religiöse Befreiung der Welt, nicht nur vom römischen Joch, sondern auch von mittelalterlicher Beschränktheit und Befangenheit, gebracht hätte. Das Mittelalter sah unter der Herrschaft der Kirche in der Natur und den Naturmächten nur das Ungöttliche, Teuflische, dem man sich am sichersten durch die Flucht aus der Welt in die Abgeschiedenheit des Klosters entziehen zu können glaubte. Dies mittelalterliche Mönchsideal hat Luther zerschlagen und an seine Stelle das Ideal des freien Christenmenschen gesetzt, der im Glauben ein freier Herr ist über alle Dinge und niemand untertan, und es

darum auch gar nicht nötig hat, aus der Welt mit ihren natürlichen Lebensordnungen hinauszulaufen; vielmehr im Gegenteil: es ist seine Pflicht, gerade an der Stelle, wohin Gott ihn gestellt hat, fleißig zu arbeiten, die Welt sich untertan zu machen und so in seiner Arbeit jeder an seinem Teile Gott ein Stück Welt zu Füßen zu legen. „Eine fromme Magd — sagt Luther —, so in ihrem Befehl hingehet, nach ihrem Amt den Hof kehret, den Mist ausbringet, oder ein Knecht, der in gleicher Meinung pflüget und säet, gehen stracks zu gen Himmel auf der richtigen Straße, dieweil ein anderer, der zu St. Jakob oder zur Kirche gehet, sein Amt und Werk liegen läßt, stracks zur Hölle fährt."

Damit ist die Auffassung von der Welt und der Stellung des Christenmenschen in ihr von Grund aus verändert — in der Tat eine „Umwertung aller Werte", wie sie gewaltiger kaum gedacht werden kann. Jetzt „sanken die seither höchst geachteten Stände (Orden), die der Geistlichen und Mönche, mit einem Male in tiefe Verachtung. Die Laienstände und Laienberufe blieben allein übrig, sie stiegen im Ansehen. Das sieht aus wie eine völlige Verweltlichung des Lebens. Es bedeutete aber der Absicht der Reformation nach vielmehr eine Sanktifikation, eine höhere Weihe aller menschlichen, bürgerlichen und gelehrten Tätigkeit. Nun ward die Ehe ein „heiliger Stand", auch die „Kriegsleute konnten im seligen Stande sterben"; es gab nun „drei Häuser", auf denen Gottes Wohlgefallen ruhte, weil darin seine besten Werke geschehen: Das Familienhaus, das Rathaus, das Gemeindehaus (die Kirche). An die Stelle der Zucht zum Himmelreich mit Straf- und Zwangsmitteln, wie die Kirche sie seither geübt, unbeschadet der Förderung, die sie auch dem freien Aufflug der Frömmigkeit gewährt hatte, trat nun, um es in ein Wort zu fassen, die Erziehung des Volkes für bürgerliche Tüchtigkeit und die damit — unter der Voraussetzung des Glaubens — verknüpfte Seligkeit im Jenseits" (Sell, a. a. O. S. 200).

Insofern also die moderne Kultur auf dem Boden des Protestantismus gewachsen ist und nur dort wachsen konnte, insofern darf man mit vollem Recht reden von einer modern-protestantischen Kultur. Und es mag wohl sein, daß ein guter Teil des Hasses, mit dem die katholische Kirche der modernen Kulturentwicklung gegenübersteht, dem Protestantismus gilt, den sie in ihr wittert. Jedenfalls wird man von katholischer Seite nicht müde, im Sinne der Enzyklika Leos XIII. vom 29. Juni 1881, die den Kommunismus, Sozialismus, Nihilismus für die notwendige Folge der Reformation erklärte, die Reformation für alle Schäden und Nöte der Gegenwart verantwortlich zu machen. Man gesteht also damit zu, daß der Protestantismus auf das Kulturleben der Gegenwart einen großen Ein-

fluß ausübt, wenngleich nach katholischer Auffassung einen überaus schlechten und bedenklichen.

Indes, wie man die moderne Kultur auch immer näher bestimmen mag, es wird stets dabei bleiben, daß sie in der katholischen Kirche ihren Todfeind zu erblicken hat. Das katholische Kulturideal, das wir uns nun im folgenden vergegenwärtigen wollen, ist eben seinem ganzen Wesen nach der diametrale Gegensatz gegen alles, was modern heißt.

3. Das katholische Kulturideal.

I.

Das katholische Kulturideal läßt sich vielleicht am zutreffendsten mit einem Worte kennzeichnen; es ist das Mittelalter.

Aber leider muß hinzugefügt werden: nicht das lebendige Mittelalter mit der Fülle der in ihm liegenden, oft auch einander direkt widerstreitenden Antriebe und Entwicklungsmöglichkeiten, nicht das Mittelalter als Übergangszeit, in der es gärt und brodelt von ungezählten bedeutsamen Gedanken und Kräften, sondern das erstarrte, gleichsam auf eine tote Formel gebrachte Mittelalter, wie es sich seit dem durch die Jesuiten endgültig herbeigeführten Siege der kurialistischen Richtung in romanisierten Köpfen spiegelt.

Das Mittelalter ist ja keineswegs die Zeit der „Glaubenseinheit" und kirchlichen Allmacht, als die es von katholischer Seite immer gepriesen wird. Was die vielgerühmte mittelalterliche „Glaubenseinheit" angeht, die erst durch die Reformation zerstört sein soll, so hat sich die Kirche bekanntlich nur mit größter Mühe durch skrupellose Anwendung brutalster Gewaltmittel der immer neuaufschießenden Ketzereien zu erwehren vermocht, dergestalt, daß selbst ein so gewaltiger Papst, wie Innozenz III. es war, der Befürchtung Ausdruck gegeben hat, es möchte die ganze Kirche von der Ketzerei angesteckt werden, wenn ihr nicht schleunigst mit allen Mitteln entgegengetreten werde. Die unheimliche, nimmer ruhende Tätigkeit der Inquisition im Mittelalter ist die beste Illustration zu dem Märlein von der „Glaubenseinheit" der Christenheit in den gesegneten Zeiten des Mittelalters. Und auch mit der so viel gerühmten päpstlichen Allgewalt im Mittelalter ist es im Grunde nicht gerade allzu weit hergewesen. Denn abgesehen von einigen wenigen, noch dazu immer nur ganz kurze Zeit währenden Höhepunkten päpstlicher Machtvollkommenheit ist ja das ganze Mittelalter ausgefüllt von endlosen, schließlich doch immer wieder nutzlosen Kämpfen der römischen Kurie um die Weltherrschaft, und gerade aus gutkirchlichen Kreisen stammte die schärfste Opposition gegen die päpstlichen Herrschaftsansprüche.

Erst das endende 19. Jahrhundert hat dem Papsttum mühelos in den Schoß geworfen, was es das Mittelalter hindurch mit Anspannung aller seiner Kräfte vergeblich erstrebt hat: die volle Anerkennung seiner maßlosen Ansprüche als des unumschränkten und unfehlbaren Herrn der Kirche. Und erst seither erscheint das Mittelalter als „die gute alte Zeit", für die man schwärmt, weil in ihr wenigstens je und dann das Ideal seiner Verwirklichung am nächsten war.

Dies in päpstlichem Sinne idealisierte, gleichsam auf Goldgrund gemalte Mittelalter ist das katholische Kulturideal der Gegenwart: Völlige Verkirchlichung — um nicht zu sagen: Verklösterung — der Welt unter der unumschränkten und unfehlbaren Leitung einer alles umfassenden, allmächtigen Hierarchie, der jedermann unbedingten Gehorsam schuldig ist.

Das zu erweisen, braucht man nicht erst lange auf die immer wieder lautwerdenden Stimmen der Sehnsucht nach den „gesegneten Scheiterhaufen des Mittelalters", auf die im Syllabus Pius IX. erfolgte Kriegserklärung an die gesamte moderne Kultur und auf das energische Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo! Leos XIII. in seiner Thomas-Enzyklika vom 4. August 1879 zu verweisen. Daß weite Kreise der Katholiken das Mittelalter als „die Glanzepoche der katholischen Kirche überhaupt" ansehen und infolgedessen auch von dem Verlangen beseelt sind, „die kirchlichen Leistungen dieser Zeit mit Zähigkeit festzuhalten", ja, womöglich „diese Zeit selbst wieder aufleben zu sehen", das hat Professor Ehrhardt in seinem bekannten Buche „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert" offen zugegeben, und er hat gegen diese in seinen Augen grundverkehrte Aufassung der Katholiken vom Mittelalter entschieden Front gemacht — selbstverständlich ohne den geringsten Erfolg. Denn was er hier nur als eine unter den Katholiken weitverbreitete Meinung gelten lassen will, ist eben in Wahrheit echt katholische Grundanschauung.

Der päpstliche Hausprälat und Ehrendomherr Dr. Karl Eberle hat vollkommen recht, wenn er in seiner mit kirchlicher Druckerlaubnis herausgegebenen Schrift über den „Ultramontanismus" die Übereinstimmung dieser angeblich ultramontanen Geistesrichtung mit dem offiziellen Katholizismus behauptet. Der offizielle Katholizismus ist ultramontan. Es ist in der Tat katholische Lehre, was Eberle hervorhebt, daß Christus selber in der von ihm gestifteten Kirche „einer obersten leitenden und richterlichen Autorität den tatsächlichen Bestand gegeben" hat, daß daher entsprechend der letzten Bestimmung der Kirche, die die ewige Seligkeit ist, allen Menschen die Verpflichtung obliegt, „sich der Kirche anzuschließen, da ohne Zweifel jeder Mensch verpflichtet ist, den von Gott angeordneten Weg der Seligkeit zu betreten, wenn dieser sich darbietet", daß

also auch „niemand das Recht hat, die Kirche in Erfüllung ihrer Bestimmung und alles dessen, was dazu gehört, zu hindern", am wenigsten der Staat, da er als bloß „natürliche" Gesellschaft sich der Kirche als einer „übernatürlichen vollkommenen Gesellschaft" selbstverständlich unterzuordnen hat. Wie das gemeint ist, wird deutlich, wenn man bei Eberle S. 20 folgendes liest: „Daher muß die natürliche Gesellschaft der Familie und des Staates von der Kirche vernehmen und empfangen, welches die sie betreffenden Absichten Christi sind, und muß der Kirche freie Hand und volle Wirksamkeit lassen, diese Absichten zu erfüllen. Daraus folgt, daß jede Lösung der sozialen Fragen ohne die Kirche eine den Absichten und Anordnungen Christi nicht entsprechende, sondern vielmehr widersprechende Sache ist; ferner, daß jede Lösung der sozialen Fragen, welche gegen die Kirche sich richtet, eine Versündigung an der Menschheit selbst ist, die dadurch, statt ihrem Elende entzogen zu werden, nur tiefer hineingedrängt wird: die, statt zum ewigen Vaterhause zurückgeführt zu werden, in eine endlose Wüste hinausgetrieben wird; daß endlich jede Lösung der sozialen Fragen ohne oder gar gegen die Kirche das Strafgericht Gottes über die Menschheit herabziehen muß. Die sozialen Fragen müssen also auf ‚ultramontanem' Boden, d. h. mit der Kirche und mit dem Papste gelöst werden."

Es gibt also schlechterdings nichts in der Welt, in das die Kirche nicht dreinzureden hätte. Ihre Lehrautorität erstreckt sich „auf alles, was zur Erhaltung der Integrität der christlichen Lehre wesentlich notwendig ist und in unabweisbarer und wesentlicher Beziehung zu dieser Lehre steht" — was aber wäre ohne Beziehung dazu? — Und die gesetzgeberische Gewalt der Kirche bezieht sich in gleicher Weise auf „alles, was zur vollkommenen Verwirklichung der von Christus ihr gesetzten Aufgabe notwendig ist" — was aber wäre dazu nicht notwendig? Darum steht die Kirche allen, auch den besten sozialen Werken feindselig gegenüber, sobald sie nicht unter ihrer Ägide geschehen.

„Eine Gesellschaft" — sagt Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 19. März 1902, seinem sogenannten Testament —, „die sich dem Einfluß der Kirche entzieht, auf den ihr Bestand zum guten Teil gegründet ist, muß immer tiefer sinken oder in Trümmer gehen, da sie trennt, was Gott verbunden wissen wollte." (Nach Götz, Klerikalismus und Laizismus, S. 30.)

Die Kirche aber, von der hier die Rede ist, ist im letzten Grunde nichts anderes als einzig und allein die römische Hierarchie mit dem Papst an der Spitze. Es „stellt sich nämlich die Kirche Christi nach der Idee ihres göttlichen Stifters als eine ungleiche Gesellschaft dar, welche aus Vorgesetzten (ecclesia docens) und Untergebenen

(ecclesia audiens) besteht" (Eberle S. 15). Und eben diese hörende Kirche (das ist die große Masse der Katholiken, der sogenannte Laienstand) rechnet überhaupt nicht mehr mit. Die Laien sind nicht Subjekt, sondern lediglich Objekt der Kirche, sie haben nichts zu sagen und nichts zu tun als zu hören und zu gehorchen. Pius X., der mitunter von erfrischender Deutlichkeit ist, hat das in seinem Motuproprio vom 18. Dezember 1903 über die sogenannte christliche (katholische) Demokratie mit verblüffender Offenheit kundgetan, wenn er schreibt: „In Erfüllung ihrer Aufgabe hat sich die christliche Demokratie in strengster Abhängigkeit von der kirchlichen Behörde zu halten, indem sie den Bischöfen und ihren Organen volle Unterwerfung und Obödienz leistet. Es ist kein verdienstlicher Eifer, noch verrät es echte Frömmigkeit, wenn man auch **an sich schöne und gute Dinge** ohne Genehmigung des zuständigen Oberhirten unternimmt. Die katholischen Schriftsteller müssen in allem, was die religiösen Interessen und das Wirken der Kirche in der Gesellschaft berührt, völlig, mit Verstand und Wille, wie überhaupt alle Gläubigen ihren Bischöfen und dem römischen Pontifex unterstehen" (Götz, a. a. O. S. 54). Und fast noch schöner heißt es in der Enzyklika vom 11. Juni 1905: „Aber auch die anderen Werke, die dazu angetan sind, die wahre christliche Kultur in Christus zu erneuern und zu fördern, und die die kirchliche Aktion bilden, können sich unter keinen Umständen unabhängig von dem Rat und der Leitung der kirchlichen Behörden entwickeln, hauptsächlich, da sie sich alle nach den Prinzipien der christlichen Weisheit und Moral aufzubauen haben. Noch weit weniger dürfen sich dieselben in offener Rebellion der genannten Behörde gegenüber befinden. Natürlich müssen sich derartige Werke, ihrer Natur nach in wünschenswerter, vernünftiger*) Freiheit bewegen können, da ihnen auch die Verantwortung der Aktion aufgebürdet ist, hauptsächlich in wirtschaftlichen, irdischen Fragen und in solchen, welche sich auf das öffentliche Leben in Verwaltung und Politik beziehen" (bei Götz, a. a. O. S. 55).

Ganz besonders verdienstlich aber will es mir erscheinen, daß Pius X. auch in seinem „Einheitskatechismus" sich nicht gescheut hat, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, die Minderwertigkeit des

*) Was unter „vernünftiger" Freiheit in katholischem Sinne zu verstehen ist, mag man bei dem Jesuiten Brors in seinem modernen ABC unter Freiheit nachlesen Hier nur folgende Stilblüte: „Die Kirche lehrt uns die Wahrheit. Gegenüber der Wahrheit aber gibt es keine Freiheit. Der Mensch muß sich der Wahrheit unterwerfen . . . . Der Katholik weiß, daß die Kirche und der Papst in Glaubenssachen unfehlbar sind, also nur die Wahrheit lehren. Wenn er also glaubt, was der Papst und die Kirche lehrt, so handelt er vernünftig."

Laienstandes auszusprechen. Danach besteht unter den Gliedern, die die Kirche bilden, ein sehr bedeutender, übrigens von Christus selbst begründeter, Unterschied; „denn es gibt solche, die gebieten, und solche, die gehorchen, solche, die lehren, und solche, die belehrt werden“ (S. 96). „Die lehrende Kirche setzt sich zusammen aus allen Bischöfen mit ihrem Haupte, dem römischen Hohenpriester, mögen sie nun getrennt sein, oder mögen sie vereinigt sein auf einem Konzil. Die hörende Kirche setzt sich zusammen aus allen Gläubigen“ (S. 97). „Die Bischöfe sind die Hirten der Gläubigen, vom Heiligen Geiste bestellt, die Kirche Gottes unter dem römischen Hohenpriester zu regieren;“ sie sind also „Oberhirte, Vater, Lehrer, Vorgesetzte aller sowohl geistlichen als weltlichen Gläubigen“ (S. 101), während „der Papst die größte unter allen Würden auf Erden hat, die ihm die höchste und unmittelbare Macht über Hirten und Gläubigen verleiht“ (S. 99). Selbstverständlich sind daher die letzteren „verpflichtet, die lehrende Kirche zu hören unter Strafe der ewigen Verdammnis“ (S. 97) und „dem Bischof Gehorsam zu erweisen in allem, was sich auf die Seelsorge und die geistliche Regierung der Diözese bezieht“ (S. 101).

Wie weit freilich dieser Gehorsam zu gehen hat, scheint Pius X. in diesem Unterrichtsbuch für die Jugend doch lieber verschweigen zu sollen für ratsam gehalten zu haben. Seine Ansicht darüber haben wir oben kennen gelernt. Freilich nur zum Teil. Erst in seinem neuen Syllabus vom 4. Juli 1907 macht er aus seinem Herzen gar keine Mördergrube mehr, indem er in Satz 7 die Behauptung verdammt: „Die Kirche kann, wenn sie Irrtümer verwirft, von den Gläubigen nicht eine innere Zustimmung zu diesem ihrem Urteile verlangen.“

Damit ist den Reformkatholiken auch die letzte rettende Planke genommen, an die sie sich anzuklammern pflegten, um nicht ins Bodenlose zu versinken im Meer der päpstlichen Unfehlbarkeit. Und selbst der Jesuit Cathrein wird seine vielgerühmte Schrift „Glauben und Wissen“ einer gründlichen Revision unterziehen müssen, wenn er vor Pius' X. strengem Richterauge bestehen will. Hat dieser Jesuit es doch gewagt, darin folgende bösartige Ketzerei in die Welt zu setzen: „Möglicherweise könnte ja einmal ein Theologe durch zwingende Gründe zur Einsicht gelangen, daß eine Entscheidung einer römischen Kongregation nicht richtig sei. In diesem Falle wäre er nicht verpflichtet, die Entscheidung für wahr zu halten, aber äußerlich schuldet er ihr Ehrfurcht und Beachtung, so daß er nicht der Entscheidung zuwiderhandeln dürfte. Ein Jurist kann klar einsehen, daß eine Entscheidung des Reichsgerichts nicht richtig ist, und doch ist er im allgemeinen verpflichtet, sich an diese Entscheidung zu halten, solange sie zu Recht besteht“ (S. 149).

Mit dieser, wenn auch noch so kümmerlichen Ausflucht ist es jetzt auch für immer vorbei. Die Kirche verlangt nunmehr eine innere Zustimmung zu den von ihr erlassenen Urteilen. „Es genügt nicht" — sagt Wahrmund in seiner berühmten Schrift „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft" —, „sich den Ausgeburten eines hierarchischen Despotismus in der Tugend des Gehorsams stumm zu unterwerfen. Es genügt nicht, zu schweigen und seine eigene, bessere Überzeugung in der Brust zu verschließen. Man muß auch diese Überzeugung selbst noch in Trümmer schlagen; man muß sie zwingen, das Weiße schwarz und das Feuer kalt zu nennen; man muß die Fesseln nicht bloß am Leibe, sondern auch in der Seele tragen" (S. 36).

In der Tat, so ist es. Aber im Grunde ist das nichts Neues. Auch Leo XIII. hat bereits den gleichen Anspruch erhoben, ja, er ist sogar noch ein gut Stück weitergegangen, nur eben, wie es bei ihm nicht anders möglich war, in gefälligerer Form. So sagte er zu den irländischen Pilgern am 21. Februar 1893: „Möge das tiefste und erste Verlangen in euren Seelen dieses sein, daß ihr eure Gedanken, eure Entschließungen mit den Unsrigen vereinigt. Nicht nur Unsre offenbaren Befehle, sondern auch unsere Wünsche und Ratschläge mögen euch heilig sein, denn Christus selber gibt sie euch durch seinen Stellvertreter." Und zwar soll das in allen Dingen so sein: „Unser Wort soll also die Richtschnur eures Verhaltens sein, sei es im Bereiche der Ideen oder sei es im Bereiche der äußeren Tätigkeit" (aus der Ansprache an die italienischen Pilger vom 17. Februar 1893; beide Zitate aus Eberle a. a. O. S. 53). Und damit ja niemand auf die jesuitische Ausflucht verfalle, es genüge ein stummer, wenn auch widerwilliger Gehorsam, hat auch Leo XIII. bereits in seinem Rundschreiben „Praeclara gratulationis" vom 28. Juni 1894 seine Schäflein zum freudigen willigen Gehorsam im Denken und Handeln vermahnt: „Mögen sie (die Katholiken) die Wahrheiten, die wir den katholischen Völkern einzeln sowohl wie insgesamt vorgetragen haben, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse sich zur Richtschnur im Denken und Handeln nehmen. Vor allem mögen sie sich das zum obersten Gesetze machen, daß man dem Lehramte und der Autorität der Kirche nicht engherzig und mißtrauisch, sondern von ganzem Herzen und bereitwillig gehorchen müsse" (aus Eberle a. a. O. S. 34).

Damit dürfte der oben aufgestellte Satz hinlänglich erwiesen sein, daß die Laien überhaupt keine selbständige Stellung im Gefüge der katholischen Kirche mehr einnehmen. Die Kirche ist der Klerus, die Hierarchie, im letzten Grunde der Papst, und ohne oder

gar gegen diese „Kirche" darf auch auf rein kulturellem Gebiete nichts getan werden. Das „Zwanzigste Jahrhundert", die Zeitschrift der Reformkatholiken in München, hat also so unrecht nicht, wenn es in seiner Nr. 6 vom Jahre 1904 bemerkt, daß „weiten kirchlichen Kreisen der Begriff der Kirche abhanden kommen ist und sich in den der Hierarchie verflüchtigt hat". Die Hierarchie ist eben alles, die Laien sind nichts als Gläubige, die hübsch zu folgen haben. Was der Jesuit Lainez auf dem Tridentinischen Konzil doch nur unter heftigem Widerspruch aussprechen konnte, daß die Schafe als unvernünftige Tiere keinen Anteil an der eigenen Regierung haben könnten, ist heute in der katholischen Kirche schöne, beglückende Wirklichkeit, an der zu rütteln die Sünde wider den heiligen Geist, eben den Geist der heiligen Hierarchie, ist. Das muß ja nun auch die sogenannte Kölner Richtung in der katholischen Kirche zu ihrem Schaden erfahren.

Nach alledem darf man gewiß sagen: das katholische Kulturideal ist auch in der Gegenwart das der Hierarchie, die alle Lebensverhältnisse in den Machtbereich ihres Willens bringen und allein nach ihren Wünschen gestalten möchte. Das Ziel ist also in der Tat Klerikalisierung der Welt unter päpstlicher Leitung, etwa nach dem unübertrefflichen Muster, das die Jesuiten seinerzeit der Welt in ihrem Jesuitenstaat Paraguay dargeboten haben.

II.

Damit haben wir nun aber erst e i n e, allerdings eine sehr wesentliche Seite des katholischen Kulturideals gekennzeichnet. Ist wirklich, wie oben behauptet wurde, das Mittelalter das Ideal, so dürfen wir jedenfalls neben dem Streben nach äußerer Weltbeherrschung im mittelalterlichen Katholizismus, die andere Seite nicht außer acht lassen, die zu jener ersten zwar im schärfsten Gegensatz zu stehen scheint, aber doch auf das engste mit ihr zusammengehört: die a s k e t i s c h e R i c h t u n g. Daß Weltflucht und strengste Askese im Mittelalter als Lebensideal eine ganz hervorragende Rolle spielen, ist allbekannt und bedarf weiter keines Beweises. Es sei darum hier nur mit Rücksicht auf das folgende kurz erinnert an die grundsätzliche Stellungnahme des Thomas von Aquino, der dem beschaulichen Leben in der Stille des Klosters einen viel höheren Wert beimißt als dem tätigen Leben in der Welt, weil jenes in seiner Richtung auf Gott den Menschen direkt seiner göttlichen Bestimmung zuführt, während dieses nur zu sehr geeignet sei, den Menschen von dem Göttlichen ab auf das Ungöttliche hinzulenken. Nach seiner Meinung sollten eigentlich alle Menschen Mönche und Nonnen werden. Daß er unter diesen Umständen die gewöhnliche Arbeit im täglichen Beruf nur mit sehr gemischten Gefühlen anzusehen vermag, ist verständlich. Man

arbeitet nach dieser mönchischen Lebensauffassung doch eigentlich nur „um der Notwendigkeit des Lebens willen", d. h. weil man sonst tothungern würde, und höchstens noch, um sich durch Arbeiten zu kasteien.

Nun steht ja außer Frage, daß der Katholizismus von heute unter dem mächtigen Einfluß der reformatorischen Gedanken, deren er sich auf die Dauer doch nicht ganz erwehren konnte, eine in mancher Beziehung freundlichere Stellung zur Welt einnimmt. Selbst in den Mönchsorden tritt heute, ohne Zweifel dem Vorgang des Jesuitenordens folgend, das beschauliche Dasein hinter dem tätigen stark zurück. Trotz alledem bleibt es dabei: das Kultur- und Lebensideal des Katholizismus ist im tiefsten Grund auch heute noch neben dem hierarchischen ein asketisches. Papsttum und Mönchtum sind die beiden Pole, um die sich die katholische Welt dreht. Davon zeugt allein schon die Ernennung des Thomas von Aquino mit seiner eben erwähnten wunderlichen Lebensweisheit zum Normaltheologen der katholischen Kirche durch Leo XIII. in der Enzyklika vom 4. August 1879.*) Davon zeugt aber vor allem der immer noch bestehende Zölibat mit seinem Bruder, dem Mönchtum, allein schon durch sein Dasein. Denn beide beruhen doch schließlich auf einer ungeheuerlichen Mißachtung aller natürlich-menschlichen Lebensbeziehungen zugunsten eines „übernatürlichen", will sagen: unnatürlichen Ideals. Die Folge ist natürlich nur eine Verwirrung und Verwilderung aller sittlichen Begriffe, die sich bis zu einem solchen Grade von Wahnwitz gesteigert hat, daß es — um nur ein Beispiel anzuführen — dem Jesuiten Aloysius von Gonzaga im Breviarium Romanum immer noch besonders nachgerühmt wird, er habe, um seine Keuschheit zu bewahren, nicht einmal seiner eigenen Mutter ins Angesicht zu sehen gewagt.**) Es steckt eben auch heute noch vielfach in der katholischen Kirche ein gut Stück jener mittelalterlichen Frauenverachtung, in der z. B. die beiden edeln Verfasser des Hexenhammers befangen sind, wenn sie, ganz abgesehen von allerlei andern Liebenswürdigkeiten, mit denen sie die Frauen bedenken, gelegentlich in aller Seelenruhe behaupten, „das Weib sei nur ein unvollkommenes Tier". Ist es gar so sehr viel anders, wenn es im Papstkalender auf das Jahr 1904, Spalte 47, heißt: „Der Priester hat eine bald zarte, bald harte

---

*) Der Versuch Ehrhards, in dem bereits genannten Buche die Tragweite dieser päpstlichen Entscheidung abzuschwächen, ist nichts als eine Verlegenheitsausflucht.

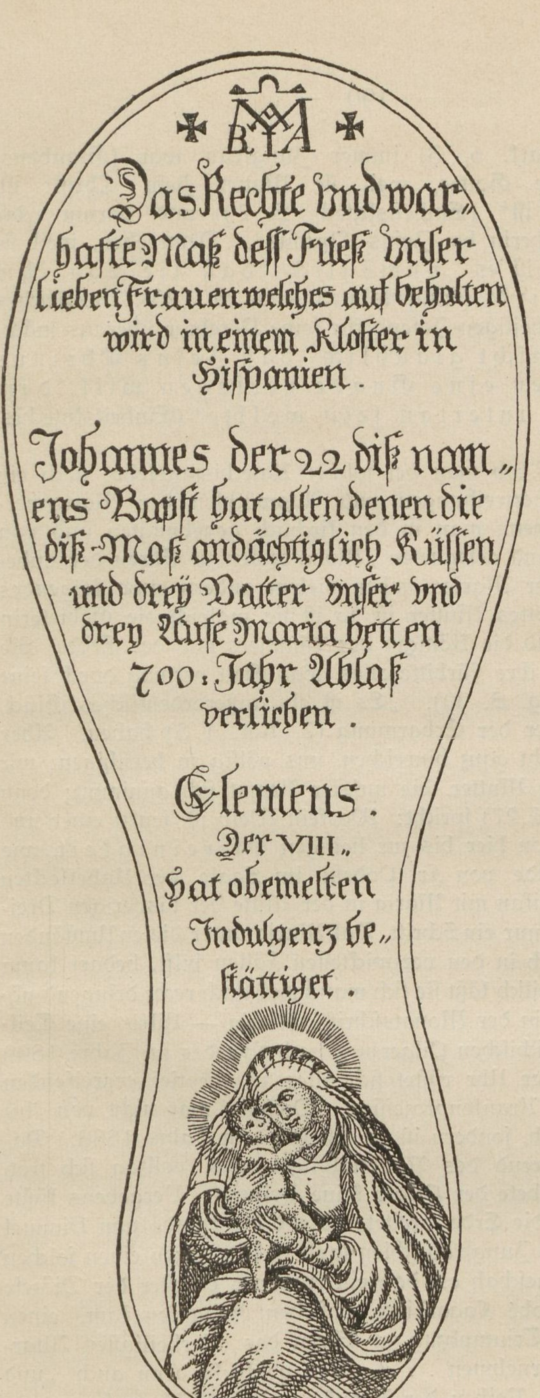
**) Sensus etiam, oculos praecipue, ita cohibuit, ut non modo illos nunquam infaciem intenderit Mariae Austriacae, quam plures annos inter honorarios Hispaniarum principis ephebos fere quotidie salutavit, sed a matris etiam vultu contineret. (Bei Mirbt a. a. O, S. 445.)

und gefährliche Aufgabe und Stellung, so daß eigen Weib und Kind ihm nur eine traurige, seinen Geist lähmende, ihn von der Ausübung seiner erhabenen und wichtigen Aufgabe abschreckende Last, somit Steine des Anstoßes sind?" und wenn dann weiter ausgeführt wird, daß die katholischen Priester nur deshalb so Großes hätten leisten können, weil sie unverheiratet sind? Die geschlechtliche Bestimmtheit des Menschen ist und bleibt eben für die katholische Kirche, wie alles Natürliche, ein Greuel, den abzutun ganz besonders verdienstvoll ist. Und jedenfalls schreibt auch der römische Einheitskatechismus der Befolgung der sogenannten evangelischen Räte (freiwillige Armut, stete Keuschheit und Gehorsam) die Kraft zu, „die Beobachtung der Gebote zu erleichtern und das ewige Heil besser zu sichern" (S. 159). Also doch wieder, wenn auch in merkwürdig abgeschwächter, der sonstigen robusten Art Pius' X. gar nicht entsprechender Form, die Unterscheidung einer höheren und niederen Sittlichkeit.

Da darf man sich denn freilich nicht wundern, wenn in volkstümlichen Schriften das mönchisch-asketische Leben auch heute immer noch als das vollkommenere den ersten Peris erhält. Die Monatskorrespondenz des Evangelischen Bundes bringt in ihrer Julinummer (1908) wieder einmal eins der früher sehr beliebten „Billetts für Reisende nach dem Himmel", die also anscheinend immer noch fleißig verbreitet werden. Daraus ist folgendes zu ersehen: Wer mit dem Schnellzug (1. Klasse) in den Himmel kommen will, der muß im Ordensstande leben; Erfüllung der Gebote Gottes und der Standespflichten, also die Arbeit im Beruf, führt zwar auch hinein, aber erst an dritter Stelle im Omnibuszug. Mönche und Nonnen, die ein sorgenloses, beschauliches Dasein führen, sind also viel besser dran als der einfache Bürgersmann, der in seiner Berufsarbeit unter Mühen und Beschwerden treulich auf schwierigem Posten seinen Mann steht; denn sie fahren nur 1. Klasse im Schnellzug dem Himmelreich entgegen. So wird man trotz allem Widerspruch, der katholischerseits neuerdings dagegen erhoben worden ist, mit gutem Grund behaupten dürfen, daß die Askese in dem katholischen Kulturideal zumindest eine hervorragende Stellung einnimmt.

III.

Das hängt nun freilich zusammen mit der gesamten Weltanschauung des Katholizismus, die auch heute noch durchaus auf dem Boden des Mittelalters steht. Wer sich einmal eingehender mit der katholischen Literatur, vornehmlich auch volkstümlicher Art, beschäftigt hat, wird es mir bestätigen: Es ist eine total andere, höchst wunderliche Welt, in der der Katholik von heute lebt, und Protestanten



Das Rechte vnd war-
hafte Maß deß Fueß vnser
lieben Frauen welches auf behalten
wird in einem Kloster in
Hispanien.

Johannes der 22 diß nam-
ens Bapst hat allen denen die
diß Maß andächtiglich Küssen
und dreÿ Vatter vnser vnd
drey Aue Maria betten
700. Jahr Ablaß
verliehen.

Clemens.
Der VIII.
Hat obemelten
Indulgenz be-
stättiget.

können sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie seltsam sich diese natürliche, uns alle umgebende Gotteswelt in gutkatholischen Köpfen spiegelt.

Da ist zunächst gleich der katholische Gottesbegriff. Was ist das nur für ein merkwürdiges Wesen, dieser gutkatholische Gott! Er hat zwar einstmals die Welt geschaffen und zuzeiten auch ein kraftvolles Weltregiment geführt, aber jetzt hat er sich seiner Machtvollkommenheiten zum guten Teil begeben zugunsten des großen Hofstaats von Heiligen, mit denen er sich nach Art eines türkischen Großherrn umgeben hat. Wer etwas bei ihm ausrichten will, tut gut, sich an einen seiner Großwürdenträger, vornehmlich an die Mutter Gottes und den heiligen Joseph, zu wenden. Maria, die übrigens trotz ihrer vier ehelichen Söhne und meh-

rerer Töchter (Mark. 6, 3) immer Jungfrau war (Glaubenssatz!), ist „Mutter Gottes, weil sie Mutter Jesu Christi ist, der wahrer Gott ist“ (Einheitskatech. S. 79) und darum „die mächtigste Fürsprecherin bei Jesus Christus“. Denn eben, weil sie Mutter Gottes ist, ist es „unmöglich, daß sie von ihm nicht erhört wird“ (Einheitskatechismus S. 125). Desgleichen ist „der Schutz des heiligen Joseph für seine Verehrer überaus mächtig; denn es ist nicht glaublich, daß Jesus Christus einem Heiligen eine Gnade versagen will, dem er auf Erden untertan sein wollte“ (Einheitskatechismus S. 298).

Ich weiß nicht, ob man bei solcher Katechismuslehre noch ein Recht hat, von Übertreibungen und Auswüchsen der Marienverehrung zu reden, wenn man in den kirchlich genehmigten und von Pius IX. belobten und gesegneten „Monatsrosen zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter Maria“ neben vielem andern etwa folgendes findet: „Da sie Gottes Mutter ist, so ist sie zugleich die Gebieterin der ganzen Welt und die Königin des Himmels und der Erde. Sie vermag somit durch ihre Fürbitte alles, was Gott vermag durch seine Allmacht“ (7. Jahrg. S. 99). „Es ist ein außerordentliches Glück, daß wir einen Vater der Erbarmung (2. Kor. 1, 3) haben. Aber dies würde doch nicht ganz hinreichen, uns völlig zu beruhigen; wir bedürfen auch einer Mutter, die unserer Armut sich annimmt; denn der weise Sirach (36, 27) spricht: Wo kein Weib ist, seufzt einer und darbt (S. 191). Von hier bis zur heiligen **Vier**einigkeit, wie sie das Wandgemälde von Fr. Podesti im Saale der Unbefleckten Empfängnis im Vatikan mit Maria in der Mitte der bisherigen Dreieinigkeit darstellt, ist nur ein Schritt. Daß Maria unter diesen Umständen ihren Verehrern auch in den verzwicktesten Fällen hilft, bedarf kaum der Erwähnung. Freilich läßt sie sich manchmal auch recht dringend nötigen. So berichtet in der Monatsschrift „Maria — Hilf!“ eine Teilnehmerin am österreichischen Pilgerzuge nach Lourdes im Jahre 1899 folgendes: „Um vier Uhr rüstet sich alles zu der tief ergreifenden theophorischen oder Krankenprozession. Dieselbe war nicht von Anfang an in Gebrauch, sondern ist es erst seit dem Jahre 1888. Damals, es war während des Nationalpilgerzuges, vollzog sich trotz der flehentlichen Gebete der Pilger keine Heilung. Vergebens küßte das Volk in Demut die Erde, breitete bittend die Hände zum Himmel aus, aber die heilige Jungfrau schien taub zu sein gegen einen solchen Gebetssturm. Da geschah es, daß ein frommer Priester der Diözese Montauban, der Abbé Lagardiere, auf den Gedanken kam, einen außergewöhnlichen Triumphzug zu Ehren des allerheiligsten Altarsakramentes zu unternehmen . . .“ Das geschieht denn auch, „und o Wunder, aus den Reihen der Kranken erhoben sich mehrere von

ihren Tragbetten, schlossen sich lobpreisend den Pilgern an usw." (1900, S. 52).

Die Zweckmäßigkeit eines solchen Massensturms auf die anscheinend oft recht zähen und widerwilligen Heiligen leuchtet unmittelbar ein. Infolgedessen haben viele katholische Zeitschriften — es seien genannt: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu", die „Monatsrosen", „Lourdesrosen", „Maria — Hilf!", „Sendbote des Heiligen Antonius", „Antoniusstimmen", „Sendbote des Heiligen Joseph", „Emanuel" — die verständige Einrichtung getroffen, die Gebets-



Bild der heiligen Viereinigkeit im Saale der Unbefleckten Empfängnis.

anliegen ihrer Leser zu veröffentlichen und so allen Abonnenten ans Herz zu legen. Natürlich werden dann auch die Gebetserhörungen veröffentlicht, und manche Heilige scheinen eifersüchtig darüber zu wachen, daß ihre Hilfsbereitschaft „auch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" bekanntgemacht werde. Wenigstens wird von den Bittstellern häufig Veröffentlichung gelobt, und gar nicht selten begegnet einem in den Danksagungen die Mitteilung, daß sich nach bereits eingetretener Besserung des gerade vorliegenden Leidens die Krankheit wieder verschlimmert habe, weil man die Veröffentlichung der Danksagung vergessen oder doch zu lange hinausgezögert habe. Geradezu köstlich ist die im 7. Jahrgang der „Monatsrosen", S. 281, berichtete Erhörungsgeschichte. Da ist die Mutter erkrankt und auf das Gebet der Kinder wieder gesund geworden. Leichtsinnigerweise

vergessen sie aber unter anderm ihren Dank zu veröffentlichen. „Da gab uns denn Gott eine laute Mahnung. Die Mutter stürzte infolge eines Fehltritts in den Keller." Nun wiederholt sich dasselbe Spiel. Die Veröffentlichung wird wieder vergessen. „Nun schien es, als ob Gott uns verdientermaßen für unsere Treulosigkeit und Undankbarkeit schrecklich strafen wollte; es war aber zum Glück nur eine zweite, aber furchtbare Mahnung, unser Versprechen zu erfüllen." Jetzt werden aber alle andern Gelübde streng erfüllt, und nur die Veröffentlichung wird vergessen. Und da nun die Mutter nochmals krank wird, „konnten wir nicht mehr zweifeln, daß Gott auch die Erfüllung unseres zweiten Versprechens, die Veröffentlichung dieser Gebetsanhörungen, wolle. Und wirklich genas die Mutter auch, als wir zur Abfassung dieser Veröffentlichung ans Werk gingen.

Mit Recht macht darum der „Sendbote des heiligen Joseph" darauf aufmerksam, daß „die meisten Gebetserhörungen durch Novenen (neuntägige Andachten zu Ehren des heiligen Joseph), Feier der sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Leiden und Freuden, Gebrauch des St. Josephgürtels, Versprechen der Veröffentlichung der Erhörung im Sendboten" usw. erlangt werden.

Ich muß es mir versagen, aus der Fülle des mir vorliegenden Materials noch mehr vorzulegen, wenngleich die Art der Anliegen, mit denen die Gläubigen sich ihren Heiligen nahen (z. B. Befreiung von Zahnleiden, Gute Heirat, Gutes Examen, Glücklicher Ausgang eines Prozesses, Wiederfinden eines verlorenen Geldstücks, „eine schwergeprüfte Witwe bittet ums Gebet für ihren verstorbenen Gatten und um eine glückliche Wiederverheiratung") auch wohl eine ausführlichere Erörterung gerechtfertigt hätte.

Ich hoffe indes, auch so deutlich gemacht zu haben, welch eine seltsame Vorstellung von Gott in diesen Köpfen spukt. Auch die verschiedenartigen wundertätigen Skapuliere, Josephsgürtel, Benediktusmedaillen, Herz-Jesu-Medaillen, Ignatius- und Lourdeswasser,*) die gut und gern jeden Arzt ersetzen und aus aller Not Leibes und der Seele zu retten vermögen, muß ich zu meinem Bedauern beiseite lassen. Wer einiges von den unerhörten Wundern, die sie verrichtet haben, zu erfahren wünscht, sei auf die zwar schon alte, aber keineswegs veraltete Schrift von Reusch, „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube" (Bonn 1879) verwiesen. Nur eine, allerdings ganz andersartige, aber doch in der gleichen Richtung der Gottesvorstel-

*) Die unermüdlichen Förderer dieses Aberglaubens waren die Jesuiten, wie sie mit Stolz selber berichten in ihren Annuae Litterae Soc. Jesu. Vergl. auch Agricolae Historia Societatis Jesu Provinciae Germaniae.

lung liegende Geschichte aus dem „Marienboten" (Jahrg. 1900, S. 14) sei in diesem Zusammenhang noch mitgeteilt, weil sie auch den Papst gleichsam in der bengalischen Beleuchtung dieses Gottesbegriffs zeigt. Da wird also in den Tönen höchster Begeisterung von zehn jungen Mädchen „aus den besten Familien" Aquilejas erzählt, die den „wahrhaft heroischen" Entschluß fassen, jedes „ein Jahr seines Lebens dem lieben Gott als Opfer anzubieten, auf daß diese zehn Jahre der Lebenszeit unseres heiligen Vaters Leos XIII. beigefügt würden und ihm gegönnt werde, hundert Jahre zu erreichen zum Heile der Kirche". Und Leo XIII. empfing die überspannten Mädchen trotz der großen Arbeitslast, die gerade an jenem Tage auf ihm lag, in Audienz und dankte einer jeden „mit Tränen der Rührung". — Wenn man das liest, wundert man sich nicht mehr, daß auch alle die vorher berichteten Geschichten „mit kirchlicher Gutheißung" gedruckt sind. Schade nur, daß Gott das Opfer nicht angenommen hat; die bösen Modernisten hätten dann noch eine kurze Galgenfrist gehabt.

Die wirksame Folie zu diesem mehr als merkwürdigen Gottesglauben bildet natürlich, wie immer, der Teufelsglaube, der darum auch im römischen Einheitskatechismus in seiner vollen Glorie prangt. So heißt es S. 70: „Die Engel, die für immer vom Himmel ausgeschlossen und zur Hölle verdammt wurden, heißt man Teufel, und ihr Oberhaupt heißt Luzifer oder Satan" — und wo bleibt Teufel Bitru? Selbstverständlich „können die Teufel uns Böses antun an Leib und Seele" (ebenda) — wozu wären sie sonst auch da? — und es ist natürlich auch immer noch ein Verkehr mit dem Teufel möglich, womit sich abzugeben jedoch im 1. Gebot verboten ist. „Wer zum Teufel seine Zuflucht nähme oder ihn anriefe, der beginge eine entsetzliche Sünde, weil der Teufel der größte Feind Gottes und des Menschen ist" (S. 131). —

Hier haben wir den ganzen mittelalterlichen Teufels- und Hexenglauben in nuce. Nirgends auch nur die leiseste Andeutung eines Zweifels an der Realität des höllischen Gastes. Was Wunder, wenn er sein Unwesen heute noch genau ebenso treibt wie vor 500 Jahren — freilich vorzugsweise in gutkatholischen Gegenden! Aber das ist ja schon immer die niederträchtige Bosheit dieses Erzfeindes der Christenheit gewesen, daß er gerade die „Frommen" am ärgsten belästigte, vermutlich weil er's mit den „Bösen" nicht erst lange nötig hat, da sie ihm nach einem bekannten Witzwort ohnehin schon sicher sind. Wer sehen möchte, welche Blüten dieser Teufelsaberglaube „mit Gutheißung der kirchlichen Obrigkeit" auch heute noch treibt, lese den von Wahrmund in seiner Schrift „Ulramontan" abgedruckten „authentischen Bericht über die Teufelsaustreibung vom 13. und 14. Juli 1891 im Wemdinger Kapuzinerkloster", oder vergegen-

wärtige sich die Groteske des Leo Taxil-Schwindels, etwa in Hoensbroechs Papsttum I.

Als Beispiel dafür, wie dieser Aberglaube auch heute noch von der katholischen Kirche im Volke geflissentlich genährt wird, diene folgende Geschichte, die im „Armen-Seelen-Blatt“ (November 1900) sich findet:

„Zu Prag vor der Wischerader Kirche liegt bis zur Stunde eine in drei Stücke zerbrochene Säule, welche 17 Fuß lang ist und 5 Fuß Umfang hat. Wie kam aber diese Säule vor die Wischerader Kirche? Die Geschichte dieser Säule ist in einem Bilde an die Kirchenmauer gemalt. Der Priester Wazlaga Kralizzek versuchte aus einer Besessenen einen Teufel auszutreiben; aber alle seine Versuche schlugen fehl; der Teufel saß fest. Was also tun, um des Teufels los zu werden? Der Priester Kralizzek verfiel auf den tollkühnen Einfall, mit dem Teufel einen Vertrag zu schließen, dahin lautend, daß, wenn der Teufel beim Introitus (Anfang) einer von Kralizzek abzuhaltenden Messe ausfahre, nach Rom gehe, dort in einer Kirche eine Säule ausbreche und mit dieser Säule von Rom zurückkehre, noch ehe Kralizzek mit der hl. Messe zu Ende sei, dann wolle er dem Teufel seine eigene Seele geben. Er also, nicht faul, schlug ein: Wazlaga begann die hl. Messe und der Teufel fuhr nach Rom. Aber nur ein einziger Augenblick hat noch gefehlt, so war der Priester um seine Seele. Kaum hat er den letzten Satz . . . beendet, als der Teufel mit einer Säule ankam. Der Ärger aber, den er über die verspätete Sekunde hatte, war so groß, daß er die Säule voll Zorn vor der Kirche niederwarf, wobei sie, wie noch jetzt zu sehen ist, in drei Stücke zerbrach. So war also die Besessene von ihrer Last und der Priester von seinem Pakte frei.“ — Wie man sieht, eine ganz hübsche Volkssage nach bekanntem Muster. Aber nun höre man die Nutzanwendung: „Was mögen doch aber dazu die Freigeister und Ungläubigen sagen? Sie werden die Geschichte kurzweg leugnen; aber mit welchem Rechte? Daß der Teufel durch Besessenheit von Menschen Besitz ergreifen kann, lehrt uns das Evangelium, daß er eine schwere Säule tragen kann, erweist sich dadurch als möglich, daß die physische (natürliche) Kraft des Teufels sehr groß ist, diese Kraft aber durch den Sturz der bösen Geister nicht verloren ging. Eine überraschende Bestätigung erhält aber die vorstehende Tatsache dadurch, daß zu Rom in der Kirche Santa Maria Aras Tevere eine Säule fehlt, indem in der einen Säulenreihe sechzehn, in der andern aber nur fünfzehn stehen. An Stelle der fehlenden Säule erhebt sich ein Kreuzaltar, und hinter diesem ist merkwürdigerweise ebenfalls der Vorgang gemalt, wie er in Prag erzählt wird und an der Kirchenmauer der Wischerader Kirche gemalt ist. Daher trugen große Gelehrte kein Bedenken, die Tatsache als wahres Ereignis anzuerkennen, z. B. Görres in seiner Mystik

(3. Bd., S. 121), wie auch der Verfasser der Schrift „Unterredungen im Reiche der Geister" (S. 150). — Sapienti sat!*)

Alle diese mehr als seltsamen Gottes- und Teufelsvorstellungen können natürlich nur erwachsen auf dem Boden einer äußeren Erscheinungswelt, in der von irgendwelcher Ordnung und Gesetzmäßigkeit alles mechanischen Geschehens keine Rede ist. Gewiß, seit einigen Menschenaltern sträubt sich ja auch die katholische Kirche nicht mehr gegen das Kopernikanische Weltsystem. Aber in der Praxis hat man sich noch immer nicht recht damit befreunden können. Natürlich! Sind doch Theologie und Dogma zum guten Teil untrennbar mit dem mittelalterlichen Weltbild verbunden. Man denke nur an das Fegfeuer, das nach katholischer Vorstellung ein bestimmter Ort im Erdinnern mit wirklichem Feuer ist. An Herrn Professor Bautz in Münster, der in den Vulkanen der Erde die Schornsteine der Hölle wiederfindet, habe ich bereits in anderm Zusammenhang erinnert. Wichtiger scheint mir zu sein, einmal den Finger mit Nachdruck auf die modernkatholische Erbauungsliteratur zu legen, die gerade das Fegfeuer mit besonderer Vorliebe zu behandeln pflegt, und zwar in einer Art, die schon mehr in das Gebiet wenn nicht des Pathologischen, so doch des groben Unfugs gehört. Aus der Unmasse ähnlicher Geschichten, wie sie mit toternster Miene und im Tone der überzeugtesten Gewißheit fast in jeder Nummer des „Armen-Seelen-Freundes" oder des „Armen-Seelen-Blattes" mit allerlei Seitenhieben und Ausfällen auf die gottlosen Ungläubigen und Freimaurer erzählt werden, sei hier nur auf die berüchtigte Geschichte von der feurigen Hand verwiesen, die im Armen-Seelen-Blatt, September und Oktober 1900, abgedruckt ist. Der amtliche Bericht, der 1897 „mit dem Gutheißen der kirchlichen Behörde" gedruckt wurde, findet sich im „Armen-Seelen-Kalender" für das Jahr 1902, S. 55—62. Danach ist die Schwester Theresa Margaretha Gesta nach einem heiligmäßigen Leben, wovon sie 33 Jahre im Kloster zu Foligno zugebracht hatte, am 4. November 1859 daselbst an einem Schlaganfall gestorben und, nachdem sie sich schon vorher vergeblich mehrfach bemerkbar zu machen gesucht hatte, am 16. November der Schwester Anna Felicia Menghini de Montefalco, der „mutvollsten der Schwestern", im Wäschezimmer unter Ächzen und Stöhnen in einer dichten Rauchwolke erschienen. Zum Zeichen, daß sie wirklich eine arme Seele aus dem Fegfeuer war, schlug sie mit ihrer Hand kräftig an die Tür, an der man nachher „den Abdruck der Hand der Schwester Theresia Marga-

*) Doch sei wenigstens noch erinnert an die ganz verrückten Teufelsgeschichten, die in der Civiltà Cattolica, der Hauptzeitschrift der Jesuiten, mit ernstem Gesicht (Nr. 1228, 1230, 1234) dem lauschenden 20. Jahrhundert aufgetischt wurden.

retha fand, und zwar genauer und vollkommener abgebildet, als es ein Künstler mit einer glühend gemachten Hand von Eisen hätte aus-



Der heilige Dominikus von Guido Reni.
Nach dem Gemälde im Besitz Sr. Durchlaucht des Prinzen zu Schönaich-Carolath auf Amtitz.

führen können". Daß es wirklich die Hand der Verstorbenen war, hat der Bischof von Foligno in einer am 25. November besonders ange-

stellten kirchlichen Untersuchung ausdrücklich festgestellt, indem er die Verstorbene ausgraben ließ und ihre rechte Hand auf den Abdruck in der Tür legen ließ; es stimmte genau. „Dann wurde der Eindruck mit einem Schleier bedeckt und versiegelt; die Türe wurde ausgehoben und an einem besonderen Orte aufbewahrt.“ Das wunderbare Mal ist auch jetzt noch, „mit einem Rahmen umgeben, mit einem Schloß versehen und mit einem Glas überdeckt“, zu sehen, und sein Anblick hat den Verfasser des Artikels im „Armen-Seelen-Blatt“ furchtbar erschüttert, da es ihm, allen Freidenkern zum Trotz, die Realität des Fegfeuers als eines wirklichen Feuers gewiß gemacht hat. Als ein solches wird es nach einem andern Aufsatz im „Armen-Seelen-Kalender“ über „das Weihwasser, eine Hilfsquelle für die armen Seelen“, der ungefähr das Tollste ist, was mir bisher überhaupt vorgekommen ist, natürlich am besten durch Wasser, nämlich Weihwasser, gelöscht. Das hat der hl. Dominikus herausbekommen, der nach Ordensgebrauch einen Totenkopf in seiner Zelle hatte. In einer Nacht fing dieser Totenkopf nämlich mit fürchterlicher Stimme an zu reden. Und als der Heilige ihn mit Weihwasser besprengte, sagte der Totenkopf: „Weihwasser, Weihwasser, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ und bat dann, nachdem er seine Lebensgeschichte erzählt hatte, ihn doch ja öfter mit Weihwasser zu besprengen, da dadurch seine arme, im Fegefeuer unsägliche Pein leidende Seele sehr erquickt werde (a. a. O. Sp. 35).

Aber auch, wo es sich um andere Dinge handelt, die mit dem Dogma nichts zu tun haben, zeigt sich die katholische Erbauungsliteratur jeglichen Wirklichkeitssinnes bar. Der Katholik, der seine geistige Nahrung daraus nimmt, muß doch in dieser Welt ohne Kausalitätsprinzip allmählich den Boden unter den Füßen verlieren. Man lese nur das „Wunderbare Leben des heiligen Stanislaus Kostka S. J.“ von Matth. Gruber S. J. (Freiburg 1896) — übrigens noch eines der besseren Bücher dieser Art —, in dem dieser Jesuit, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, es als feststehende Tatsache berichtet, daß der hl. Stanislaus die Kommunion aus der Hand der Engel empfangen habe, und daß von seinen Gebeinen einige Jahre nach seinem Tode, als das Fleisch bereits verwest war, ein wahrhaft betäubender Wohlgeruch ausgegangen sei. Schöner ist freilich noch, was „Der Rosenkranz“ (Februar 1901) von dem „Fest der Auffindung der unverwesten Zunge des hl. Antonius“ in Padua erzählt. 32 Jahre nach seinem Tode wurde das Grab des Heiligen geöffnet, und man fand den Leib zerfallen, die Zunge aber „noch frisch und unverwesen (!), als ob sie einem lebendigen Menschen angehörte . . . Der Schreiber dieser Zeilen hat sie selbst gesehen. In früheren Jahren wurde sie alljährlich am 15. Februar durch die Straßen von Padua getragen, wobei sich nicht selten

erstaunliche Wunder ereigneten". Das schönste aber ist doch die Geschichte, die man im „Sendboten des heiligen Antonius von Padua" (Juli 1900) findet. Da war der Heilige eines Tages in großer Verlegenheit, weil der Koch der Gesellschaft nichts zu kochen hatte, und bat eine edle Gönnerin um etwas Gemüse aus ihrem Garten. „Es fiel aber eben ein gewaltiger Platzregen. Die Dame bat trotzdem ihre Magd, sie möchte sogleich zum Garten gehen und Gemüse für die Brüder holen. Die Magd weigerte sich anfangs wegen des Unwetters, welches alle Wege überschwemmte; dann ließ sie sich doch bewegen durch die Bitten ihrer Herrin und ging zum Garten. Da nahm sie denn das Gewünschte und brachte es zum Kloster, welches weit draußen vor der Stadt lag; und siehe, obwohl der Regen während der ganzen Zeit keinen Augenblick zu strömen aufgehört hatte, wurde sie doch nicht im geringsten naß. Mit vollständig trockenen Kleidern kehrte sie zu ihrer Herrin zurück und berichtete, daß es noch immer regne, sie aber von keinem Tropfen berührt worden sei." —

Daß der gute Joannes Rigaldi um 1300 herum das geglaubt und sich innig daran erquickt hat, ist ja freilich zu verstehen. Daß man es aber wagt, noch im 20. Jahrhundert dem gläubigen Volke in Deutschland „mit kirchlicher Gutheißung" eine solche geistige Speise vorzusetzen, ohne auch nur den leisesten Zweifel zu äußern, muß als ein öffentlicher Skandal bezeichnet werden.

Diese wenigen Beispiele, die ohne Not um das Hundertfache vermehrt werden könnten, werden genügen, um das Recht der Behauptung zu erweisen, daß der gute Katholik von heute tatsächlich in einer ganz anderen Welt lebt, nämlich in der Welt des Mittelalters, daß ihm also die Welt der Gegenwart, in der er doch nun einmal drinsteht, total fremd ist.

Danach werden wir nun als die wichtigsten Merkmale des katholischen Kulturideals zusammenfassend bezeichnen dürfen: Unbedingter Gehorsam gegen die Autorität der katholischen Hierarchie, die das ganze öffentliche und private Leben in ihrem Sinne zu beherrschen und zu leiten strebt und die Welt zu einer großen Kirche machen möchte. Jeder Versuch, eine freiheitliche Entwicklung anzubahnen, die nicht kirchlich geleitet oder doch zumindest gutgeheißen wäre, auf welchem Gebiet es immer sei, ist strengstens verpönt. Daneben eine weltflüchtige Stimmung, für die das beschauliche Leben des Mönchs noch immer das Ideal ist, auf dem Boden einer Weltanschauung, die notwendig zur Weltfremdheit führen muß und darum ihre Anhänger von vorneherein den Anhängern jeder anders gerichteten freieren Weltanschauung gegenüber benachteiligt. Daß man diese mittelalterliche Weltanschauung mit bekannter römischer Be-

scheidenheit als die echtchristliche und darum allein wahre anpreist, ändert nichts an der Tatsache, daß sie ihre Anhänger im intellektuellen und wirtschaftlichen Wettbewerb je länger je mehr ins Hintertreffen bringen muß.

Schließlich ist ja doch die ganze Kraftentfaltung des Katholizismus der Gegenwart eine negative! In fruchtlosem Kampf gegen die modern-protestantische Kultur, die mit ihrer Weltoffenheit dem weltflüchtigen Katholizismus als Ausgeburt der Hölle erscheinen muß, reibt er sich auf und zeigt sich darum außerstande, positive Werte zu schaffen. Es kann daher auch gar nicht anders sein: Solange sich der Katholizismus darauf beschränkt, wider den Stachel der modernen Kultur zu löken, muß er in der allgemeinen Kulturentwicklung notwendig zurückbleiben. Und auch das widerwillige und verdrossene Mitmachen, das „Germania" und „Kölnische Volkszeitung" so dringend befürworten, lediglich aus Konkurrenzneid, weil man ausgehungert zu werden fürchtet, wird wenig helfen. Das einzige, was die katholische Kirche vor dem Bankrott bewahren kann, ist entschlossene Abkehr von den mittelalterlichen Kulturidealen und freudige Mitarbeit an dem Bau der modernen Welt. Darauf aber ist bei der Entwicklung, die der Katholizismus unter dem verderblichen Einfluß des Jesuitismus genommen hat, schlechterdings nicht zu rechnen.

Und das ist der schlimmste Posten im Schuldbuch des Jesuitenordens, daß er so je länger je mehr zum Totengräber der katholischen Kirche geworden ist. Was der gutkatholische Chorherr Burckard Leu in Luzern im Jahre 1840 seinen Landsleuten zurief: „Wenn die Vorsehung den Untergang unserer Freiheit und unseres Vaterlandes beschlossen hat, so wird man an den Jesuiten die geeignetsten Auströster haben" (Beitrag zur Würdigung des Jesuitenordens, S. 68) — Das gilt in noch viel höherem Maße für die katholische Kirche. Wenn dieser stolze Bau über kurz oder lang in sich zusammenkracht — und die Risse in dem festen Gefüge, die man durch immer neue eiserne Klammern zusammenzuhalten sucht, mehren sich in bedenklicher Weise —, so trägt die Schuld daran in erster Linie: der Jesuitenorden. Und zu spät wird man erkennen, wie recht Döllinger hatte, als er im Jahre 1874 einem Freunde seine Befürchtungen für die Zukunft mitteilte: „Ich habe durchaus keine Hoffnung, daß unter dem nächsten oder einem der nächsten Päpste irgend etwas im Großen und Wesentlichen gutgemacht werde, und so viel ich wahrnehme, sind alle, welche den Zustand der römischen Kirche und des römischen Klerus kennen, nach dieser Seite hin ebenso hoffnungslos, als ich. In dieser ganzen Papstgemeinschaft in und außerhalb Italiens gibt es nur noch eine einzige treibende Kraft, der gegenüber alles andere, Episkopat,

Kardinäle, geistliche Orden, Schulen usw. sich passiv verhält, — und das ist der *Jesuitenorden*. Er ist die Seele, *der Beherrscher des ganzen römischen Kirchenwesens*. Dies wird auch unter einem neuen Papst wohl so bleiben, weil dieser Orden unentbehrlich ist und zugleich, ohne zu herrschen oder herrschen zu wollen, gar nicht existieren kann. Früher, vor 1773, waren in der Kirche mannigfache Gegengewichte da; die andern Orden waren noch stark und lebenskräftig; jetzt sind die andern Orden entweder machtlose Schatten oder halb willige, halb unwillige Trabanten des leitenden jesuitischen Gestirns, und die römische Kirche muß, um Kurie zu bleiben, ihr kirchliches Monopol, ihre Geldmittel usw. zu bewahren, sich auf die Jesuiten stützen, d. h. ihnen und ihren Impulsen dienen. *Die Jesuiten aber sind die fleischgewordene Superstition, verbunden mit Despotismus.* Die Menschen beherrschen mittelst des ihnen dienstbar gewordenen Papstes — das ist ihre Aufgabe, ihr Ziel, ihre mit Meisterschaft geübte Kunst. Daher das Streben, die Religion zu mechanisieren, das sacrificio dell' intelletto, das sie anpreisen, die Seelendressur zu unbedingtem, blindem Gehorsam usw." (Briefe und Erklärungen über die vatikanischen Dekrete, S. 104 ff., bei Mirbt, a. a. O. S. 423 f.) Wer Ohren hat, zu hören, der höre!



Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Die Bilder Nr. 1, 2, 3, 11 und 12 hat J. F. Lehmanns Verlag in München in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt, die Bilder Nr. 7, 8 und 10 verdanken wir dem Entgegenkommen der Hauptgeschäftsstelle des Evangelischen Bundes in Halle a. S.

Arwed Strauch, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.



Die Wartburg das führende Organ der deutsch-evangelischen Bewegung, tritt ihren Grundsätzen getreu mit Entschiedenheit und Festigkeit für die Wahrung der deutsch-evangelischen Interessen ein und hat den Kampf gegen den Ultramontanismus wie gegen die Zentrumsherrschaft zu ihrer Hauptaufgabe erkoren.

Die Wartburg erblickt im Ultramontanismus *nicht* einen *religiösen* Gegner, sondern ein in Religion sich hüllendes und die Religion *mißbrauchendes* weltlich-politisches Machtsystem, das unsere staatlich-nationale Selbständigkeit und Kultur auf das allerschwerste bedroht; ein System, das wie kein zweites *religiöse, bürgerliche, politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche* Freiheit unterbindet und bestrebt ist, unsere staatlichen und kulturellen Kräfte internationalen Herrrschaftsbestrebungen dienstbar zu machen.

Durch *Geistesfreiheit* ist Deutschland zu politischer und kultureller Größe emporgestiegen, und nur durch Geistesfreiheit wird Deutschland auf der eingenommenen Höhe sich erhalten.

In der Verurteilung des Ultramontanismus weiß die *Wartburg* sich eins mit den größten Männern nichtkatholischen Bekenntnisses: *Lessing, Goethe, Schiller, Freiherr vom Stein, Ranke, Bismarck, Treitschke* ebenso wie mit hervorragenden Katholiken: *Franz Xaver Kraus, Reinhold Baumstark, Kardinal Hohenlohe,* die trotz unantastbarer Treue gegen ihre Religion die schärfsten Gegner des *unreligiösen, antinationalen und antikulturellen* Ultramontanismus waren.

Gerade gegen die durch das Papsttum immer wieder und von neuem verkündete und durch das Zentrum betätigte unselige *Verquickung* von *Religion und Politik,* jener mächtigen Handhabe des Ultramontanismus, gegen das Bestreben, unsere staatliche Souveränität unter fremde Einflüsse zu bringen und unser deutsches Volk in zwei Teile zu spalten durch systematische

Absperrung der katholischen Bevölkerung in konfessionellen Vereinen jeder Art, gegen die Herabwürdigung und Erniedrigung der Religion und ihren Mißbrauch zu Parteizwecken, gegen den Aberglauben in jeder Form wendet sich die Wartburg mit aller Energie in der klaren Erkenntnis, dadurch wie dem Staate so auch der Religion einen Dienst zu erweisen.

In einer geistigen Höhenlage gehalten, die sie dem Durchschnitt des Volkes verständlich, aber auch dem Gebildeten lesenswert macht, hat die Wartburg folgenden Inhalt:

1. Eine kurze religiöse Betrachtung, kernig und zu tieferem Nachdenken reizend, keine Theologie, sondern lebenswahre Religion.

2. Fragen aus dem religiösen Kampfe der Gegenwart, beantwortet in evangelischem Geiste. Aufklärungen über evangelische Wahrheiten gegenüber römischen Irrtümern: wieder nicht doktrinär-theologisch, sondern auf dem verborgenen Untergrund gediegener Wissenschaft schlichtreligiös — warm evangelisch, Herz und Gewissen ergreifend; Zeit- und Streitfragen.

3. Unterhaltendes, Erzählungen, Dichtungen.

4. Geschichtliches und Kulturgeschichtliches, besonders Aufsätze über Entstehung römischer Lehren und Gebräuche, Reformation und Gegenreformation.

5. Kurze Wochenschau, hauptsächlich das konfessionelle Gebiet behandelnd.

6. Mitteilungen aus der gesamten Übertrittsbewegung, und zwar sowohl Einzelnachrichten, als auch Zusammenfassungen und Bilder aus dem Leben der Gemeinden.

7. Erörterung über die Stellung und Beteiligung der Frau in der Bewegung.

8. Bücherschau, welche die für das evangelische Haus wichtige Literatur aufführt.

Zur Mitarbeit haben sich die bewährtesten Führer der deutsch-evangelischen Sache zur Verfügung gestellt, und zwar Hochschullehrer wie Geistliche und selbstredend auch fast alle in der evangelischen Bewegung tätigen Kräfte.

In beliebigen Zwischenräumen werden der Wartburg Kunstblätter in künstlerisch vollendeter Ausführung (zweifarbiger Steindruck) beigegeben. Bis jetzt sind erschienen die Bildnisse von Zwingli, Kant, Ulrich von Hutten, Bernhard von Weimar, Luther, Landgraf Philipp von Hessen, Schiller, Albrecht Dürer, Melanchthon, Paul Gerhardt, Frh. vom Stein, Calvin, Ernst Moritz Arndt. Diese Kunstblätter bilden einen vorzüglichen Zimmerschmuck fürs deutsch-evangelische Haus. ☛ Neueintretende Abonnenten auf einen ganzen Jahrgang erhalten diese schönen Bilder auf Wunsch kostenlos nachgeliefert. Probenummern stehen in beliebiger Zahl zur Verfügung, auch werden solche gern auf Wunsch an Leute gesandt, deren Anschriften uns aufgegeben werden. Die Bestellung kann bei der Post, beim Verlag und bei den Buchhandlungen erfolgen.

H. St. Chamberlain sagt im Vorwort zur 4. Auflage seiner „Grundlagen des 20. Jahrhunderts“ S. 79:

„Der gewaltigen Erscheinung der römischen Hierarchie gegenüber achtlos, skeptisch, gleichgültig, in blasser Sympathie oder blasser Antipathie — wie Millionen von Protestanten und Katholiken — zu verharren: das kann nur Blindgeschlagensein oder geistige Schwäche erklären. Wer dagegen erkennt, was hier vorgeht, und wie hier die Zukunft der ganzen Menschheit, insbesondere aber die Zukunft alles Germanentums auf dem Spiele steht, hat nur die eine Wahl: entweder Rom zu dienen oder Rom zu bekämpfen; abseits zu bleiben, ist ehrlos.“

Franz Mejo Nachf. Dr. F. Poppe, Leipzig.


UB WIEN
+AM169621505